

Auszug aus dem Protokoll der geschlossenen Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat e. V. am 20. Juni 1982 in Mannheim

## Aus dem Rechenschaftsbericht des 1. Landesvorsitzenden

Nach der Begrüßung der Landesversammlung durch den Vorsitzenden der Ortsgruppe Mannheim, die Herr Notar Grässlin auch namens der Stadt Mannheim sprach, folgte der Rechenschaftsbericht durch Herrn Dr. Laubenberger. Der Landesvorsitzende dankte Herrn Grässlin für die Vorbereitung der Landestagung, um dann auf die Tätigkeit des Landesvereins einzugehen. In der Berichtszeit fanden drei Vorstands- und Beiratssitzungen statt. Das Hauptanliegen war immer wieder die Diskussion der Mitgliederbewegung. Seit der Mitgliederversammlung in Oberkirch im September 1980 sind 490 Abgänge — viele durch Tod — und 220 Zugänge zu verzeichnen, so daß der Stand der Mitglieder einschl. der Zeitschriftenbezieher im Ausland und der Buchhandlungen heute 4256 beträgt. Leider gingen durch Tod sehr verdienstvolle Mitarbeiter verloren, so Herr Oberstudiendirektor Willi Hensle, Vorsitzender der Ortsgruppe Lahr, Herr Prof. Schilli, der Gründer des Freilichtmuseums

Vogtsbauernhof, Herr Prof. Dr. Künzig, der Senior der Volkskunde, und Herr Prof. Dr. Weber, Vorsitzender der Ortsgruppe Rastatt, der nach der Landesversammlung verstorben ist. Als Nachfolger für Herrn Dr. Tischler, der aus Altersgründen den Vorsitz der Ortsgruppe Heidelberg niederlegte, wurde Herr Dr. Jörg Gamer gewonnen. In Lahr übernahm Herr Sparkassendir. i. R. Andreas Mannschott die Ortsgruppenführung, und für Rastatt besteht die Hoffnung, daß Herr Weber jun. die Arbeit seines Vaters fortsetzt. Herr Ernst Bozenhardt, seit 15 Jahren der gewissenhafte Schriftleiter unserer Zeitschrift, mußte aus gesundheitlichen Gründen sein Amt niederlegen. Herr Dr. Laubenberger dankte im Namen aller Herrn Bozenhardt und schlug vor, ihm die Ehrenmitgliedschaft zu verleihen. Die Versammlung nahm diesen Vorschlag einstimmig an. Auch die seit Jahrzehnten aufopferungsvoll tätige Sekretärin des Landesvereins, Fr. Dorner, hat zum 1.1.1983 gekündigt. Da sie

bereits Ehrenmitglied des Landesvereins ist, wurde sie mit allen guten Wünschen mit einem Blumenstrauß verabschiedet. Frl. Dorner bleibt selbstverständlich im Besitz ihrer kleinen Wohnung im Haus Badische Heimat, bis eine Änderung eintritt.

Auch in der abgelaufenen Amtszeit wurde der Landesverein durch Herrn Dr. Laubenberger in der Mitarbeit im Dachverband „Deutscher Heimatbund“ und im Arbeitskreis „Heimattage Baden-Württemberg“ vertreten. Die guten Beziehungen zum „Schwäbischen Heimatbund“ bestehen weiterhin. Zum Schluß dankte Herr Dr. Laubenberger allen Mitgliedern für ihr Erscheinen.

Der Kassenbericht, den der Landesrechner, Herr Günther, erstattete, zeigte, daß der Landesverein sehr sparsam wirtschaften muß. Die Rücklagen sind verbraucht, der Staatszuschuß wird gekürzt und die Druckkosten für die Zeitschrift werden teurer. Um bürotechnische Kosten zu ersparen, werden die Mitglieder gebeten, dem Landesverein eine Einzugsermächtigung zu geben, so daß dieser frühzeitig und ohne Mahngebühren zahlen zu müssen über die Beiträge verfügen kann. Ein Einzugsermächtigungsformular wird einem der nächsten Hefte beigelegt werden mit der Bitte, dieses dann ausgefüllt an den Landesverein zurückzusenden. Eine Beitrags-erhöhung ist nicht beabsichtigt, und der Umfang unserer Zeitschrift wird nicht gekürzt werden. Herrn Günther war es nicht möglich, einen Kassenprüfungsbericht vorzulegen. Er versprach, diesen bald nachzu-reichen.

### Neuwahl des Vorstandes

An diesem Tagesordnungspunkt entzündete sich eine langandauernde, lebhaft und kontroverse Diskussion. Deshalb mußte die geschlossene Mitgliederversammlung wegen der öffentlichen Festversammlung abgebrochen und am Nachmittag fortgesetzt werden. Die Wahl, die durch den Wahlleiter K. Wörn, Vorsitzender der Ortsgruppe Schwet-

zingen, durchgeführt wurde, ergab folgendes Ergebnis:

1. Zum neuen Landesvorsitzenden wurde in geheimer Wahl Herr Schulamtsdirektor i. R. Ludwig Vögely, Karlsruhe, gewählt.
2. Per Akklamation wurde Herr Dr. Laubenberger, Freiburg, zum 2. Landesvorsitzenden gewählt.
3. Neuer Schriftführer wurde per Akklamation Herr Grässlin, Mannheim.
4. Wegen des fehlenden Prüfungsberichtes konnte der Landesrechner Herr Günther von der Landesversammlung nicht entlastet werden. Herr Günther stellte sein Amt zur Verfügung, führt dieses aber so lange weiter, bis der Prüfungsbericht vorliegt und im Auszug in unserer Zeitschrift veröffentlicht wird.
5. Zum Kassenprüfer wurde Herr Dr. Schmid, Überlingen, gewählt, der dieses Amt für eine kurze Zeit annahm. Der Vorstand wurde ermächtigt, zwei Kassenprüfer zu bestellen.

Nach der Wahl dankte Herr Vögely für das entgegengebrachte Vertrauen und versprach, die Einheit und den Bestand des Landesvereins Badische Heimat zu wahren und in harter Arbeit dem Landesverein zu dienen.

### Die öffentliche Festversammlung

Herr Dr. Laubenberger begrüßte die erschienenen Ehrengäste, u. a. Herrn 1. Bürgermeister David, die Stadträte, den Festredner Prof. Dr. Himmelein und die Presse. Er betonte, daß der Landesverein gerne nach Mannheim gekommen sei, in diese geschichtsträchtige Stadt, die immer einen Besuch wert sei.

Herr Erster Bürgermeister Manfred David gab seiner Freude Ausdruck, daß die Landesversammlung der Badischen Heimat in Mannheim stattfinde. In eindrucksvollen Worten schilderte er seine Stadt als den Ort großer Erfindungen, bedeutender Industrien, aber auch als Stätte der Kultur, denn Mann-



heim ist eine berühmte Theaterstadt mit alter Tradition, man brauche dabei nur an die Verbindung Schillers und Goethes mit Mannheim zu denken. Die Stadt Mannheim gibt für ihre kulturellen Einrichtungen beträchtliche Summen aus, und Herr Bürgermeister David dankte auch der Ortsgruppe Mannheim für ihre Bemühungen, das kulturelle Leben der Stadt zu bereichern.

Den Festvortrag hielt Herr Dr. Himmelein, Direktor des Bad. Landesmuseums, über das Thema „Burgen und Schlösser in Baden“. Leider mußte sich der Redner der fortgeschrittenen Zeit wegen auf die wichtigsten Bauwerke beschränken. Aber auch so gelang

ihm eine beeindruckende Darstellung des für alle Heimatfreunde interessanten Themas.

Eine reine Freude bereitete der Kinder- u. Jugendchor Mannheim-Schönau unter der Leitung von Schulrat Künstler der Festversammlung. Der Chor trug deutsche Volkslieder vor und ertete dafür reichen Beifall.

Im Anschluß an die öffentliche Mitgliederversammlung stärkten sich die Anwesenden am kalten Büfett im Foyer des Reiß-Museums. Auch dafür und für die Organisation der sich um 15 Uhr anschließenden Führungen durch die Sammlungen des Reiß-Museums, über die „Via Palatina“ und die Hafenrundfahrt sei Herrn Grässlin besonders gedankt.

---

## *In eigener Sache*

Zum Nachfolger unseres langjährigen Schriftleiters Ernst Bozenhardt wurde vom Vorstand des Landesvereins Herr Heinrich Hauss bestellt. Wir bitten unsere Leser und Autoren, künftig Anfragen an die Schriftleitung und Manuskripte an folgende Adresse senden zu wollen:

Oberstudiendirektor  
Heinrich Hauss  
Jahnstraße 9  
7500 Karlsruhe

*Ans Land Baden*

*Mein Vaterland, mein Baden,  
Am jugendfrischen Rhein!  
Zu deinem Mable laden  
Die Ähren und der Wein:  
An deines Brotes Marke  
Der Leib gesund sich speist,  
Dein Rebentrank, der starke,  
Weckt feurig auf den Geist.*

*Du heller Gottesgarten,  
Du blinkst im Blütenschnee  
Von deines Schwarzwalds Warten,  
Von deinem Bodensee  
Bis wo auf grüner Halde,  
Vom Schlehenbag gekrönt,  
Im stillen Odenwalde  
Des Hirten Flöte tönt.*

*Weit schweift ich auf und nieder,  
Sah Nord und Südens Pracht:  
Heim zog mich's immer wieder  
Zu deiner Tannen Nacht:  
O Land voll Quellenadern,  
Drin Lust und Freude lohn,  
O Land voll Felsenquadern,  
Ich fühl's, ich bin dein Sobn!*

*O Land, zuerst mir Wiege,  
Quarzhaltger Mutterschoß,  
Gib, daß zuletzt ich liege  
Bedeckt von deinem Moos!  
Im Rauschen deiner Föhren  
Ruf ich's vom Berge weit:  
Mein Herz soll dir gehören  
In Zeit und Ewigkeit!*

*Heinrich Vierordt*

*(Im Jahre 1982 jährte sich zum 40. Male der  
Todesstag des badischen Dichters. Sein wohl am  
bekanntesten gebliebenes Gedicht soll an ihn  
erinnern.)*



# Neue Entwicklungen in der Bauländer Grünkernwirtschaft

*Peter Assion, Marburg/Walldürn*

Als Jahresband der „Badischen Heimat“ erschien 1933 „Das badische Frankenland“, und darin durfte ein Beitrag über die Erzeugung von Grünkern nicht fehlen<sup>1)</sup>, hält sich das Bauland zwischen Odenwald, Jagst und Tauber doch zugute, dafür das „Weltmonopol“ zu besitzen. Nirgendwo sonst wurde und wird für Handelszwecke Dinkel oder Spelz (*Triticum spelta* L.) angebaut, um halbreif (grün) geerntet, über Feuer „gedarrt“ (gedörnt) und so zu einer schmackhaften Frucht für Suppen und andere Speisen verfeinert zu werden. Der Bericht von 1933 schloß mit dem eindringlichen Appell zu vermehrtem Konsum von Grünkern. Den „deutschen Reis“ nannte man ihn damals, denn im Zeichen einer Landwirtschaftspolitik, die auf die Autarkie des deutschen Reiches zielte<sup>2)</sup>, sollte er ausländische Agrarprodukte ersetzen helfen, und als echter Reis auch kaum mehr zu haben war — in den Notzeiten des Zweiten Weltkrieges nämlich — wurde seine Erzeugung erst recht gefördert. Bis zu 25 000 Doppelzentner waren schon 1936 auf 2500 ha Anbaufläche gewonnen worden, und im Krieg wurde eine Steigerung auf 35 000 Doppelzentner erreicht<sup>3)</sup>. Nach 1945 ging diese Bauländer Sonderkultur jedoch dann um so schneller zurück. Als in der „Badischen Heimat“ 1957 von Heiner Heimberger<sup>4)</sup> die Technik des Darrens historisch durchleuchtet wurde und ebenda 1961 Hans Schweizer<sup>5)</sup> noch einmal den „Grünkernanbau“ in seinen Einzelheiten beschrieb, war die Anbaufläche auf 750 ha geschrumpft und die Produktion pro Hektar zwar gesteigert

worden, aber insgesamt auf 10 000 Doppelzentner zurückgegangen. Deutschlands Markt war wieder offen für die Konkurrenzprodukte, und mit gehobenen Konsum- und Bequemlichkeitswünschen änderten sich auch die Nahrungs- und Kochgewohnheiten. Fleischsuppen und -speisen gewannen Vorrang, und Grünkern verschwand auch deshalb aus vielen Küchen, weil er lange gekocht werden muß und die Hausfrau, zumal die berufstätig gewordene, immer weniger Zeit dafür fand. Der Rückgang der Grünkernerzeugung verlief jedoch ganz undramatisch und ohne Krisenerscheinungen im Bauland, denn da sich gleichzeitig die Umstrukturierung der Landwirtschaft vollzog und in Franken wie anderwärts viele Klein- und Mittelbetriebe aufgegeben wurden, wurde die verminderte Nachfrage durch eine ohnehin rückläufige Produktion ausgeglichen. Nur in nostalgisch getönten Zeitungsartikeln, die die Idyllik der rauchenden Grünkern Darren beschworen, wurde ab und zu noch an die frühere Bedeutung dieser Bauländer Sonderkultur erinnert. Und für die Volkskunde war die Grünkerngewinnung nur insofern noch ein Thema, als sie den „wenigen mehr oder weniger traditionsgebundenen Arbeitsformen als letzte Zeugen der vorindustriellen Epoche“ zuzugehören und vor dem endgültigen Verschwinden nach musealer und filmischer Dokumentation zu verlangen schien. Beides betonte Johannes Künzig, als er 1965 mit dem Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen einen Grünkern-Film<sup>6)</sup> aufnahm: in sei-



*Wie früher der Dinkel für die Grünkernbereitung gewonnen wurde, zeigt noch diese historische Aufnahme: Frauen haben mit der Sichel das Feld abgeerntet und die Getreidebüschel über Kreuz gelegt, damit sie den Männern zugereicht werden konnten, die sie durch den eisernen „Reff“-Kamm zogen und mit den abgerissenen Ähren einen Ackerwagen füllten.*

Repro: Ströbel

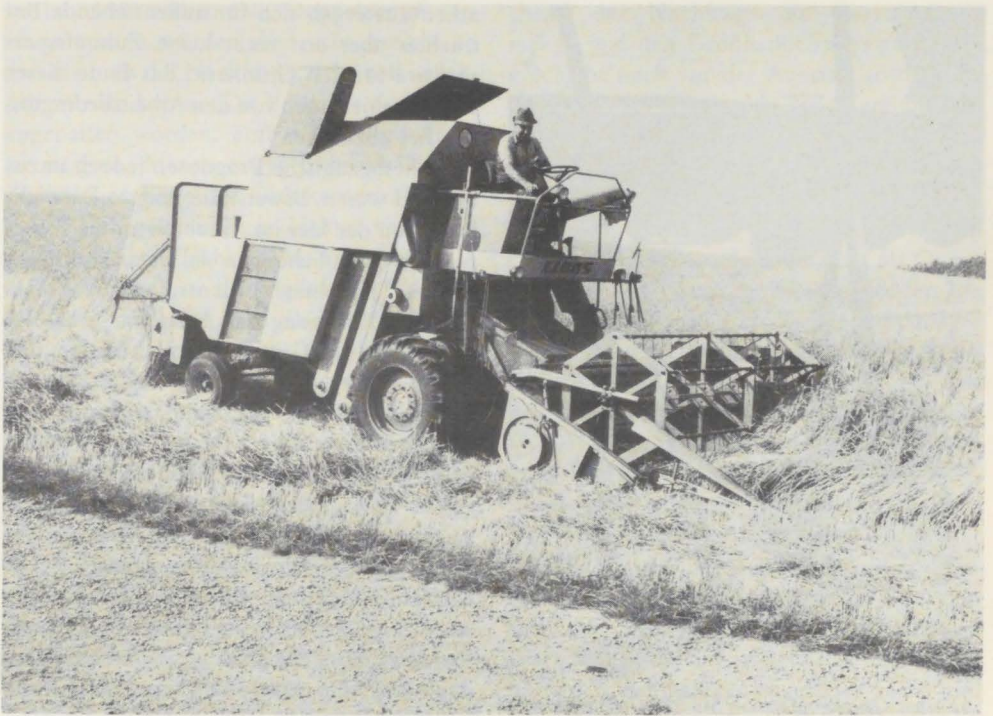
nem Heimatdorf Pülfringen, wo er schon 1938 einen solchen Film mit der Landesbildstelle Karlsruhe gedreht hatte.

### Grünkern und Marktlage

Nun war die Grünkernproduktion weniger altartig, als vielfach vermutet wurde. Zwar ließ sich das Dörren von Getreide bis ins Mittelalter zurückverfolgen, und für „Krünen Kern“ im Frankenland fanden sich die ältesten urkundlichen Belege aus den Jahren 1660<sup>7)</sup> und 1742<sup>8)</sup>. Bis ins 19. Jahrhundert dürfte es sich jedoch nur um eine Erzeugung für den Hausgebrauch gehandelt haben, und es gab in älterer Zeit auch noch nicht die Darrhäuser mit den speziellen Grünkerndarren, sondern man behalf sich mit Backöfen,

Hanf- und Flachsdarren, Kalköfen und Ziegelbrenn-Anlagen. Eine Grünkernproduktion größeren Umfanges scheint erst durch die Mißernten der 1840er und 1850er Jahre hervorgerufen worden zu sein<sup>9)</sup>. Um den Dinkel — die Hauptgetreide-Art der Vergangenheit, die noch heute im Bauland schlechthin „Frucht“ heißt — in regnerischen Jahren nicht verderben zu lassen, ging man zu früherem Schnitt und vermehrtem Dörren über. Der Bau von Grünkerndarren — nach dem Vorbild der Hanf- und Flachsdarren — folgte ab etwa 1860 und nahm in den 1880er Jahren zu, nachdem im Grünkern auch ein Handelsprodukt entdeckt worden war<sup>10)</sup>. Grünkernhändler, unter denen sich vor allem die Handelsjuden der Gegend fanden, sorgten für den Verkauf in die Stadt. Zum Teil





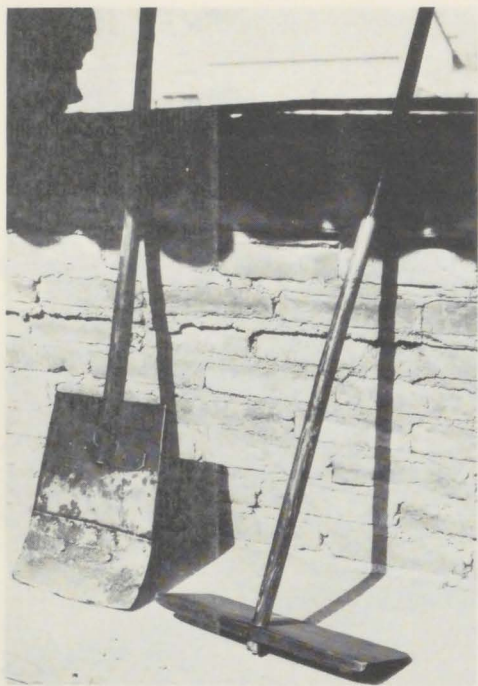
*Heute bringt der Mähdrescher die Dinkelernte ein. Er schafft in Stunden, wofür einstmals die ganze Bauernfamilie mehrere Tage lang hart arbeiten mußte. Der Landwirt allein — hier Helmut Kempf in Altheim bei Walldürn — lenkt die Großmaschine, und vorbei ist die Zeit, da auf den Bauländer Dinkelfeldern lebhaftes Treiben und auch die Geselligkeit der Arbeitspausen bestand.*

Foto: Baschin

wurde der Verkauf aber auch über besondere Grünkernmärkte abgewickelt, wie ein solcher zwischen 1880 und 1901 in Walldürn bestand<sup>11)</sup>. Die Blütezeit des Grünkerns kam mit der Industrialisierung und mit der gestiegenen Nahrungsnachfrage in den wachsenden Städten.

Für die Erzeuger-Orte tat sich dadurch eine Erwerbsquelle auf, die nicht unwesentlich dazu beitrug, die wirtschaftlichen und sozialen Krisen des vorigen Jahrhunderts zu bestehen. Da es sich beim Dinkel um eine genügsame Pflanze handelt, die auch auf trockenen und steinigten Böden gut gedeiht und kaum Dünger braucht, bestand zumal für ärmere Orte und für Bauern mit schlechten Grundstücken in trockener Hanglage die Chance, erfolgreich wirtschaften zu können.

Altheim bei Walldürn wurde deshalb nicht zufällig zu einem Hauptort der Grünkernerzeugung, und daß hier die Landwirtschaft sehr lange intakt blieb und eine geringere Abwanderung der Bevölkerung zu erleiden hatte, als sie andernorts erfolgte, sollte einmal im Zusammenhang mit der Grünkernproduktion systematisch untersucht werden. „Käärn (= Grünkern) is es bescht“, heißt es hier noch heute. Er brachte stets schönes Geld ein, und durch ihn kam im bäuerlichen Jahr auch das erste Geld in die Kasse, nachdem monatelang nur etwas Milchgeld erlöst worden war. So hatte Altheim auch früher Grund zum Feiern als andere Orte: das 1795 auf den letzten Sonntag im August vorverlegte Valentinsfest (Feier des Kirchenpatrons, ursprünglich am 14. Februar) soll im-



*An einer Grünkerndarre in Sindolsheim stehen noch die Geräte bereit, die zum Darren des Grünkerns gebraucht werden: die eiserne Schaufel zum Umschaukeln der Körner und die „Krücke“ zum gleichmäßigen Verteilen des Darrgutes. Doch immer weniger Landwirte darren noch in der alten Art.*

Foto: ASSION

mer auch eine Art „Grünkernfest“ gewesen sein<sup>12</sup>).

Die enge Verbindung, die der Grünkern mit dem Wirtschaftsleben des Industriezeitalters eingegangen war, drückte sich auch im technischen Fortschritt aus. Seit den 1920er Jahren kamen Maschinen mit zum Einsatz, der Getreidemäher und später der Mähbinder ersetzten die noch mit der Sichel arbeitenden Schnitterinnen, und nach dem Abernten der Felder wurden die Dinkelähren nicht mehr abgereift, sondern zuhause oder in einer Dreschhalle abgedroschen<sup>13</sup>). Bei der Handarbeit blieben nur Kleinbetriebe stehen, was in den zahlreichen Beschreibungen der Grünkernbereitung bis heute meist übersehen ist. Von der mühsamen Feld- und Darr-

arbeit aus ergab sich für außenstehende Betrachter aber erst recht keine Zukunftsperspektive für den Grünkern: das Ende dieser Kultur schien auch von den Arbeitsbedingungen her abzusehen<sup>14</sup>).

Daß diesbezügliche Prognosen jedoch unzutreffend waren, beweist die jüngste Entwicklung, von der hier im Anschluß an die früheren Veröffentlichungen in der „Badischen Heimat“ berichtet werden soll. Nach einem weiteren Rückgang der Anbaufläche stabilisierte sich die Grünkernproduktion in den späten 1960er Jahren, und seit es gelang, an die wirtschaftliche Gesamtentwicklung neu Anschluß zu finden, ist sie sogar wieder langsam im Wachsen begriffen. Grundlegende Veränderungen sind in diesem Zusammenhang erfolgt und haben zu den verbesserten Zukunftsaussichten beigetragen. Die Mechanisierung ging weiter und erfaßte jetzt auch den Darr-Vorgang. Anbau und Absatz wurden rationeller organisiert und streng an den Markt angepaßt, so daß eine Überschußproduktion und ein Preisverfall ausgeschlossen sind: zu Gunsten der Erzeuger. Andererseits wurde durch Selbstkontrolle erreicht, daß dem Markt bessere Qualität zugeliefert wird und wirkungsvoll für Grünkern als Qualitätsnahrung geworben werden kann. Diese Werbung macht sich das gestiegene Gesundheitsbewußtsein und das Mißtrauen gegenüber einer hemmungslosen Agrarchemie zunutze. Mit Recht gilt Grünkern als besonders gesunde Kost<sup>15</sup>). Neben den Nährstoffen Eiweiß, Fett und Kohlehydrate enthält er zahlreiche Mineralstoffe und Spurenelemente und kann dazu beitragen, „den Mineralstoffhaushalt des menschlichen Körpers positiv zu beeinflussen“<sup>16</sup>). Zugleich fielen Untersuchungen auf Rückstände von Pflanzenschutzmitteln sehr günstig aus. Spuren waren kaum vorhanden und DDT, Clordan und Dilldrin nicht nachweisbar<sup>17</sup>). So gewann der Grünkern — im Zeichen gesundheitsbewußter Ernährung — neue Freunde. Von 3600 Doppelzentnern 1974 wuchs die Produktion auf 4000 Doppelzentner 1979.



Im Jahr 1981 sollten 4300 Doppelzentner erzeugt werden, wurden aber nicht erreicht, so daß erstmals die Nachfrage nicht voll befriedigt werden konnte. Die Erzeuger sind daher angehalten worden, erneut die Produktion zu steigern. Mittels ertragreicherer Dinkel-Züchtungen hatte der Grünkernertrag 1981 auf 22 Doppelzentner je Hektar verbessert werden können (früher 10 bis 15 je Hektar je nach Witterung und Düngung), so daß gegenwärtig auf einer Anbaufläche von ca. 195 Hektar gewirtschaftet wird. Eine Ausweitung dieser Fläche zeichnet sich ab, wie auch immer mehr Landwirte zur Grünkernkultur zurückfinden. Wurden 1975 ca. 100 Landwirte registriert, die Grünkern erzeugten, so sind es heute 129. Sie finden sich in der Mehrzahl im Main-Tauber-Kreis mit den Haupterzeugungsorten Pülfringen, Ahorn-Hohenstadt, Eubigheim, Kupprichhausen, Boxberg, Schweigern, Ober- und Unterschüpf, Assamstadt. 69 Prozent der Gesamtproduktion kamen 1981 aus diesem Gebiet, während auf den Neckar-Odenwald-Kreis — mit Altheim, Sindolsheim, Erfeld, Gerichstetten, Rosenberg — 31 Prozent entfielen<sup>18</sup>). Das Kerngebiet der Erzeugung hat sich damit deutlich nach Südosten verlagert<sup>19</sup>).

### „Vereinigung fränkischer Grünkernerzeuger“

Den größten Anteil am Erfolg darf sich wohl die 1958 gegründete „Vereinigung fränkischer Grünkernerzeuger Boxberg e. V.“ mit ihrer Geschäftsstelle im Landwirtschaftsamt Bad Mergentheim gutschreiben. Die Vereinigung, die die Arbeit einer älteren Arbeitsgemeinschaft fortsetzt und die Ziele einer schon 1929 gegründeten Grünkernerzeugergemeinschaft<sup>20</sup> weiter verfolgt, ist eine Interessengemeinschaft der Landwirte mit gewählter Vorstandschaft (Vorsitzender ist z. Z. Ludwig Öhm, Oberschüpf), die auf gute Preise hinwirkt und im Zusammenhang damit den Markt beobachtet und beeinflusst. Sie arbeitet eng mit den Hauptabnehmern von Grünkern zusammen und setzt entspre-

chend der Nachfrage die Gesamtanbaumenge und den Großhandelspreis fest. Dies geschieht noch vor der Aussaat, so daß der Landwirt, der Mitglied in der „Vereinigung“ ist, kein wirtschaftliches Risiko zu tragen hat. Ein Vertrag garantiert ihm die Abnahme seiner Produktion, wobei sich der endgültige Preis aus der Qualität der Ware ergibt. Dem Grundsatz getreu, „mehr Qualität als Quantität“ auf den Markt zu bringen, fördert die „Vereinigung“ die Erzeugung erstklassiger Ware, indem sie drei und seit 1981 vier Bonitätsgrade für Grünkern unterscheidet und preislich verschieden bewertet. Dinkel, der zu Grünkern verarbeitet werden soll, muß zum richtigen Zeitpunkt — in der „Teigreife“, wenn die Körner nicht mehr milchig und noch nicht mehlig sind<sup>21</sup>) — geerntet werden, und er darf beim Darren nicht verbrennen (sonst gibt es „Kaffi“, wie man scherzhaft in Altheim sagt). Erstklassige Ware zeichnet sich entsprechend durch Körner von gleichmäßiger olivgrüner Farbe und aromatischem Geruch aus. Enthält eine Lieferung zu 90 Prozent solche Körner, so spricht man von Bonität I bzw. neuerdings von „Ausstich“. Bonität II muß zu 70 Prozent und Bonität III zu 60 Prozent grüne Kerne aufweisen. Nach Einführung der Sonderklasse „Ausstich“ wird jetzt ein Anteil von 80 Prozent als Bonität I bewertet. Die Preise für alle Klassen sind stetig gestiegen, so daß der Landwirt 1981 für den 90- bis 60prozentigen Grünkern 155, 147, 141 oder 125 DM je Doppelzentner erhielt. 1974 waren für Bonität I 115 DM, für Bonität II 100 DM und für Bonität III 90 DM bezahlt worden. In jedem Jahr war dies wesentlich mehr, als für ausgereiften Dinkel oder für Weizen erlöst worden wäre.

Drei Boniteure — zur Zeit die Landwirte Lothar Weber (Altheim), Karl Graser (Sindolsheim) und Heinz Derr (Pülfringen) — nehmen im Auftrag der „Vereinigung“ und mit einem Zuschuß des Regierungspräsidiums Stuttgart die Sorteneinteilung vor. Die Prüfung der Ware erfolgt durch genaues



*Damit die Körner auf dem Röstblech nicht anbrennen, müssen sie immer wieder umgeschaufelt und auf den Fortschritt der Röstung hin überprüft werden: eine Arbeit, die mühevoll und zeitraubend ist.*

Foto: Assion

Auszählen und Wiegen des Grünkerns und wird bei der Anlieferung in den Lagerhäusern Boxberg, Lauda, Osterburken usw. vorgenommen. Diese Lagerhäuser werden von der Zentralgenossenschaft Karlsruhe unterhalten, die dann ihrerseits die Großabnehmer beliefert. An vorderster Stelle steht hier die Firma Knorr in Heilbronn, die schon seit den 1870er Jahren Grünkernmehl für Fertigsuppen verwendet, den Aufschwung der Grünkernwirtschaft im vorigen Jahrhundert mitbewirkte<sup>22)</sup> und auch heute noch Hauptkunde ist. Aber auch die Firma Maggi in Singen und weitere Nahrungsmittelfabriken sind zu nennen. 70 bis 90 Prozent der Gesamtproduktion geht an diese Abnehmer. Der Rest wird über die Lagerhäuser und den Einzelhandel verkauft. Wird Grünkern im Laden

angeboten, so muß die Hausfrau bei guter Qualität bis zu 3 DM für ein Pfund anlegen (1981). Daß dieser Preis jedoch gezahlt wird, beweist die Tatsache, daß die Nachfrage gerade seitens der Einzelverbraucher gestiegen ist, während bei den Großabnehmern keine Zuwachsraten zu verzeichnen sind.

An die Hausfrau richtet sich auch die Werbung der „Vereinigung“. Im September 1977 wurde in einer Auflage von 40 000 Stück ein vierseitiger Grünkernprospekt<sup>23)</sup> gedruckt, der die Vorzüge des Grünkerns herausstellt und Kochrezepte für verschiedene Suppen mit Grünkern oder Grünkernklößchen, für Grünkernküchlein, Grünkernklöße, Grünkernauflauf süß oder sauer, Müsli mit Grünkernflocken und Pichelsteiner Topf mit Grünkern enthält. Die Nachfrage war groß,



so daß im Herbst 1981 und im Juni 1982 noch jeweils 10 000 Exemplare nachgedruckt werden mußten. Der Prospekt, der beim Landwirtschaftsamt Bad Mergentheim kostenlos angefordert werden kann, wurde verschickt und bei verschiedenen Gelegenheiten verteilt: so auch mehrfach beim Badischen Heimattag in Karlsruhe, wo eine Walldürner Gruppe für den Grünkern warb und Grünkernsuppe austeilte. Die „Vereinigung“ stellte 1978 dafür 200 kg Grünkern zur Verfügung.

Die Erzeugung des gewünschten Qualitätsgrünkerns bleibt den Landwirten nicht allein überlassen. Die „Vereinigung“ berät ihre Mitglieder und leitet Zuschüsse für Investitionen an sie weiter; beides in Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen, denen an einer Erhaltung und Ausweitung der Grünkernwirtschaft gelegen ist, da sie in ein abgelegenes und industriearmes Gebiet Geld bringt und die wirtschaftlichen Verhältnisse stabilisieren hilft. Da Qualität schon beim Saatgut beginnt, bezuschußt das Land Baden-Württemberg etwa die kostspielige Erhaltungszüchtung „Bauländer Spelz“ der Saatgutgenossenschaft, die in Oberdielbach 27 Spelzsorten kultiviert, damit der Landwirt — wie von der „Vereinigung“ empfohlen — einen regelmäßigen Saatgutwechsel vornehmen und bei den Lagerhäusern entsprechendes Saatgut einkaufen kann. Auch dieser Einkauf wird bezuschußt: mit 15 DM pro Doppelzentner (1981) durch die „Vereinigung“. Zugleich wird die Saatgutabnahme — billiger ist natürlich eigenes Saatgut — auch vertraglich gestützt. Wer mit der „Vereinigung“ einen Grünkern-Abnahmevertrag schließt, verpflichtet sich gleichzeitig, 20 Prozent seines Saatgutbedarfs mit zertifiziertem Saatgut der Züchtung „Bauländer Spelz“ zu decken.

Feldversuche mit Spelz führte 1975 bis 1979 das Landwirtschaftsamt Bad Mergentheim in Hohenstadt durch, bei denen nachgewiesen wurde, daß bei Einsatz des chemischen Halmverkürzers CCC höhere Erträge erzielt werden können<sup>24)</sup>. Auch wurden dabei Me-

thoden der Ackerfuchsschwanzbekämpfung erprobt, während künftig herausgefunden werden soll, wie am besten der Flughafener, der sich unter den Dinkel mischt, bekämpft werden kann. Über die Ergebnisse solcher Versuche — und über alles, was ihre Sonderkultur angeht — werden die Grünkernerzeuger bei der jährlichen Hauptversammlung ihrer „Vereinigung“ Ende Juni in einem der Grünkernorte unterrichtet. Seit 1980 findet sie nicht mehr als Vertreter-, sondern als ordentliche Generalversammlung statt, zu der alle Mitglieder eingeladen werden. Gesprächsgegenstand ist dort jeweils auch die neueste technische Entwicklung.

### Von der Darre zur Trocknungsanlage

Eine Selbstverständlichkeit ist die Verwendung von Mähdreschern bei der Ernte geworden: analog zum sonstigen Einsatz dieser Maschine seit ca. 1960 und in Fortsetzung der schon vor dem Krieg erfolgten Mechanisierung des Dinkelschnitts. Damit hat sich der Erntevorgang weiter beschleunigt, und die Menge an Frucht, um deren Einbringung sich zur Zeit der Handarbeit acht Arbeitskräfte einen ganzen Tag lang mühen mußten, sammelt heute der Mähdrescher in einer halben Stunde in seinem Tank ein und bläst sie auf einen Hänger um. Statt abgereifter Ähren gelangen dadurch Körner zum Darren, und auf den Darranlagen alter Art muß — um ein Anbrennen zu verhindern — öfter umgeschaufelt werden. Diese geringe Mehrarbeit steht jedoch in keinem Verhältnis zur sonstigen Kraft- und Zeitersparnis, und auch das früher schon bei den Dreschmaschinen gegebene Problem eines Zerquetschens der weichen Körner beim Dreschen hat man zufriedenstellend gelöst: durch entsprechende Einstellung der Dreschtrommel. Nur noch verschwindend wenige Bauern ernteten auch jüngst noch geringe Mengen für den eigenen Gebrauch mit der Hand: der letzte soll 1980 Albert Schwender in Unterschüpf gewesen sein. Der Mähdrescher setzte statt dessen von

Anfang an großflächigen Anbau voraus: auf Feldern, wie sie nach der Flurbereinigung durch Zusammenlegung entstanden sind.

Die Ernte beginnt — wie stets — Mitte Juli, d. h. zwei bis drei Wochen vor der sonstigen Getreide-Ernte. Dadurch können die Besitzer oder Besitzergemeinschaften von Mäh-dreschern ihre teuren Maschinen auch früher und zusätzlich nutzbar machen: nach festen Sätzen (2 DM pro Ar) auch bei Grünkernerzeugern ohne eigenen Maschinen-Großpark. Auch dies hat zur Wiederbelebung der Sonderkultur beigetragen. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang eine Entwicklung, die sich auf sozialer Ebene abzeichnet. Während früher bei den Grünkernproduzenten die kleinbäuerlichen Familienwirtschaften überwogen und sich die größeren Landwirte wegen eines Mangels an Arbeitskräften eher zurückhielten, hat heute die Maschine bzw. der Kapital- statt Personalaufwand zusammen mit verwandten Faktoren (Verschwinden der Kleinbetriebe, Betriebsvergrößerungen, Flurbereinigung) eine Umschichtung eingeleitet: es sind zunehmend die Betriebe mit überdurchschnittlicher Wirtschaftsfläche, die sich der Grünkernkultur widmen. Der größte Grünkernerzeuger in Altheim hat 10 ha seines Feldes dem Dinkelanbau erschlossen und bringt es jährlich auf 150 bis 200 Doppelzentner. Das ist etwa ein Fünftel der Alheimer Gesamtmenge. Insgesamt gibt es zur Zeit 12 Grünkernbauern im Dorf. Die kleinsten — darunter auch Nebenerwerbslandwirte, die sonst in der kleinen Industrie des Ortes oder in der Umgebung arbeiten — erzeugen pro Jahr etwa 25 Doppelzentner auf entsprechend kleinerer Fläche, die bei allen in der Regel ca. 10 Prozent der gesamten Wirtschaftsfläche ausmacht.

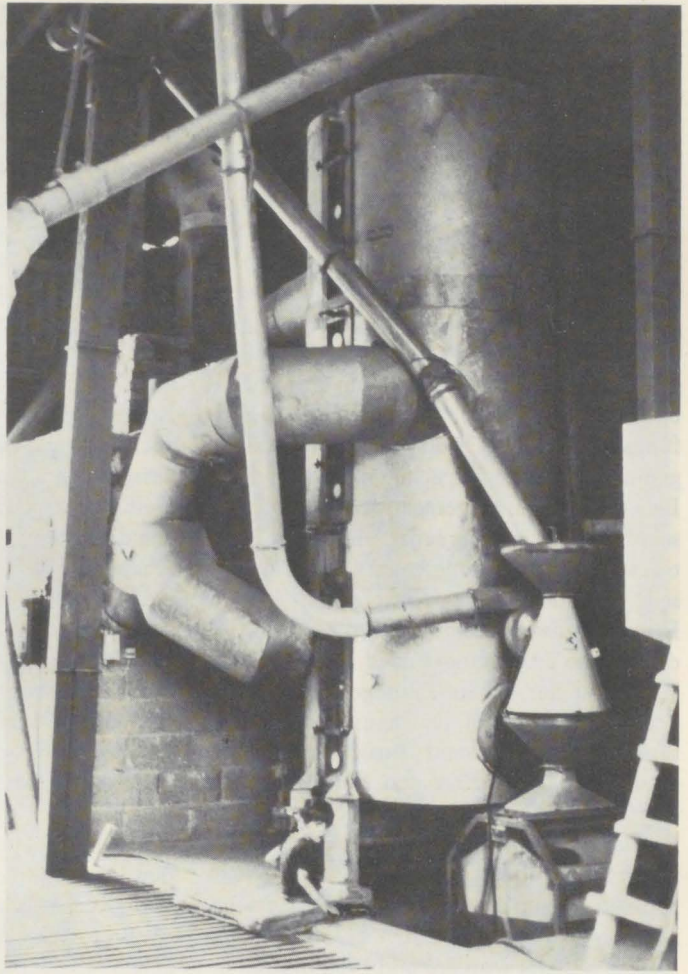
Noch mehr, als durch den Mäh-drescher, wird die Grünkernwirtschaft jedoch zur Zeit durch die Einführung mechanischer Trocknungsanlagen revolutioniert. Es verschwindet damit der verbliebene Rest von Handarbeit, und es ist abzusehen, wann die letzte Grünkern-darre — das besondere Merkmal

der Bauländer Agrarlandschaft — stillgelegt sein wird. 444 verwendungsfähige Darrhäuser und 209 verschwundene ließen sich im Sommer 1962 noch feststellen<sup>25</sup>), und in Altheim besteht heute noch am südwestlichen Dorfrand ein ganzer aus Darrhäusern gebildeter Ortsteil. Seit Jahrzehnten und z. T. seit über hundert Jahren wurde in diesen schuppenartigen Gebäuden auf der Darre Grünkern bereitet: indem die Ähren bzw. Körner auf ein durchlöcherteres Eisenblech auf gemauertem Sockel geschüttet und in der Hitze und dem Rauch gedörret wurden, die aus einem Feuergang unter Darrhaus und Darre aufstiegen. Eine Lage Frucht bestand gewöhnlich aus 5 Zentnern und mußte drei bis vier Stunden auf dem Rost bleiben, bei ständiger Kontrolle des Darrvorganges und öfterem Umschaukeln. Dies war eine anstrengende Arbeit, und sie mußte rund um die Uhr geleistet werden, denn da der halbreife Dinkel rasch der Gärung verfällt, war sofortiges Darren nach der Ernte unumgänglich. Entsprechend groß war die Zahl der Darrhäuser (mit zum Teil Doppel- und Dreifach-Darren): jeder Bauer wollte rasch auf die Darre und konnte nicht warten, bis der Nachbar ausgedarrt hatte. (Zur alten Grünkern-darre vgl. auch den Beitrag von Edmund Kiehle in vorliegendem Heft.)

Moderne Trocknungsverfahren, wie sie bei Getreide für die Schweinemast angewandt werden, legen nun den Gedanken an eine ähnliche Methode für die Grünkernbereitung nahe. Die Maschinenbau-firma Rietberg konstruierte eine fast vollautomatische Trocknungsanlage, die je nach Fassungsvermögen zwischen 2,5 und 4 Zentner Dinkel in einer Stunde trocknen kann. Sie funktioniert wie folgt: durch ein Gebläse oder einen Elevator mit Kettenzug werden die wagenweise angefahrenen Körner zuerst einem Vorreiniger, der Unkrautsamen wegbläst, und dann einem Tank über dem Trocknungsbehälter zugeführt. Dieser Behälter hat die Form eines hohen eisernen Kessels. Durch sein Inneres führt ein schmaler aus Siebblech gebilde-



Die Zukunft der Grünkern-  
bereitung gehört der Rietberg-  
Trocknungsanlage, die mit  
Heißluft aus einem Ölbrenner  
(links) versorgt wird. Die ab-  
gebildete Anlage wurde 1978  
in Altheim installiert.  
Foto: Assion



ter Schacht, in den durch einen Trichter die Körner eingefüllt werden und automatisch nachlaufen. Langsam durchwandern sie dann den Schacht. Ein Heizschlund leitet von der Seite Hitze zu, die durch einen großen Ölbrenner in einem Nebenraum erzeugt wird. Die Zufuhr ist so geregelt, daß beim Einlaß der Körner eine Hitze von 20 Grad besteht, die sich zonenweise steigert bis auf zuletzt etwa 110 Grad. Bei der Wartung der Anlage muß diese Hitzezufuhr kontrolliert werden, und am Auslaß entnommene Proben ent-

scheiden, ob der Grünkern in der letzten Zone fertig ist und abgelassen werden kann. In diesem Fall wandert das Trockengut dann automatisch weiter, und die oberste Zone füllt sich neu. Unter dem Behälter befindet sich eine Mulde, aus der der Grünkern durch ein Abfüllrohr in bereitgehaltene Säcke geblasen wird. Dann muß er noch — wie auch nach dem Darren alter Art — zur Mühle nach Alheim, Rosenberg, Boxberg oder Schweigern gebracht werden, wo er „gegerbt“, d.h. durch Mahlen von den fest um

die Körner sitzenden Hülsen befreit wird. Seit 1970 fand die beschriebene Trocknungsanlage im Grünkerngebiet Verbreitung: eine Entwicklung, die von der „Vereinigung“ durch die Gewährung von Zuschüssen unterstützt wird. Die erste sogenannte „Rietberg-Anlage“ erwarben 1970 sechs Landwirte in Hohenstadt und installierten sie in der Scheuer von Landwirt Karlheinz Sieber<sup>26</sup>). In Altheim bildeten 1971 vier Grünkernerzeuger eine sogenannte „Darrgemeinschaft“, und weitere folgten andernorts, so daß es 1982 schon 13 Gemeinschaften mit jeweils einer Anlage gab<sup>27</sup>). Die hohen Anschaffungskosten — ca. 30 000 DM — legten das gemeinschaftliche Vorgehen nahe, wobei die Benutzung dann so geregelt ist, daß abwechselnd jeweils ein Erzeuger einen Tag lang trocknen darf. Großerzeuger entschließen sich neuerdings zu einer eigenen Anlage. Durch Landwirt Helmut Kempf kam so 1978 die zweite Trocknungsanlage nach Alheim; Kempf ist der größte Erzeuger des Dorfes. Das Darren in den Darrhäusern geht entsprechend immer mehr zurück, zumal die neuen Anlagen auch gegen Entgelt benützt werden können (wozu ein Neckarburkener Erzeuger eigens zur Alheimer Gemeinschaftsdarre kommt). Schon 1977 waren in Alheim nur noch 20 bis 25 Prozent des erzeugten Grünkerns auf den herkömmlichen Darren bereitet worden, und 1982 heizten lediglich diejenigen Landwirte noch ihre Darröfen an, die zur Benutzung der Trocknungsanlagen keinen günstigen Termin bekommen konnten. Nur im Nachbarort Sindolsheim, wo eine moderne Anlage noch fehlt, wurde wie üblich gedarrt. Aber auch in Erfeld, Pülfringen, Hohenstadt, Schweigern, Kupprichhausen, Oberschüpf und Boxberg dominierte die moderne Technik.

Sie setzte sich auch über Einwände hinweg, wie sie etwa 1978 in der Zeitung geäußert wurden: „Die Benutzung der modernen Trocknungsanlagen erspart dem Grünkernerzeuger die schwere, zeitraubende Arbeit des Dörrrens auf der Holzgefeuerten

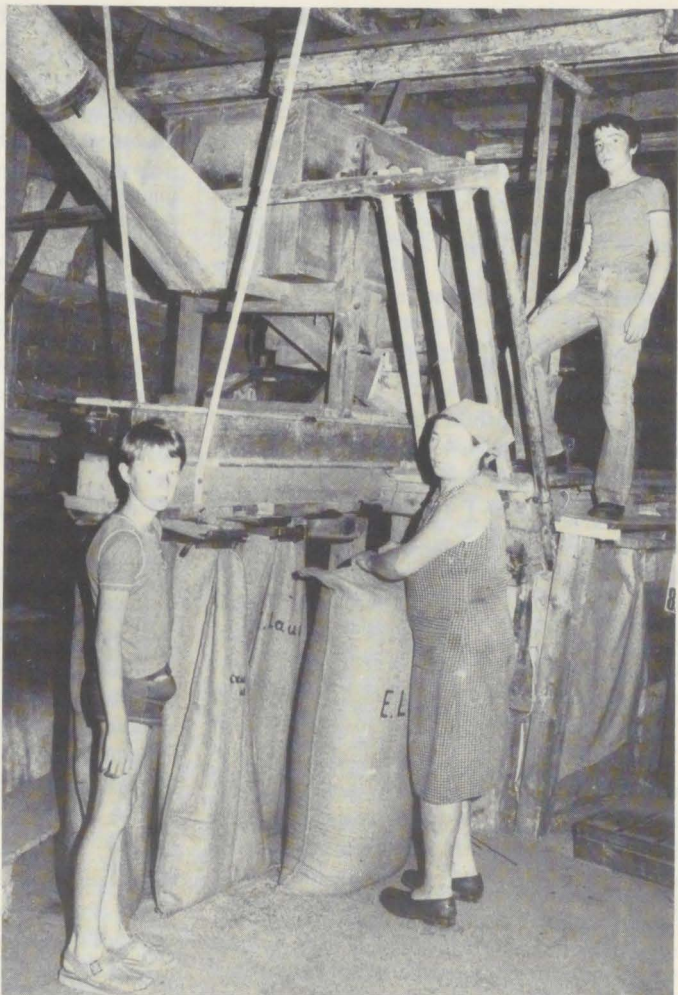
Darre bei beißendem Qualm und Rauch. Es ist jedoch oft zu hören, daß der Abnehmer und Normal-Verbraucher nach wie vor den nach althergebrachtem Verfahren zubereiteten Grünkern dem nach neuem Trocknungsverfahren vorzieht. Obwohl auch die modernen Trocknungsanlagen zusätzlich zur Geschmacksverbesserung des Grünkerns mit Holzfeuerung betrieben werden, wird der Geschmack nach verbranntem Holz, nach Rauch, beides bewirkt das besondere Aroma, beim Grünkern nach neuer Methode vermißt<sup>28</sup>). Tatsächlich erlaubt eine besondere Konstruktion, bei den „Rietberg-Anlagen“ auch noch ein Holzfeuer zu unterhalten und dessen Rauch und Wärme zusammen mit der Heißluft des Ölbrenners (der sich aus Gründen der Energie-Ersparnis erst bei Bedarf zuschaltet) in den Trocknungsbehälter zu leiten. Den Erfolg dieser Maßnahme ließ man sich durch ein Gutachten bestätigen, zu dem 1982 mitgeteilt wurde: „Zur Qualitätsuntersuchung wurden je zwei Proben nach Hohenheim und Heidelberg eingeschickt, und zwar eine Probe von einer Rietberg-Anlage und eine Probe von einer ‚Alten Darre‘. Das Ergebnis der Untersuchungen war, daß keine wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Darrsystemen hinsichtlich Inhaltsstoffen und Rückständen bestehen<sup>29</sup>) — folglich kann es auch keine Geschmacksunterschiede geben.

Die Erzeugergemeinschaft sieht sich ermuntert, auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen und hat dabei ein weiteres, noch größeres Ziel vor Augen: die Errichtung einer mechanischen Großanlage, in der in einer Stunde 30 Zentner Dinkel getrocknet werden könnten. Als Standort sind Alheim und Sindolsheim im Gespräch, wo der riesige Hochbehälter (17 m Höhe) vielleicht einmal das neue Wahrzeichen der Landschaft bilden wird. Noch sind jedoch nicht alle Probleme gelöst, vor allem nicht die finanziellen (die Anlage würde 150 000 DM kosten). Alternativ wurde mit der Firma Alcatel (Wertheim) ein Gespräch über Möglichkeiten der Va-



Bevor der Grünkern fertig ist, muß das Darrgut noch durch die Gerbmühle, wo das Korn von den Spelzen getrennt und dann in Säcke gefüllt wird, um zum nächsten Lagerhaus gefahren zu werden. Hier der Mühlbetrieb in Altheim.

Foto: Baschin



kuum- oder Gefriertrocknung geführt. Ein Versuch soll gestartet werden.

### Grünkern-Nostalgie

Restformen der alten Technik werden sich daneben noch eine Weile halten: zumindest so lange, wie gesundheitsbewußte Verbraucher rein biologischen Grünkern verlangen und den Verzicht auf Kunstdünger, Spritzmittel und Ölfeuerung bzw. Vakuumtrocknung mit Preisen honorieren, die beträchtlich

über den sonstigen Höchstpreisen für Grünkern liegen. Bis zu 200 DM pro Doppelzentner legt zum Beispiel ein Frankfurter Aufkäufer dafür an, dem Landwirt Weidemann in Sindolsheim jährlich 50 Zentner biologisch erzeugt. Auch wird man vielleicht das eine oder andere Darrhaus zu Vorführzwecken erhalten, scheint doch Grünkern ohne „rauchende Darren im Frankenland“ und entsprechende Schlagzeilen in der Heimatpresse nicht vorstellbar. Parallel zu den umwälzenden Neuerungen hat eine Verklärung

des Vergehenden eingesetzt, in der noch Bedauern nachklingt über den Bedeutungsverlust der Grünkernkultur, wie sie einst bestanden hat, und schon Werbe-Interessen mitspielen, die die Zukunft im Blick haben. Ist das „Gold des Baulandes“ — ein anderer Beiname für den Grünkern — auch nicht mehr wirtschaftlich das, was es einmal war, so soll es wenigstens noch die kulturelle Szene bereichern und vielleicht rückwirkend Zins bringen.

Als eine „originelle Werbung“ begrüßte so die „Vereinigung fränkischer Grünkernerzeuger“ das „Grünkernfest“, das 1978 in Kupprichhausen neu eingeführt wurde. Die Idee kam von den sechs Grünkernerzeugern des Ortes, die eine Darrgemeinschaft bilden, und fand bei der gesamten Bevölkerung starke Resonanz, so daß das anfangs nur eintägige Fest auf ein ganzes Wochenende zu Anfang September (nach der gesamten Getreide-Ernte) ausgedehnt wurde. Es beginnt mit dem üblichen Bieranstich und bietet Tanz- und Unterhaltungsmusik in einem Festzelt im Schulhof, doch ist das Besondere, daß der Grünkern im Mittelpunkt steht: Dinkelbüschel, über Kreuz gebunden, schmücken die Szenerie, und zum Verzehr werden Grünkern-Spezialitäten angeboten („Fränkisches Kesselfleisch und Grünkernküchle“, „Fränkische Grünkernsuppe“). Die Aufwertung einstmals gängiger Gerichte zu „Spezialitäten“ — auch von der einheimischen Bevölkerung als solche verstanden und verkonsumiert<sup>30</sup>) — gehört mit dazu und hat über die Presse einen Werbe-Effekt. Fast könnte man von einem demonstrativen „Vor-Essen“ sprechen und dazu auf die Tatsache verweisen, daß sich auch das gehobene Bürgertum durch sein Konsumverhalten an der „Image-Pflege“ des Grünkerns beteiligt. Bei Einladungen ist es eine besondere Überraschung, wenn Grünkernsuppe mit Markklößchen und Grünkernküchle aufgetragen werden, und wer in Gasthäusern der gewissen Eintönigkeit landläufiger Gastronomie entgehen will, wird die gleichen Spezialitäten am ehe-

sten in Hotels und besseren Gasthöfen des Frankenlandes serviert bekommen. Auch im Lied ist der Grünkern inzwischen verherrlicht worden. Bei der Altheimer Fastnachtsgesellschaft „Aaldemer Dunder“ hat sich die Gruppe der „Grünkern-Singer“ gebildet, die das Lob des Grünkerns musikalisch verbreitet und die Hauptversammlung der Grünkernerzeuger 1982 in Altheim mit dem „Grünkern-Begrüßungslied“, gedichtet von Josef Gehrig, überraschte:

*„Dort wo der Fluren goldne Ähren prangen,  
Wo noch die letzten Grünkerndarren glühn,  
Grüßt Freunde euch aus Altheims Mauern  
Der frohen Sänger deutsches Lied.“*

Unabhängig von derlei Grünkern-Nostalgie sollten sich auch Denkmalpflege und Volkskunde rechtzeitig um die überflüssig werden den alten Darrhäuser kümmern, ausgewählte Beispiele dieser „technischen Denkmäler“ in ihrem Bestand schützen<sup>31</sup>) und die mahnende Frage von Johannes Künzig beherzigen: „Sollte man nicht auch wenigstens eines der Darrhäuschen mit der Inneneinrichtung und allem Gerät, das zur Grünkernbereitung nötig war, als kleines Heimatmuseum einrichten?“<sup>32</sup>) Immerhin hat das Bauland einmal zu nicht geringen Teilen vom Grünkern gelebt und tut es in vermindertem Umfang wieder, was in so einem kleinen Museum — oder auch in einer ins Freilichtmuseum verpflanzten Anlage<sup>33</sup>) — mitdarzustellen wäre.

---

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup>) Franz Meisner, Der fränkische Grünkern — die deutsche Suppenfrucht!, in: Badische Heimat 20 (1933) (=Das badische Frankenland), S. 292–300.

<sup>2</sup>) Vgl. dazu Ernst Klein, Geschichte der deutschen Landwirtschaft im Industriezeitalter, Wiesbaden 1973. — Selbst im NS-Zentralorgan „Völkischer Beobachter“ ist damals für Grünkern geworben worden. Siehe die Ausgabe Nr. 197 vom 15. Juli 1936 mit dem Bericht „Grünkernernte im



Frankenland“ und darin die Mitteilung: „Sehr erfreulich ist der Erlaß des badischen Unterrichtsministeriums, nach welchem zu Anfang jedes Schuljahres der Bedeutung des Grünkerns eine Unterrichtsstunde zu widmen ist. Außerordentlich begrüßt wurde von den Grünkernbauern die Anordnung der badischen Regierung, daß in allen staatlichen Küchen bei der Polizei und beim Heer mindestens einmal in der Woche Grünkernsuppe gegessen werden soll“.

<sup>3)</sup> Zur Produktion 1936 siehe: Die Badische Landwirtschaft im Allgemeinen und in einzelnen Gauen, Bd. 3, Karlsruhe 1936, S. 283f. Zur Kriegsproduktion vgl. *Kühne* (wie Anm. 9), S. 249.

<sup>4)</sup> *Heiner Heimberger*, Darren im Gebiet zwischen Neckar und Main, in: *Badische Heimat* 37 (1957), S. 252–266. Siehe auch *ders.*, Neue Quellen zur Geschichte des Grünkerns, ebenda 49 (1969), S. 364–370.

<sup>5)</sup> *Hans Schweizer*, Der Grünkernanbau im Frankenland, in: *Badische Heimat* 41 (1961), S. 81–85.

<sup>6)</sup> Film E 923/1965 des Instituts für den Wissenschaftlichen Film Göttingen. Vgl. dazu als Begleitveröffentlichung: *Johannes Künzig*, Grünkernbereitung im Frankenland (Encyclopaedia cinematographica), Göttingen 1973. Das Zitat ebenda, S. 3.

<sup>7)</sup> *Heimberger* (wie Anm. 4), S. 261.

<sup>8)</sup> *Franz Gebrig*, Aus den Protokollbüchern der Kellerei Hainstadt im 18. Jahrhundert, in: *Hainstadter Heimatblätter* 34 (1971), S. 55f. Einen Beleg von 1744 aus Höpfingen hatte *Heinrich Sauer*, Seit wann wird im Frankenland Grünkern hergestellt?, in: *Der Wartturm* 8 (1932/33), S. 32 gebrecht.

<sup>9)</sup> Siehe die erste umfassend wirtschaftskundliche Arbeit zum Grünkern von *Ingo Kühne*, Die Grünkernwirtschaft im Bauland, Taubergrund und Jagsttal, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 32 (1964), S. 234–252 (mit 2 Karten), hier S. 242f. In den Jahrzehnten zuvor dürfte nur Kleinhandel bestanden haben, auch wenn es in einem Bericht über die Zustände im Amtsbezirk Mosbach 1807/08 heißt: „Ein nicht ohnbedeutender Handel geschiet auch mit dem grünen Kern, ein mühsamer, doch aber wichtiger Erwerb“. Siehe *Adolf Frank*, Wie sah es in Mosbach vor 180 Jahren aus?, in *Badische Heimat* 61 (1981), S. 283–301, hier S. 291.

<sup>10)</sup> Vgl. *Heimberger* (wie Anm. 4), S. 261f., und *Kühne* (wie Anm. 9), S. 243.

<sup>11)</sup> Stadtarchiv Walldüren, Akten zum Grünkernmarkt 1880–1901 (A 645); Generallandesarchiv Karlsruhe, Abhaltung von Grünkernmärkten in Walldüren betreffend (dazu *Kühne*, wie Anm. 9, S. 243, Anm. 20).

<sup>12)</sup> Freundl. Hinweis von *Günther Baschin*, Altheim, 1982.

<sup>13)</sup> Dies ergaben Erkundigungen in Altheim und Sindolsheim schon für die Jahre ab etwa 1930. Auf Hofgütern ist noch früher mit Maschinen und für die Zeit zuvor mit dem massierten Einsatz von Lohnschnittern zu rechnen. Vgl. *Peter Assion*, Die Lohnschnitter des Odenwaldes. Zur vorindustriellen Wanderarbeit und ihren volkskundlichen Aspekten, in: *Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften III*, Breuberg-Neustadt 1980, S. 281–312, hier S. 286 und Abb. 1.

<sup>14)</sup> Auch *Kühne* (wie Anm. 9) urteilte 1964: „Ohne eine Übernahme zeitgemäßer Erntemethoden muß die Grünkernwirtschaft zwangsläufig allmählich ihrem Untergang entgegengehen“ (S. 240).

<sup>15)</sup> Die Verwendung von Grünkern als Reformkost reicht weit zurück. Schon in den 1870er Jahren wurde von Bad Kissingen die Verwendung empfohlen. Siehe *Kühne* (wie Anm. 9), S. 251, Anm. 38.

<sup>16)</sup> So die Werbe-Broschüre „grünkern — gesunde, natürliche, herzhaft kost“, hrsg. von der Vereinigung fränkischer Grünkernerzeuger e.V. Boxberg (vgl. unten).

<sup>17)</sup> Rhein-Neckar-Zeitung, Ausgabe Buchen-Walldürn, vom 8. Juli 1982 (Bericht über die Hauptversammlung der Vereinigung fränkischer Grünkernerzeuger, verfaßt von *Günther Baschin*).

<sup>18)</sup> Ebenda. Nach den jährlichen Berichten der Erzeugergemeinschaft, ergänzt um mündliche Auskünfte aus Altheim und Sindolsheim, auch das Folgende.

<sup>19)</sup> Dazu — und zu den geologischen und wirtschaftlichen Gründen — siehe bereits *Kühne* (wie Anm. 9), S. 250.

<sup>20)</sup> Vgl. *Kühne* (wie Anm. 9), S. 249. Ohne Erfolg war hingegen eine 1894 in Buchen gegründete Absatzgenossenschaft geblieben (ebenda, S. 243).

<sup>21)</sup> Die „Milchreife“, die nach verschiedenen Autoren für den Dinkelschnitt maßgeblich sein soll, erbringt hingegen zu geringe Mengen Grünkern, wenn auch sehr gute Qualität.

<sup>22)</sup> Vgl. *Kühne* (wie Anm. 9), S. 243.

<sup>23)</sup> Vgl. Anm. 16.

<sup>24)</sup> *Fränkische Nachrichten*, Ausgabe Buchen-Walldürn, vom 26. Juni 1979.

<sup>25)</sup> *Kühne* (wie Anm. 9), S. 236f. und Karte 1. Siehe auch Karte und Verzeichnis bei *Heimberger* (wie Anm. 4), S. 264f.

<sup>26)</sup> *Auskunft in Altheim* 1982.

<sup>27)</sup> Wie Anm. 17.

<sup>28)</sup> *Alois Schönbein*, Grünkernernte: Heute oft nur noch Werk eines einzigen Arbeiters, in: *Fränkische Nachrichten*, Ausgabe Buchen-Walldürn, vom 1. August 1978.

<sup>29)</sup> Wie Anm. 17.

<sup>30)</sup> Im August 1982 veranstaltete die Schmalgasse in Walldürn, ein ehemaliges Armenviertel, erstmals das „Schmalgassefest“, bei dem als „Spezialitäten der Schmalgasse“ ebenfalls Grünkernsuppe und Grünkernküchle angeboten wurden.

<sup>31)</sup> Als Vorbild mag die Initiative von *Werner Haas* (Mosbach) zur Erhaltung eines Bauländer Kalkofens dienen. Vgl. *dens.*, Zur Restaurierung eines Bauern-Kalkofens auf der Gemarkung Elztal-Dallau im Neckar-Odenwald-Kreis, in: Denkmal-

pflege in Baden-Württemberg 7 (1978), S. 75–78. Vgl. auch *Werner Haas*, Fahrkalkofen und Grünkerndarre, in: Rhein-Neckar-Zeitung vom 9. Januar 1980, Seite „Heimatblätter“ (Nr. 122).

<sup>32)</sup> *Künzig* (wie Anm. 6), S. 11.

<sup>33)</sup> Gedacht ist an das geplante nordbadische oder Odenwälder und Bauländer Freilichtmuseum. Eine Darre aus Oberschüpf ist jetzt bereits im „Tauberländer Dorfmuseum“ in Weikersheim nachgebaut und mit zugehörigen Geräten ausgestattet.



# Die Pfälzer Liselotte als Schauspielerin (1652—1722)

*Lili Fehrle-Burger, Heidelberg*

In einem ihrer berühmten Briefe, welche die Pfälzer Liselotte als alternde Herzogin von Orléans vom französischen Königshof nach Heidelberg schrieb, beklagte sie noch 1704, anderthalb Jahrzehnte, nachdem ihre Vaterstadt in den französischen Raubkriegen in Schutt und Asche versunken war, vor allem die Zerstörung des Turmtheaters im Heidelberger Schloß:

„Nun der dicke Thurn nicht mehr zu heydelberg leider ist, kan ich mir nicht einbilden, wo man das opera spillen wird . . .“

Seit Liselottes Kindheit ließ Kurfürst Karl Ludwig, ihr Vater, in diesem Turmtheater seines Schlosses Tragödien, Komödien und Singspiele aufführen, in denen sie vielfach selbst begeistert mitwirkte. Ihr Bruder Karl (1680—1685) neigte mehr zu Ballettopern im französischen Stil. Unter seinem Nachfolger, Liselottes Vetter Philipp Wilhelm (1685—1690), wurde im Juli 1687, zwei Jahre vor der Zerstörung des Turmtheaters, die erste große Oper italienischen Stils von Sebastian Moratelli inszeniert. Sie bildete den künstlerischen Höhepunkt der Festlichkeiten anlässlich der Vermählung der beliebten Tochter des Pfalzgrafen mit König Peter II. von Portugal. Die Oper verherrlichte die sagenhafte Gründung Lissabons durch den homerischen Helden Odysseus, der nach seiner Errettung aus Seenot seiner Schutzgöttin Athena dort einen Tempel geweiht haben soll, ein Ereignis, an dem auch die vom Olymp herabschwebenden Götter mit ihren Segenswünschen teilnahmen. Die Pfälzer Liselotte kannte diese letzte Glanzepoche von Operaufführungen großen Stils im Turmtheater nur durch Schilderungen aus ihrer Heimat, während sie in ihrer Heidelberger

Jugendzeit meistens noch an der handfesten Dramatik englischer Tradition teilnahm, für die ihr Vater, wie sie selbst berichtete, eine besondere Vorliebe hegte. Sie entsprach der geistigen Welt, in der er aufgewachsen war, denn die Theaterfreude des Shakespeare-Zeitalters und der palladieske Palaststil englischer Prägung kennzeichneten die genialste Epoche englischer Kultur, die 1613 mit seinen Eltern, der schönen jugendlichen Königstochter Elisabeth Stuart an der Seite des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V., ihres jungen stolzen Gemahls, in Heidelberg ihren festlichen Einzug hielt. Die kurpfälzische Residenz sollte damals eine zugkräftige Theaterstadt im deutschen Reich werden. Neben dem englischen Palast, den der englische Palladio-Nachfolger Inigo Jones auf der hohen nördlichen Festungsmauer entwarf, wurde daneben, auf dem Dicken Turm, ein herrlicher kunstreich überwölbter Theater- und Bankettsaal mit einer für damalige Verhältnisse großartigen, aus Holz konstruierten Bühne errichtet. Kaum war dieser große Festsaal mit seinem meeresweiten Ausblick auf die Rheinebene vollendet, als das junge Kurfürstenpaar zur Königskrönung nach Prag aufbrach, was den Dreißigjährigen Krieg zur Folge hatte.

Kurfürst Karl Ludwig (1618—1680), damals noch ein Säugling, ließ schon bald nach seiner 1649 angetretenen Regierung der Kurpfalz in seiner Heidelberger Residenz den Theatersaal auf dem Dicken Turm restaurieren und 1663 darin die Bühne mit neuen Kulissen und Hintergründen ausstatten, was die elfjährige Liselotte zu ihrer Freude miterleben durfte, nachdem schon Elisabeth Stuart, ihre Großmutter, in dem pfälzischen Humor,

dem schauspielerischen Temperament und der geistigen Lebendigkeit ihrer Lieblingskelin die begabteste Erbin der angeborenen Talente ihrer Familie erkannt hatte. In dem Heidelberger Turmtheater wirkte die kurfürstliche Familie, auch die heranwachsende Liselotte, in ausgewählten Hauptrollen bei Aufführungen mit, denn seit der Renaissance und vor allem im Barock vertrat man die Ansicht, daß jedes Mitglied einer Herrscherfamilie nicht früh genug lernen könne, wie ein Schauspieler auf der Bühne, seine ihm jeweils zufallende Rolle überzeugend zu meistern. Zu den Aufführungen im Schloßtheater hatten Bürger und Studenten freien Zutritt. Liselotte lernte daher von Kindheit an, sich mit Sicherheit und Grazie auf den Brettern zu bewegen, welche die Welt bedeuten, und wußte später in ihren Briefen auch über die jugendlichen Erlebnisse ihres Theaterspiels humorvoll zu berichten. Charakteristisch dafür ist eine Schilderung in einem Brief vom Jahre 1708 an die Raugräfin Liselotte, ihre jüngere Stiefschwester.

Liselotte besuchte nach dem Tod ihres Vaters ihre Mutter, die Kurfürstin Charlotte (1627–1686), die sich damals, wahrscheinlich 1683, vorübergehend in dem ländlichen Hockenheimer Seehaus an dem einstigen kurfürstlichen Fischweiher, in der Nähe von Speyer aufhielt. Als Liselotte mit ihrer Mutter einen Spaziergang um den Fischweiher machte, traf sie den Bibliothekar Fuchs, der in ihren Heidelberger Jugendtagen die Hauptrolle in Ben Jonsons „Sturz des Sejanus“ gespielt hatte. Die Tragödie, welche erstmalig 1603 unter Mitwirkung von Shakespeare in London aufgeführt wurde, handelt von dem Schicksal eines dämonisch veranlagten Ministers an der Seite des römischen Kaisers Tiberius und hat schon zu Lebzeiten Shakespeares eine begeisterte Aufnahme in Deutschland gefunden. Bereits 1605 erschien in Cassel die erste deutsche Übersetzung der Tragödie. Ihre spätere Aufführung im Heidelberger Schloßtheater auf dem „Dicken Turm“ hatte sich der Pfälzer Liselotte so un-

auslöschlich eingepägt, daß sich ihr nach vielen Jahren durch ihre Begegnung mit dem Bibliothekar Fuchs die ländlich-stille Umgebung des Hockenheimer Fischweihers augenblicklich in die tumultuöse einstige Hofbühne verwandelte und sie den biedereren Mann untertänigt mit den pathetischen Worten begrüßte: „Die Götter bewahren den großmächtigsten Sejanus.“ — Der Bibliothekar versäumte daraufhin nicht, sich geistesgegenwärtig seiner Rolle zu erinnern: „Da fing er gleich ahn zu spielen“, berichtete Liselotte weiter. Von diesem jähen Ausbruch eines theatralischen Heldenpathos zwischen friedlich weidenden Herdentieren völlig überrascht, glaubte Liselottes Mutter zuerst, der „mensch were nährisch“ geworden, und Liselotte, die einstige „Prinzessin“ auf der Heidelberger Hofbühne, setzte hinzu: „Ich lachte von hertzen darüber, denn Fuchs hatte bei ihr seit jener Aufführung den Beinamen ‚Sejanus‘ behalten.“ In dieser Szene wird das echte, ursprüngliche Theater des Shakespeare-Zeitalters wieder heraufbeschworen. Es ist aus Liselottes Briefen auch bekannt, daß sie frühzeitig lernte die „mouvementen agiren“ (sich so zu bewegen und aufzuführen), „wie man die passionen fühlt . . .“ Überzeugt von der läuternden Wirkung großer Tragödien auf den Menschen, empfiehlt sie, wie einst der mit den Kurpfälzern befreundete Landgraf Moritz von Hessen, an dessen Hof eine von Shakespeare ausgebildete Truppe jahrelang spielte, das Theaterspielen als besonders wichtig für die Jugend. „Solche noble sentimenten“, schrieb Liselotte, „mehren die Seel (stärken die Seele) und thun mehr als eine predig“, daher sollte es der Jugend „eher befohlen als verboten“ werden, weil es mehr „capable ist, die Tugend zu animieren als eine schlechte predig“. Und da Liselotte noch in einem Zeitalter unduldsamer, engstirniger und streitsüchtiger Theologen lebte, meinte sie, auf die bildungsfähige Jugend mache das Theaterspiel einen nachhaltigeren Eindruck als das „Plärren der Pfaffen“ von der Kanzel.





Liselotte von der Pfalz (1652–1722)

Und wie bei Shakespeare, so begegnet man auch bei Liselotte nirgends engen oder überspitzten Moralbegriffen. Es lacht aus ihr noch der urwüchsige Schalk, beispielsweise, wenn sie sich zu einer geistreich vermittelnden Rolle zwischen den klugen und törichten Jungfrauen der Bibel aufschwingt: „Muss doch die Wahrheit gestehen, alle gallante weiber seindt divertissanter als die tugendhaften, aber es ist ihnen auch weniger zu trauen als den ehrlichen . . .“

Vor allem aber hebt Liselotte das Theaterpiel als einen unentbehrlichen Ausgleich zu den täglichen Aufgaben hervor, die das Dasein an den Menschen stellt, weil diese musische Betätigung den Menschen nicht nur entspannt, sondern auch die natürliche Lebensenergie durch die Anregung der schöpferischen Kräfte steigert: „so macht die commedie freude, freude gibt gesundtheit, gesundtheit stärke, stärke macht besser arbeyten.“

Daraus wird auch verständlich, daß Liselotte als spätere Herzogin von Orléans erst in ihrem Element war, wenn sie im Schloß von Versailles am Schreibtisch ihres Privatgemachs die Feder zur Hand genommen hatte, um die wirkliche Welt, wie sie sich ihr täglich darbot, in eine Bühne zu verwandeln. Da erst begann sie von innen heraus zu leben im Sinne von Kleist: „Leben heisst einsam sein.“ Ihrem dramatischen Gestaltungsdrang folgend, fuhr sie bisweilen Tag und Nacht fort, den farbigen Abglanz des Lebens auf das Papier zu bannen, ohne zu bemerken, wenn ihr Kammerdiener leise hereinschlich, um sie beim Anzünden der Kerzen möglichst nicht zu stören. Sie wurde dabei auch nicht von ihrer Gedankenbrücke abgelenkt, die sie mit ihren deutschen Angehörigen verband. Mit großer Meisterschaft spielte sie in solchen Augenblicken, ohne die Feder abzusetzen, im Geist ihre wechselnden Rollen weiter. Bald redet sie an der Seite des französischen Sonnenkönigs als die pompöse „Madame“, „von großem Rang und Eklat“, bald sprudelt sie wieder mit dem derben Humor eines echten Pfälzer Volkskindes alles frei heraus, singt, fabuliert, lacht und schimpft, was besonders belustigend wirkt, wenn sie dazwischen gleichsam auf Stelzen geht, um den ererbten, englischen Ahnenstolz der Stuarts hervorzukehren: „Heirat mit einer Unebenbürtigen ist Mäusedreck, der sich mit Pfeffer mengt.“

Was der Ahnenstolz der Stuarts ernstlich bedeutet, hat den Dichterfreund der Familie, Andreas Gryphius (1616–1664) dazu bewogen, 1649 die *erste deutsche Tragödie* zu schreiben. Im Unterschied zu dem visionären Drama der Jesuiten, in dem sich in magischen Beschwörungsszenen Himmel und Hölle um die bedrohte Seele streiten, hat Gryphius als Protestant auf die innere Dramatik von Shakespeares *Hamlet* zurückgreifend, den Kampf zwischen Irdischem und Heldischem in die Seele des Helden selbst verlegt und durch das heroische Ende des Königs „Karl Stuart“ den Familienstolz der

Stuarts auf geistiger Ebene wiederhergestellt. Dieses Verdienst des Dichters mag dazu beigetragen haben, daß seine Theaterstücke am Heidelberger Hof Karl Ludwigs sich neben den englischen Dramen der größten Beliebtheit erfreuten und deshalb auch am meisten gespielt wurden, besonders sein Lustspiel „Peter Squenz“, das in Anlehnung an die Handwerksposse von Shakespeares „Sommernachtstraum“ entstand und auf der Heidelberger Hofbühne unter Mitwirkung von Studenten zur Aufführung gelangte.

Liselotte erweist sich in ihren Briefen als eine gelehrige Schülerin jenes kurpfälzischen Hoftheaters der Regierungsepoche ihres Vaters Karl Ludwig, wenn sie mit ihrem geistreichen Sinn für Situationskomik spannend dargestellte Begebenheiten auf die Spitze treibt und ihren treffsicher geschilderten Charakteren durch unbeabsichtigte Wesensäußerungen groteske Reize menschlicher Unzulänglichkeiten entlockt. Zwar vermag sie sich auch gelegentlich selbst als ein bemit-

leidenswertes Opfer des höfischen Ränkespiels zu bedauern, aber sie versucht dennoch immer wieder — nach großen Vorbildern — dem Leben die heiteren Seiten abzugewinnen, um ihre verwundbare Künstlerseele der zerstörenden Macht des Tragischen zu entziehen.

Aber Liselotte besaß nicht nur eine bewundernswerte Charakterstärke, sondern war sich der Wirkung ihrer Worte stets bewußt, so auch, wenn sie in der ihr im Grunde immer fremd gebliebenen Umgebung der Höflinge von Versailles zur Zeit der tiefsten Erniedrigung ihrer zerstörten und ausgeplünderten kurpfälzischen Heimat mit fürstlicher Würde bekannte: „Ich habe es jederzeit für eine Ehre gehalten, eine Teutsche zu seyn.“

---

*Anmerkung*

Näheres über „Das Heidelberger Hoftheater“ in meiner 1964 in der Ruperto Carola veröffentlichten Studie mit ausführlichen Literaturangaben.



# Dem Orpheus des Neckartals auf den Spuren

*Lili Febrle-Burger, Heidelberg*

Als ich kürzlich am Südufer des Bodensees bei alten Freunden in einem schweizerischen Sagenbuch aus dem Jahr 1854 blätterte, las ich zu meinem Erstaunen von einem Berner Chronisten über den hierzulande so berühmten Bliigger II. von Steinach, jener vielgepriesene Minnesänger habe seine einstige Stammburg in dem idyllischen Städtchen Arbon am Bodensee gehabt. Von jenem Ritter, der unter den Dichtern jener Zeit rühmend genannt wurde, berichtet die Sage, daß seine Harfe, „mächtiger als die des Orpheus und Arion“, im Stande gewesen wäre, „die heftigsten Stürme zu beschwören, so daß sie schonend über seine Heimat und die Burg seiner Väter hinzogen.“

Lange Zeit stritten sich daher die Pfalz und die Schweiz um den Besitz dieses, von den größten Dichtern seiner Zeit, wie Heinrich von Veldecke, Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg sehr lobend erwähnten „wortweisen“ Sängers, ja, man glaubte schließlich sogar einen pfälzischen Doppelgänger vermuten zu müssen, bis es den neuesten Interpreten der mittelalterlichen Liedersammlung des Schweizers Manesse gelang, nachzuweisen, daß jener Bliigger einem alten Thurgauer Adelsgeschlecht entstammte, als dort die Steinach von St. Gallen her noch durch kaiserliches Reichsgebiet floß, ebenso wie die Pfalz zu Bliggers Lebzeit von Kaiser Friedrich Barbarossas Stiefbruder Konrad regiert, damals noch den Staufern gehörte. Der Name Bliigger oder auch Blikker (d. h. „Blitzspeer“) deutet auf sonnenmythische Züge römisch-germanischen Ursprungs, die auch der Schweizer Sage eigentümlich sind. Der einstige Bliggersforst, der heutige Pleickartsförsterhof

auf dem Weg nach Schwetzingen, erinnert gleichfalls noch an diesen Namen.

Als sich Bliggers Vater in der Regierungszeit der Staufer im Jahr 1142 auf der felsigen Anhöhe, jener keilförmigen Landscheide zwischen dem Neckar und der Steinach, erstmals eine stattliche Burg, die „Hinterburg“ erbaute, besaß auch schon jener Nebenfluß des Neckars wie der dort angesiedelte Ritter von Steinach seinen Namen, so wie schon früher der Name der Steinach am Bodensee mit dem Familiennamen dieses alten Rittergeschlechts identisch war. Die Neckarstein-

*Miniatur aus der Manessischen Handschrift Bliigger von Steinach*



acher Ritter fügten dann ihrem Namen noch den Beinamen „Landschad“ (wohl von Landscheide) zur näheren Kennzeichnung ergänzend hinzu.

Der musische Sohn des Erbauers, Bliigger II., von 1165—1209 Burgherr von Neckarsteinach, ist während dieser Zeit wiederholt als Minnesänger im kaiserlichen Gefolge aufgetreten. Die großzügig angelegte väterliche Burg, die „Hinterburg“, erweiterte er noch und gestaltete sie durch einen prächtigen Palas im repräsentativen Stil seiner Zeit aus. Sie sollte sich ebenso wie die Stammburg seiner Vorfahren am Bodensee zum Empfang hoher Gäste eignen. Auf beiden Burgen hat er im geselligen Kreis seiner Freunde zur Harfe gesungen oder seinem Schreiber diktiert, woran die farbenprächtige Miniatur in der Manesseschen Liedersammlung erinnert.

Arbon, die ursprüngliche Heimat der Ritter von Steinach im Landkreis Thurgau, wo auch eine der Urschriften des Nibelungenlieds gefunden wurde, gilt übrigens als einer der geschichtsträchtigsten und merkwürdigsten Orte am Bodensee. Als eine Siedlung auf römisch-germanischem Boden, die sich Arbor felix, „grüner Baum“ nannte und im 1. Jahrhundert durch den Bau einer römischen Heerstraße nach Bregenz zunehmend an Bedeutung gewann, wurde Arbon nach seiner Zerstörung durch die Alamannen seit Karl dem Großen wieder zu einem der wichtigsten Stützpunkte auf dem Weg vom Bodensee in das alpine Hinterland. Gleichzeitig entwickelte sich dort in dem südwärts liegenden Benediktinerkloster von St. Gallen nicht nur eine der angesehensten Bildungsstätten der aristokratischen Jugend, sondern auch eine der berühmtesten Musikschulen des Abendlandes. Von dort gingen die ersten eigenen Schöpfungen des deutschen Musiklebens aus. Es entstand eine erste Blütezeit der Musik auf dem Boden des Reichs und schon im 10. und 11. Jahrhundert lösten die Bodensee-Benediktiner durch ihre Begrüßungslieder an die salisch-sächsischen Kaiser überall Begeisterung und höchstes Lob aus.

Bliigger II., zu einem ausgeprägten Ehrgefühl und zu großzügiger Freigebigkeit erzogen, scheint dort auch seine musikalische Bildung erworben zu haben. Als späterer Burgherr von Neckarsteinach (1165—1209) trat er wiederholt als Minnesänger im kaiserlichen Gefolge auf Reisen nach Italien und Jerusalem in Erscheinung, wahrscheinlich sogar als Verwandter des Kaiserhauses, denn sein Vater verzichtete 1142 auf Erbensprüche eines ursprünglichen Grundeigentums in Worms zugunsten von Schönau und Neckarsteinach. Leider hat sich von Bliggers einst so „anmutig und lieblich“ klingenden Liedern kaum etwas erhalten. Begeisterten Anklang scheint vor allem sein verloren gegangenes Epos vom „Umbehanc“ (Umhang) gefunden zu haben, worin der Dichter die Liebesgeschichte eines sagenhaften Königs besungen hat. Vielleicht

*Gottfried von Straßburg, Bliggers Freund, bzw. „Dichterfreund“ und Zeitgenosse*





stand ihm dabei die weithin glänzende Mauerkrone des Dilsbergs vor Augen, um den die Natur, gegenüber von Bliggers Burg-ruine, immer noch alljährlich einen zauberhaften Mantel aus blühenden Wiesen und Kornfeldern webt. Bliggers musische Begabung trat in seinen Nachkommen immer wieder hervor, so auch in dem anmutigen jungen Bliigger von Steinach, der 1612 den Heidelberger Kurprinzen zur Verlobung und Hochzeit mit der englischen Königstochter Elisabeth Stuart nach London begleitete. Dort sah man im Februar 1613 den blondlockigen Ritter aus dem Neckartal im glänzenden Gefolge des jungen Brautpaares schreiten.

An einem festlichen Sommerabend des Jahres 1613, als man in Heidelberg die theatra-

lisch ausgestaltete Ankunft der Königstochter mit einer erstmaligen Schloßbeleuchtung feierte, trat er auf einer Neckarbühne in einer Schar von zwölf griechischen Rittern in silberner Rüstung auf, um in einer opernartig aufgeführten Barockpantomime venezianischen Ursprungs unter Posaunenklängen und im Feuerregen von Raketen die „schöne Helena“ aus einer schwimmenden Trojaburg zu befreien. Aber bei aller Vorliebe für glanzvolle Feste, Theater, Poesie und Kunst empfanden die aufrechten, hochgebildeten Ritter von Landschad den von Wäldern umrauschten Stammsitz ihres großen Ahnherrn in Neckarsteinach, dessen einstiger Burg sie drei weitere hinzugesellten, als ihre stille, weltentrückte Heimat, der sie immer treu blieben.

## Heidelberg

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,  
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,  
du, der Vaterlandsstädte  
ländlichschönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,  
schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,  
leicht und kräftig die Brücke,  
die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst  
auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging,  
und herein in die Berge  
mir die reizende Ferne schien,

und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,  
traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,  
liebend unterzugeben,  
in die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen  
kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn  
all' ihm nach, und es bebte  
aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Tal hing die gigantische,  
schicksalskundige Burg nieder bis auf den Grund,  
von den Wettern zerrissen;  
doch die ewige Sonne goß

ihr verjüngendes Licht über das alternde  
Riesenbild, und umher grünte lebendiger  
Efeu; freundliche Wälder  
rauschten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Tal,  
an den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold,  
deine fröhlichen Gassen  
unter duftenden Gärten ruhn.

Friedrich Hölderlin



# Studenten und Bürger im alten Heidelberg

Ludwig Merz, Heidelberg

In den zeitkritischen Betrachtungen des Stadtlebens in unseren Tagen wird von uns — der älteren Generation —, zuweilen von der „guten alten Zeit“ gesprochen. Gab es die wirklich? — Wenn ja, dann kennen wir sie auch nur aus den Erzählungen unserer Eltern, wenn sie wiederum aus ihrer eigenen Jugendzeit berichteten. Die folgende Abhandlung will keineswegs nur die Schattenseiten des Lebens im alten Heidelberg aufzeigen. Es wird aber einmal nicht vom „Gaudemus igitur“, von der alten Burschenherrlichkeit, von der Beschaulichkeit eines Spitzweg und von der Romantik insgesamt in den vergangenen Zeiten die Rede sein. Es soll vielmehr die Aufmerksamkeit auf Wirklichkeiten, auf Sorgen und Nöte der Stadtbewohner gelenkt werden, mit denen alle, ob Bürger oder Studenten haben fertig werden müssen. Mit der Gründung der Universität hat Heidelberg selbst entscheidende Wandlungen erfahren, auf die sich die Bürger und die Stadtverwaltung erst einmal einstellen mußten. Die Änderungen zeigten sich einerseits zunächst auf dem materiellen Sektor, dann auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft. Andererseits wurden der Stadt zuweilen unlieb-same Verpflichtungen auferlegt, insbesondere bezüglich der Freiheit der studentischen Jugend. Und diese Freiheiten waren sehr weitgehend. In erster Linie hatte die Hohe Schule eine gesetzgebende und ausübende Gewalt über alle Angehörige und Bedienstete ihres Bereiches. Die Legislative übte sie unter der Aufsicht und mit Genehmigung des Kurfürsten aus; die Exekutive teilte sie mit dem Magistrat der Stadt Heidelberg. Dieser mußte jährlich einen Eid schwören, keine Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der Studierenden zu tun. Die neuen Miteinwoh-

ner der Stadt, die Studenten, ließen zunächst alles andere als eine studentische Atmosphäre aufkommen, wie sie sich in späteren Zeiten zeigte. Der größte Teil der Scholaren bestand damals aus Klerikern, die dem Bischof von Worms unterstellt waren. Sie verstärkten den geistlichen Zug im Stadtleben, der schon durch die Klöster der Augustiner und Franziskaner in der Mitte des 13. Jahrhunderts gegeben war.

Die Anzahl der Studenten und Lehrer war am Anfang nach der Gründung der Universität 1386 noch gering. Bald aber setzte ein Zustrom von den Universitäten Paris und Prag ein, infolge der Schwierigkeiten, die man dort den deutschen Studenten machte. Durch diese Zuwanderung zählte die Universität bald nahezu 600 Studenten und 23 Magister. Anfänglich wohnten die Studenten in den Bürgerhäusern, vereinzelt auch bei den Professoren. Bald aber entstand ein empfindlicher Mangel an studentischen Unterkünften. Das führte zu einem Mietwucher von seiten der vermietenden Bürger. Um diesen Mißstand abzustellen, wurde ein Erlaß herausgegeben, der jegliche Mietsteigerung unter Androhung von Güterentzug verbot. An jedem Tag Allerheiligen wurden die Erlasse zum Schutze der Studenten insgesamt in der Heiliggeistkirche verlesen und anschließend an der Kirchentür angeschlagen. Weiter war in dem Erlaß die Rede vom Schutz der Studenten vor willkürlichen Verhaftungen, von der Befreiung von Steuern und Zöllen und von sicherem Geleit der zuziehenden und weggehenden Studenten in unsicheren Zeiten. Trotzdem die an Studenten vermietenden Bürger von allen Auflagen befreit waren, reichten die Unterkünfte nicht mehr aus. Es mußte nach neuen Möglichkei-



*Student auf Wanderfahrt, Anfang 19. Jh. Ausrüstung: Wanderstock, sog. Ziegenhainer, lange Pfeife, Ranzen, darin kurze Pfeife mit Quasten, Decke aufgerollt, „Schläger“ quergesteckt, Feldflasche umgehängt*

ten gesucht werden, die Abhilfe schaffen sollten.

So entschloß sich der Kurfürst Ruprecht II. zur Stiftung von Kollegien, d. h. von Studentenheimen. Er glaubte damit die Beziehungen der Studenten untereinander zu fördern, und, wie es heißt, die Kenntnisse zu erweitern, Freundschaften zu stiften, Nacheiferungen zu wecken — und eine strengere Sittenaufsicht zu ermöglichen. Die Wirklichkeit sah jedoch anders aus, und es kam immer wieder zu Ausschreitungen. Nicht zuletzt waren die Hofjunker auf dem kurfürstlichen

Schloß daran schuld. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts erhoben sie sich gegen die studierende Jugend, wobei es zu blutigen Auseinandersetzungen kam. Selbst in den Wohnungen der Professoren waren die Studenten nicht sicher. Der Kurfürst, der auf der Seite der Studenten stand, konnte nur durch den Einsatz von Soldaten das Schlimmste verhindern.

Eine große Belastung für das Studium an der Universität bildete die damals mangelhafte gesundheitliche Betreuung der Bevölkerung. In Heidelberg herrschte seit der Gründung der Universität über dreißigmal Seuchennot. Zwischen 1426 und 1597 mußte die Universität neunzehnmal auswandern. Ausweichorte waren u. a. Eberbach, Wiesloch, Weinheim, Eppingen und Oppenheim. Die Verlagerung dauerte oft Monate und einige Male über ein Jahr. Daß unter diesen Umständen manche Studenten nicht mehr den Anschluß an ein geregeltes Studium fanden, läßt sich daraus erklären. Sie wurden „Fahrende Scholaren“ oder ließen sich als Soldaten anwerben.

Auch das 17. Jahrhundert brachte den Studierenden und den Lehrenden an der Universität große Sorgen. Im Dreißigjährigen Krieg wurde 1626 die Hohe Schule aufgelöst, die dann zwei Jahre später als rein katholische Hochschule neu erstand. Ab 1632 fand zunächst keinerlei Universitätsleben statt. Nach zwanzig Jahren erst wurde die Universität unter dem persönlichen Rektorat des Kurfürsten Karl Theodor erneuert und die Freiheiten der Studenten erweitert. So bekamen sie u. a. das Recht, an bestimmten Bezirken des Stadtwaldes „mit dem Rohr auf Kleinwild zu jagen“. Die Reviere waren durch Steine als „Studentenjagd“ begrenzt. Am Ende des 17. Jahrhunderts zog der Orléanssche Erbfolgekrieg verheerend durch die Pfalz. Er verursachte auch die Flucht der Professoren und Studenten aus der bedrohten Stadt. Die verbliebenen Bürger dagegen mußten die Drangsale des Krieges über sich ergehen lassen. Am Ende des Jahrhunderts kehrte die Hohe Schule von Weinheim wieder zurück.



Durch den Einsatz der Jesuiten erreichte die Universität eine Zeitlang ihren alten Stand. Da brachte der Friede von Lunéville für die Hochschule den Verlust sämtlicher Einnahmen aus den Besitzungen links des Rheines. Die Universität stand vor ihrem Ruin und zählte nicht einmal mehr ein halbes Hundert Studenten.

Nach 1800 begann unter Napoleon der große Ländermakel. Die rechtsrheinischen Teile der Pfalz kamen zu Baden. Der neue Landesvater Karl Friedrich von Baden war ein aufgeklärter Herrscher. Es kam ihm mehr auf das Wohl des Volkes als auf kostspielige Repräsentationen an. Durch seine Verbundenheit mit Voltaire, Klopstock, Herder und Goethe hob er das geistige Niveau nicht nur an seinem Hofe allein. Schon 1803 hatte er ein Organisationsedikt erlas-

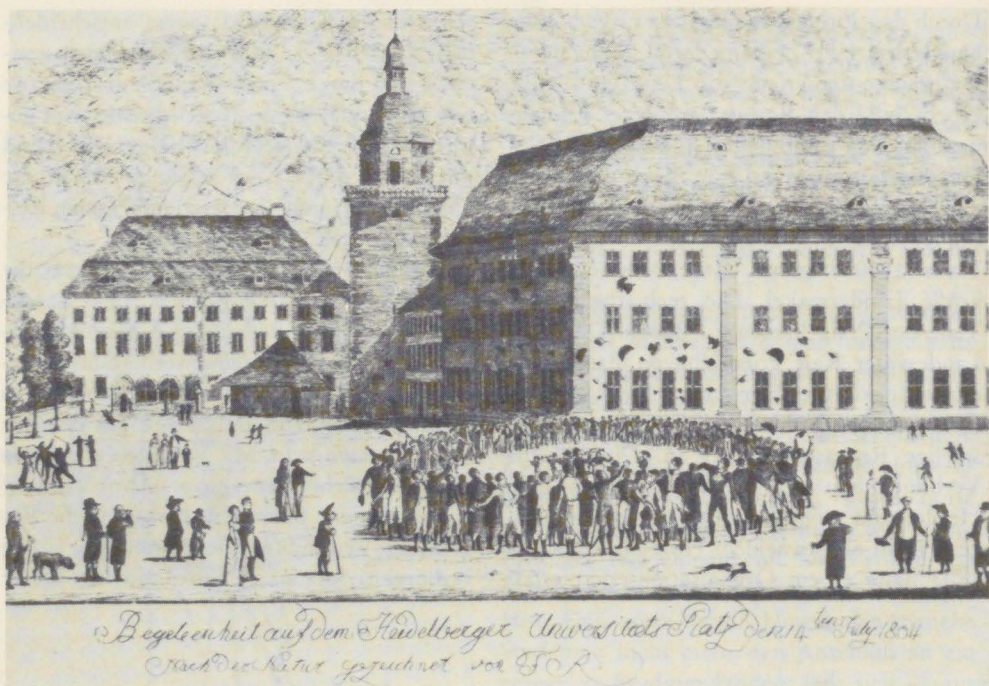
sen, das der Universität einen entscheidenden Antrieb gab. Sie wurde finanziell gesichert und durch Verpflichtung zur Toleranz vor allem in Religionsfragen geistig weit geöffnet. Nach ihrem Gründer Ruprecht I. und ihrem Erneuerer Karl Friedrich erhielt die Universität Heidelberg jetzt den Namen RUPERTO CAROLA.

Im studentischen Leben gewannen jetzt die studentischen Vereinigungen der Landsmannschaften an Bedeutung. Gesetzlich waren zwar keine Studentenverbindungen erlaubt, aber der Senat duldete sie, solange es nicht zu Auseinandersetzungen mit Bürgern oder Soldaten kam. Mit Verboten wäre man ohnedies nicht weitergekommen. Vor der nachspürenden Staatsgewalt wurden die Regeln der Verbindung, der Komment, streng verborgen. Sah man doch darin von dieser

*Studenten und Bürger auf dem Universitätsplatz in Heidelberg, rechts der „Hexenturm“, im Hintergrund Universität und Mitteltor, Kupferstich von B. de la Roque, 1758. Original im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg*

Aufnahme: Foto-Gärtner, Heidelberg





Freudige Kundgebung zur Erneuerung der Universität Heidelberg unter Großherzog Karl Friedrich von Baden

Foto: Foto-Gärtner, Heidelberg

Seite den Kern gewisser Unbotmäßigkeiten. Auch gegen das öffentliche Waffentragen, das Rauchen auf der Straße und in den Universitätsgebäuden, das Mitbringen von Hunden in diese Räume halfen keine Verbote. Das Schlagen von Säbelmensen war üblich, zuweilen kam es auch zu schweren Duellen. Die studentische Tracht bestand damals im Dreispitz, Federhut, Zylinder und Stürmermütze. Auf den Samschnürrock wallten die langen Locken nieder. Als Fortsetzung des „fahrenden Scholaren“ im Mittelalter erscheint jetzt der „Bruder Studio“. Fast immer trägt er einen Knotenstock aus Ziegenhain, einen Degen, Felleisen, Schildmütze, hohe Stiefel und die unvermeidliche lange Pfeife. Auf den Wanderungen von Universität zu Universität trafen „Bruder Studio“ und „Handwerksbursche“ oftmals zusammen. Das konnte gut und schlecht ausgehen,

zumal die Wanderburschen versuchten, das studentische Gebaren nachzuahmen. So klagt ein junger Handwerker, hörbar ein Berliner:

*Jüngst bin ich auf dem „Faulen Pelz“  
mit meinem Schatz gewesen;  
da nannten sie mir einen „Knotenpelz“  
und ihr 'nen flotten Besen.*

*Und als ich an zu tanzen fing,  
da scharren's mit den Füßen;  
der Senius streckt' ein Bein herfür,  
daß ich hab' fallen müssen.*

Ebenso kam es zwischen dem Militär und den Studenten zu ernstlichen Auftritten. Es war den Studenten aus unverständlichen Gründen verboten, beim Vorübergehen an der Hauptwache am Brunnen auf dem Ludwigsplatz, heute Universitätsplatz, zu rau-



chen. Das gab ihnen um so mehr Anlaß, es erst recht zu tun, zumal die Soldaten im Wachhaus selbst die Pfeife rauchten. Als die Wachen mehrmals ihre Befugnisse überschritten und einmal einen Studenten mit leerer Pfeife festnahmen, eilte eine Kommission der Studenten zum Prorektor, der den Festgenommenen sofort auslöste. Aber inzwischen ließ der Kommandant Alarm blasen und schickte Streifen zu Pferd durch die Straßen. Vermutlich befürchtete er eine Zusammenrottung. Die übermütigen Dragoner kühlten ihr Mütchen an den Studenten und teilten mit dem flachen Degen Schläge aus. Als sich eine Anzahl von Bürgern auf die Seite der Studenten schlug, mußten auch sie Hiebe einstecken.

Am anderen Tag, am 13. Juli 1804, zog die gesamte Studentenschaft in völliger Ruhe,

ohne Degen und ohne Musik, nach Neuenheim aus. Der Senat der Universität wandte sich darauf an den gerade in Schwetzingen weilenden Landesvater Karl Friedrich und verhandelte auch mit den Studenten. Die letzteren erhielten dann die Genugtuung, daß sie mit türkischer Musik feierlich wieder in die Stadt einziehen durften. Die schuldigen Soldaten erhielten militärische Strafen. Das Jahr 1813 rüttelte die Bürger und die Studenten auf. Schon im Frühjahr traten nahezu dreißig Studenten unter die Fahnen für den Kampf gegen Napoleon. Wie in Norddeutschland wurde auch in Baden ein freiwilliges Jägerkorps aufgestellt, dem vor allem Adelige und Studenten beitraten.

Im Jahre 1815 gründeten einhundert aus den Freiheitskriegen zurückgekehrte Studenten die Teutonia mit dem Wahlspruch: Ehre,

*Fahrt der Heidelberger Studenten von Mutterstadt nach Frankenthal am 14. Aug. 1828*

Stadarchiv Heidelberg





*Auszug der Studenten nach Frankenthal vor dem Mannheimer Tor in Heidelberg*

Stadarchiv Heidelberg

Freiheit und Vaterland. Während die Korps hauptsächlich auf landsmannschaftliche Zusammenghörigkeit Wert legten, wollten die Burschenschafter, wie es heißt: „Einen jeden Freund und Bruder heißen.“ Ihre politische Richtung zeigten die Burschenschafter beim Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Sie verbrannten Schriften, die ihnen nicht entsprachen, dazu einen Zopf, eine „Schnürbrust“ und einen Korporalstock, alles Zeichen einer rückständigen Zeit. „Einheit, Freiheit und Gleichheit“ war die Losung, und „Schwarz-Rot-Gold“ wurde erstmals das Sinnbild der Volkseinheit.

In dieser Zeit wurde die Heidelberger Burschenschaft von einem Ereignis besonders betroffen. Der Student Sand ermordete den Dichter Kotzebue. Seine Hinrichtung be-

wegte die Gemüter sehr stark. Die Burschenschaft erwies sich als völlig unbeteiligt, zumal Sand vor seiner Abreise aus Jena seinen Austritt erklärt hatte. Aber alles half nichts. — Nach den Karlsbader Beschlüssen vom 26. September 1819 wurden alle Studentenverbindungen kurzerhand aufgelöst. Dank der wohlwollenden Art, in der damals der Kurator der Universität und das badische Ministerium die Angelegenheit behandelten, ging das studentische Verbindungsleben in Heidelberg weiter.

Die erste schwere Schädigung erlitt die Burschenschaft durch den gemeinsam mit dem Seniorenkonvent der Korps unternommenen „Frankenthaler Auszug“ im Jahre 1828. Als einige Studenten wegen aufrührerischen Reden in den Karzer gesperrt wurden, holten



sie andere im Sturm wieder heraus. Da die Obrigkeit auf Bestrafung der Karzerstürmer bestand, erklärten die Studenten die Universität Heidelberg in „Verruf“ und sie zogen geschlossen nach Frankenthal aus. Vergeblich versuchte Professor Thibaut, der Heidelberger Rechtsgelehrte, zu vermitteln. Trotzdem versammelten sich mit Beginn des Wintersemesters 1828/29 ein Rest der Burschenschaft in den drei „Verrufjahren“, um die Tradition nicht untergehen zu lassen. Im Jahre 1832 beteiligte sich die Burschenschaft am Hambacher Fest und anderen „obrigkeitswidrigen“ Veranstaltungen. Demzufolge zählte schon die alleinige Zugehörigkeit zur Burschenschaft als Hochverrat. Einer der Betroffenen war kein geringerer als Fritz Reuter. Er war zunächst zum Tode verurteilt worden, dann zu Festungshaft begnadigt und auf freien Fuß gesetzt worden.

Im Jahr der Badischen Revolution 1848—1849 spielten die Studenten, von denen auch viele gleichzeitig Turner waren, eine bedeutende Rolle. In Heidelberg tat sich insbesondere der Student und Turner G. A. Schlöffel, Sohn des Oberkriegskommissars des badischen Revolutionsheeres, hervor. Einige Zeit lag sogar die Exekutivgewalt in seiner Hand. Durch seine oftmals eigenmächtigen Handlungen und Übergriffe bereitete er der Provisorischen Regierung Schwierigkeiten. So verlor er schließlich als, wie es heißt, „unpraktischer Idealist und unerfahrener Jüngling“ alle Vollmachten. Kompromißlos wie er war, entschloß er sich, mit der Waffe in der Hand für seine Ideale zu kämpfen. Er trat in das Revolutionsheer ein und fiel beim Sturm auf die von preußischen Truppen besetzte Zuckerfabrik in Waghäusel. — Ein anderer Student, der Turner Max Dortü wurde

*Mensur am „Riesenstein“ um 1850, Lithographie von Th. Verhas*

Aufnahme: Foto-Gärtner, Heidelberg





Studenten im Kolleg — lange Pfeife rauchend

Stadtarchiv Heidelberg

in Freiburg von reaktionären Bürgern festgenommen und erschossen. — Der Student Peter Michel, Gründungsmitglied des Heidelberger Turnvereins, fiel am 30. Juni bei Oos als Hauptmann des Revolutionsheeres.

Viele politisch liberal eingestellte Väter bangten damals um das Leben ihrer Söhne, die sich als Studenten und Turner der radikalen Bewegung angeschlossen hatten. Unter diesen Vätern befand sich auch unter anderem der Präsident der Zweiten Kammer, Mittermaier, und der badische Bevollmächtigte im Bundestag, Welcker. Am schwersten wurde wohl der Anatom und Ehrenbürger von Heidelberg, Tidemann, betroffen. Drei Söhne von ihm waren ebenfalls unter den Aufständischen. Zwei von ihnen gelang es,

nach Amerika zu fliehen. Der dritte, zuletzt Festungskommandant von Rastatt, wurde gefangen und „zum Tode durch Pulver und Blei“ verurteilt. Mancher der politischen Flüchtlinge kam nach Jahren wieder zurück und wurde ein tüchtiger und geschätzter Bürger. Andere wieder leisteten dem Land, in das sie geflohen waren, wertvolle und anerkannte Dienste.

#### Benützte Literatur:

575 Jahre Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg, Sonderband der „Ruperto Carola“ von G. Hinz H. Derwein: Die Straßen- und Flurnamen von Heidelberg

NB: erweitertes Manuskript einer Rundfunksendung



# Bauern- und Bürgerhäuser im Nordbadischen

Edmund Kiehle, Eppingen

Nordbaden oder das badische Unterland ist nicht nur das „Land der Burgen und Schlösser“<sup>1)</sup>, bekannt durch das weltberühmte Heidelberg, die Industriestadt Mannheim, die Karlsruher Residenz und die Goldstadt Pforzheim, mit Mustern barocker Städteanlagen, sondern auch das Land romantischer Flüsse, geschichtlich bedeutsamer Verkehrslinien und vielgestaltiger Landschaften, in denen manche kunstgeschichtliche Kostbarkeit und wichtige baugeschichtlich und volkskundlich bedeutsame Zeugnisse zu finden sind. Und letzteren wollen wir hier nachspüren; über den Stand der Hausforschung, die sich bemüht, die Zusammenhänge zu erforschen und für Denkmalpflege, Ortssanierung und Freilichtmuseen nutzbar zu machen, wurde bereits an anderer Stelle berichtet<sup>2)</sup>. Angesichts der zahlreichen Einflüsse, die außer den Schutz- und Nutzungsbedürfnissen der Bewohner auf den Hausbau einwirken, müssen einige Betrachtungen über die allgemeinen

## *Landesverhältnisse*

vorangestellt werden. Die im Hausbau wichtige Wetterseite liegt im allgemeinen gegen Westen<sup>3)</sup>. Die jährliche Niederschlagsmenge betrug in der Rheinebene 506–732 mm (606–750), im Kraichgau, der früher mehr schneereiche Winter hatte, um 800 mm (750–850), erhöhte sich im Odenwald auf 900 mm (900–1000) und sinkt im Taubertal ähnlich wie bei Mannheim wieder auf 590 mm (unter 650). Die obere Weinbaugrenze fällt etwa mit einer mittleren Juli-Temperatur von 18° zusammen<sup>4)</sup>.

Zwischen 1871 und 1905 traten fünf schwere Hagelkatastrophen ein<sup>5)</sup>. 1969 ergaben sich in der Pforzheimer Gegend schwere Sturm-

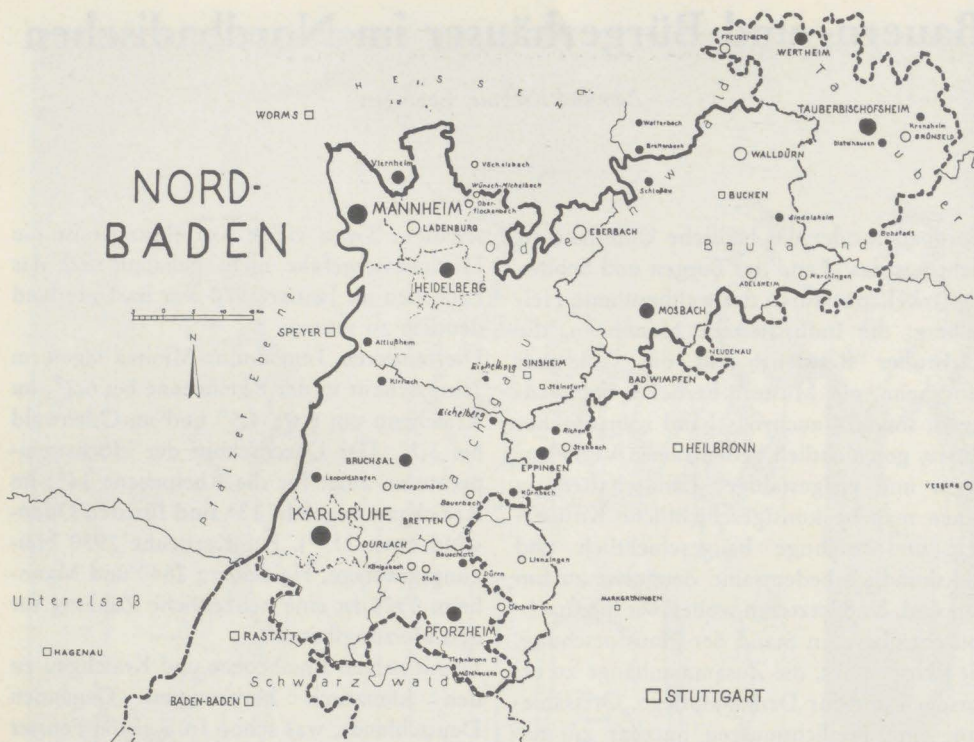
schäden. Trotz vieler Korrekturen ist die Hochwassergefahr nicht gebannt und das Erdbeben im Januar 1970 war im Unterland deutlich zu spüren.

Die mittleren Temperatur-Minima lagen im Jahresschnitt in der Rheinebene bei 6,2°, im Kraichgau um etwa 4,5° und im Odenwald bei 3,2°. Der Durchschnitt der Höchsttemperaturen zeigt für die Rheinebene 14°, im Kraichgau ungefähr 13° und für den Odenwald etwa 11°<sup>6)</sup>. Für Karlsruhe 2950 Heizungsgradtage, Heidelberg 2840 und Mannheim 2920 ist eine neuzeitliche Zählung für den Heizungsbauer<sup>7)</sup>.

Damit zählen Rheinebene und Kraichgau zu den klimatisch bevorzugten Gegenden Deutschlands, was schon früh große Fenster (vgl. lange Eckfenstergruppen der alten Häuser) erlaubte. Der Odenwald gilt als rauh, wie auch die Bezeichnung Winterhauch für einen Landstrich dartut.

Der Unterschied vom niedersten zum höchsten Punkt unseres Gebietes beträgt 536 m<sup>8)</sup>. Neben der Flußniederung liegen in der Rheinebene die tertiären Schotterterrassen mit sandigen Böden, nach Osten folgen die hügeligen Lößböden und Keuperhöhen des Kraichgaus, die Lettenkeuper- und Muschelkalkplatten des Baulandes und des Taubergrundes, den Norden begrenzen der bewaldete Buntsandstein des Odenwaldes, und im Süden schließt sich der des Nordschwarzwaldes an<sup>9)</sup>. Bodengestalt und ihr Unterbau beeinflussen ebenfalls erheblich das Aussehen von Haus und Siedlung.

Die Einwohner werden als „still, sich auf den Ackerbau beschränkend“ (Bruhrain, nördliche Hardt), „beweglich und schnell“ (Pfalz), „gesund, kräftig und lebensfroh“ (Odenwald), „fleißig, arbeitsam, heiter, gesellig“



(Taubergau)<sup>10</sup>) und „zuverlässig, zäh, konservativ“ (Kraichgau)<sup>11</sup>) bezeichnet.

Die Bevölkerung unseres vornehmlich aus kurpfälzischen, markgräfllich-badischen, bischöflich-speyrischen und -mainzischen Landesteilen zusammengewachsenen Gebietes spricht fränkische Mundarten, im Osten mehr ostfränkisch, in der Heidelberg-Mannheimer Gegend rheinfränkisch („pfälzisch“), im Südtel südfränkisch mit angrenzender Übergangszone zum Schwäbischen und Alemannischen, mit vielen örtlichen Eigenheiten<sup>12</sup>). Seit 1945 sind darunter auch die mittel- und ostdeutschen Mundartklänge der Heimatvertriebenen zu hören.

„Vom See bis an des Maines Strand“<sup>13</sup>) ist nur noch geschichtlicher und kultureller Klang, denn Zipfel und Absatz des „badi-

schen Stiefels“ wurden gekappt, der bestandene Zipfel am Main gehört jetzt als Zipfel zum Regierungsbezirk Stuttgart. Die Verwaltungsreform<sup>14</sup>) verringerte die Zahl der im Jahre 1964 in Baden-Württemberg bestehenden 3382 selbständigen Gemeinden auf 1110 und richtete Regionalverbände ein. Der Regierungsbezirk heißt jetzt nicht mehr Nordbaden, sondern Karlsruhe, anstelle seiner neun Landkreise traten sieben größere Kreise, die schmalste Stelle wurde von rund 18 km auf 31 km verbreitert. Im Jahre 1871 wohnten in Nordbaden 624 685 Leute. 1961 lebten hier auf 5 120,67 km<sup>2</sup> 1 697 018 Einwohner, nach der Neueinteilung sind es auf 6 919,81 km<sup>2</sup> (im Jahre 1980) 2 380 613 Personen. Nach Fläche immer noch der kleinste der vier Regierungsbezirke im Lande, hatte



er von 1871 bis 1961 mit 171,7% die stärkste Bevölkerungszunahme im Lande zu verzeichnen, und liegt nach Volkszahl und 27,5% Anteil am Bruttoinlandsprodukt an zweiter Stelle im Südweststaat. In Mannheim wohnten (1969) 2283 Einwohner auf dem Quadratkilometer, im früheren Landkreis Buchen nur 82 Einwohner/km<sup>2</sup>, der Durchschnitt im heutigen Bezirk (1980) liegt bei 344 Einwohner/km<sup>2</sup>.<sup>15)</sup>

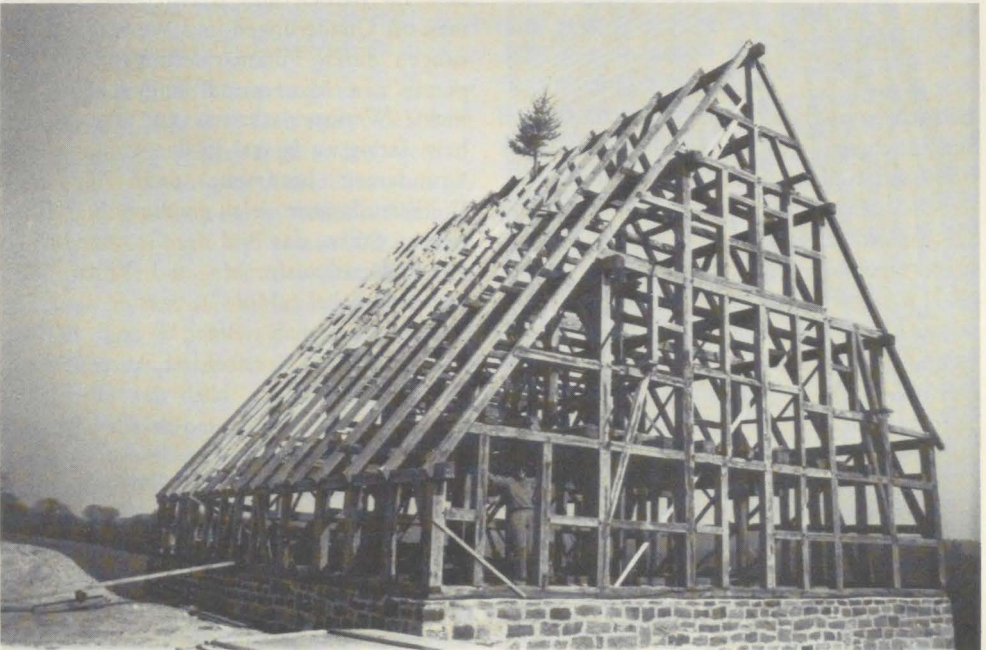
#### *Alte Häuser,*

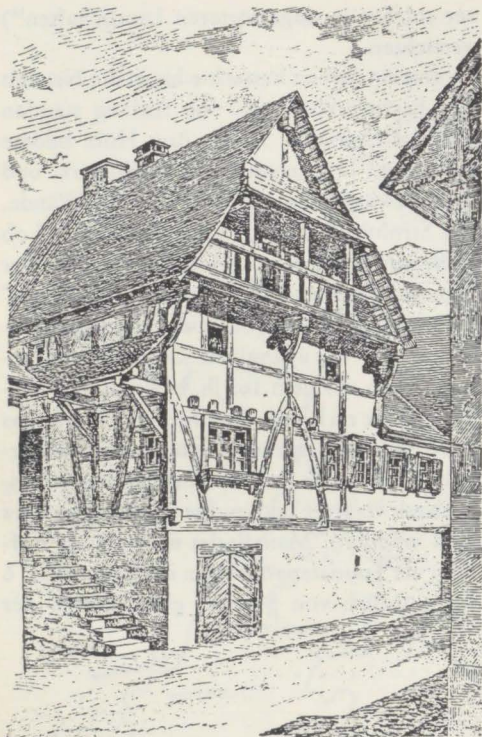
die einige hundert Jahre überstanden haben, in einem Land zu finden, das 1688–97 fast völlig ausgeraubt und niedergebrannt worden war und dessen Großstädte von den Bomben des Zweiten Weltkriegs durchpflügt wurden, ist verständlicherweise kaum zu erwarten. Aber es sind doch einige stehen geblieben, die freilich nicht das ehrwürdige Al-

ter solcher in ungestörteren Landschaften<sup>16)</sup> erreichten.

In unserm Gebiet herrschte bis in die Neuzeit der Fachwerkbau vor. Am Anfang standen Holz, Lehm und Stroh. Aus Holz bildete man das Traggerüst, mit Flechtwerk und Lehm „wand“ und dichtete man die Wände, das Strohdach schützte vor Kälte und ließ ob seiner Steilheit den Regen ablaufen. Bis vor wenigen Jahren vermittelte „Schäfer’s Haus“ in Schlossau anschaulich diese alte Bauweise. Der früher unzugängliche Odenwald hat einige Höfe aus dem 16. Jh. bewahrt. Als ältestes Bauernhaus des Odenwaldes gilt das nach seinem Ursprungsort benannte Watterbacher Haus; es wurde zunächst nach Breitenbach versetzt und mußte noch ein zweites Mal wandern. Man findet es, z.Z. im Aufbau, als Touristenattraktion in Preunschen, 6 km nördlich von Mudau, gleich hinter der

*Ostwart. Odenwald, älteres Bauernhaus*





*Bruchsal-Untergrombach*

badisch-bayrischen Grenze. Es handelt sich um ein ebenerdiges Wohnstallhaus, etwa aus 1550, im Kellerbogen mit 1601 bezeichnet. Hochsäulen tragen die oberen Pfetten und im Innern kann man die urtümliche Firstsäule bewundern, die vom Boden bis zum Dachfirst aus einem Stück geschaffen ist. Im März krönte der Richtbaum das wiederaufgeschlagene Fachwerkgerüst, das Lehmflechtwerkfüllungen und ein Strohdach erhalten wird. Winter<sup>17)</sup> nennt den „Bau“ des Scheuermannshofes in Weinheim-Wünschmichelbach (um 1590) und den „Bau“ des Atzelhofes in Weinheim-Oberflockenbach (bez. 1618).

Schon um 1900 aufgezeichnet<sup>18)</sup> wurde das älteste Bauernhaus im Kraichgau, Obergrombacher Straße 32 in Bruchsal-Unter-

grombach, das 1428 erbaut wurde<sup>19)</sup>. Wie das Watterbacher besitzt es Firstsäulen, die am Straßengiebel durch eine Altane mit Schopfdächlein überdeckt wird. In Neulingen-Bauschlott (Enzkreis), Hauptstraße 28, darf man sich durch die außen quer durchziehenden Gebälke nicht irre machen lassen, der Mittelpfosten der Giebelseite ist ebenfalls eine Firstsäule; das Haus ist auf 1442 anzusetzen<sup>20)</sup>. In Lienzingen (Enzkreis) stehen noch ein Wohnhaus aus 1550 und ein Wohnstallhaus von 1557.

Höfe mit zur Straße giebelständigem Wohnhaus stammen selten aus dem 17. Jh., meistens aus dem 18. Jh.

Inzwischen hatte die Ziegeleitechnik Verbreitung gefunden, das Dach wird mit Tondachziegeln gedeckt und die Wände werden mit Backstein ausgeriegelt. Im Hügelland und im Mittelgebirge hält man noch länger an der Ausmauerung mit Bruchsteinen fest. In Steinbruchgegenden, besonders wenn Weinbau betrieben wird, wird der Keller eingewölbt. Nach den Brandschätzungen Mélacs begann der Massivbau sich durchzusetzen. Im Barock und Klassizismus täuschte man oft Quaderungen und Werksteingliederungen durch Putzmarkierungen vor, verputzte den Mauergrund und scheute sich nicht, Werksteinarbeiten zu überstreichen bzw. farbig zu fassen. In der wohlhabenden Gründerzeit bestimmte dann die reine Werksteinfassade, reich geschmückt in historischen Stilen, das Bild der Geschäftsstraße, vieler Mietshausfronten und Villen. Beim Gebäudesockel („Molo“), Fenster- und Türgewände hielt man vielfach bis nach 1945 am Werkstein<sup>21)</sup> als Baustoff fest. Ausgenommen bei der Kellerdecke, blieb das Holzgebälk noch lange in Übung und wurde erst nach 1950 von Massivdecken verdrängt.

Um alte Bürgerhäuser zu finden, muß man die kleineren Städte durchstreifen, besonders die Glücksfälle Eppingen, Ladenburg, Mosbach und Wertheim. Sollte die Jahreszahl 1388 an dem Ständerbohlenbau der ehem. „Ratsschänke“, Altstadtstraße 5/



Ecke Zunfthausgasse, in Eppingen stimmen, hätten wir das älteste Holzhaus des nördlichen Landesteils vor uns<sup>22</sup>). Dichtauf folgen das „Salzhaus“ in Mosbach, am Markt 42 (um 1450), Rathausgasse 14 in Wertheim, mit aufgesetzter Firstsäule<sup>23</sup>), das Handwerkerhaus Kirchgasse 13 in Eppingen<sup>24</sup>), (beide Mitte 15. Jh.). Schließlich der Adelshof am Marktplatz in Weinheim (um 1450)<sup>25</sup>), ein dreistöckiges Wohnhaus in Knittlingen-Freudenstein, Maulbronner Str. 4 (um 1460)<sup>26</sup>) und das Haus der Herren von Handschuhshaus in Ladenburg (1475)<sup>27</sup>). „Schwarzes Haus“ Kettengasse 9 in Eppingen stammt aus 1488, und aus dem Ende des 15. Jh. haben sich in der Kraichgaustadt Eppingen das „Schwebegiebelhaus“ Kirchgasse 22 und die „Alte Universität“<sup>28</sup>) erhalten, in Mosbach, seitlich der Hauptstraße, in der Hospitalgasse das „Alte Spital“<sup>29</sup>). Mit dem Haus Judengasse 14/Gerbergasse in Weinheim (um 1500) stehen wir dann an der Schwelle zum 16. Jh. Was geschieht nun mit so alten Häusern? Für sie, wie auch die später noch zu besprechenden Bauten, sind wichtig

### *Instandsetzung und Denkmalschutz*

Bei den genannten Bürgerhäusern ist eine ihnen gemäße Nutzung noch vorhanden oder konnte glücklicherweise gefunden werden, womit sie – bis auf eine Ausnahme – als gerettet und gesichert gelten können. Vielfach war Armut der beste Denkmalschützer, denn durch sie blieben sie im alten Zustand erhalten. Vielfach war aber andererseits Geldmangel der Grund Bau- und Kunstdenkmäler verkommen zu lassen, so daß Instandsetzung nottut.

Wir gebrauchen absichtlich das gute alte deutsche Wort Instandsetzung, anstelle der modischen Objektsanierung oder der Aufspaltung in Schönheitsreparaturen, „normale“ Instandsetzung, Modernisierung und „denkmalbedingter“ Mehraufwand. Das füllt die Formulare und Statistiken, läßt aber in seiner komplizierten und starren Handha-

bung manches Vorhaben scheitern. Es geht jedoch schließlich um wertvolle Kulturdenkmäler als Ganzes! Es gilt daher vor Ort viel Überzeugungsarbeit zu leisten, mit Einfühlungsvermögen, sorgsam, mit praktischen und Finanzierungshilfen vorzugehen. Leider gibt es viele Macharten, die hier verschwiegen seien, um das Gegenteil und schließlich den Abbruch des „menschenunwürdigen alten Gelumpes“ zielbewußt zu erreichen. Es lag aber meist nicht an den Häusern, die Menschen waren es, die sie verkommen ließen. Erfreulicherweise sind auch gute Beispiele bewahrender Erhaltung zu verzeichnen.

Alte Wohnhäuser lassen sich in der Regel auf den heutigen Stand bringen, wobei man natürlich einfühlsam zu Werke gehen muß, und

Mosbach 1480





Gemmingen, Zehntscheuer vor Umbau



Westl. bad. Odenwald, Backofen in Wünschelbach

oft stehen sie heute in guten Geschäftslagen. Wie die Gegenüberstellung eines alten Grundrisses aus dem Taubergau mit dem neuen zeigt, bietet das alte Gehöft soviel Spielraum, daß es möglich ist, das bauliche Gehäuse den neuzeitlichen Anforderungen anzupassen. Ein aufgegebener großer Bauernhof in günstiger Lage kann durch Aufnahmen von Bücherei, Senioren-Begegnungsstätte, Jugendraum, Café u. ä. künftig der Belebung der Ortsmitte dienen<sup>30</sup>), ein ehemaliger Gasthof wird Feuerwehr- und Gemeinschaftshaus, eine Zehntscheuer Schülerheim, ein Backhaus läßt sich als Stützpunkt des Landfrauenvereins<sup>31</sup>) gebrauchen, das Milchhäusle wird zum Jugendzentrum, die Kelter wird Saisonfesthalle<sup>32</sup>). Man muß und kann eine Nutzung finden und es muß nicht

immer ein schicker, teurer Neubau dazu her. Bei den

#### *Bauernhöfen*

liegen wir hauptsächlich im Verbreitungsgebiet des mitteldeutschen Gehöftes, das entsprechend den landschaftlichen Gegebenheiten und Wirtschaftsformen ausgebildet ist. Das durchschnittliche Monatseinkommen der Landwirte beträgt heute DM 1060<sup>33</sup>), doch sind die Verhältnisse unterschiedlich. Die guten Ackerböden liegen im Kraichgau und bei Mannheim, noch bessere finden sich im Heidelberger Raum, bei Karlsruhe und am Westrand von Heilbronn; die Rheinebene hält etwa die Mitte und schlechter ist es im Bauland, Taubergau und im Odenwald bestellt<sup>34</sup>). Dementsprechend sitzen die mei-



sten Vollerwerbsbetriebe im nordwestlichen und südostwärtigen Kraichgau und am Rande der Großstädte<sup>35</sup>). Wir befinden uns im Gebiet der Realteilung. Die Flurbereinigung hat bereits weite Teile des Landes umgelegt und so die Voraussetzungen für eine neuzeitliche Landbewirtschaftung geschaffen, allerdings auch das ökologische Gleichgewicht beeinträchtigt und der Verödung der Landschaft Vorschub geleistet. Abgesehen davon, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe ständig abnimmt, ist auch eine Verschiebung der Größenstruktur zu beobachten; die Betriebe unter 20 ha werden weniger, die Zahl derjenigen über 20 ha nimmt zu. Was für einen Aussiedlerhof vor 18 Jahren richtig war, kann heute schon überholt sein<sup>36</sup>). Hausformen kommen selten in reiner Ausschließlichkeit vor, sie unterliegen dem Wandel von Zeit und Raum und der sozialen Schichtung.

Für die großen Dörfer der Rheinebene sind die Giebelreihen kleiner eingeschossiger Winkelhöfe charakteristisch. Das Wohnhaus steht längs der Seitengrenze mit der Giebelseite am Straßenrand, dahinter folgt der kleine Schopf und im rechten Winkel quer dazu, mit dem First parallel zur Straße, ist die eingeschossige Scheune angeordnet. Der nächste Hof ist in gleicher Anordnung unmittelbar an die freie Längsgrenze der Hofeinfahrt gerückt. Wo gute Böden Sonderkulturen erlauben (Spargelböden) oder nur Nebenerwerb betrieben wird, kommt man mit kleineren Betriebsgrößen als im klassischen Ackerbauland aus. Gebaut wurde in Fachwerk, in neuerer Zeit in Backstein oder Hohlblock, verputzt. Kniestockbildung kommt nicht so häufig vor wie im Hanauer Land oder im hessischen Ried. Schlechte Ertragslagen führten zu ärmlichen Verhältnissen mit Kleinsthäusern. Als man

*Typisch Rheinebene: Altlußheim*





*Oberderdingen (südl. Kraichgau)*

die Notzeiten als Folgen der Franzoseneinfälle (1688—1697) überwunden hatte, erhält das Fachwerk reichere Figuren. In der Karlsruher Gegend sind ein oder zwei Schopfdächlein an der dem Wetter zugekehrten Giebelseite beliebt, worunter man früher oft Maiskolben („Welschkorn“) und während der Weltkriege Tabak („Dachreiter“) hängen sehen konnte. Steigender Wohlstand führte zum zweigeschossigen Bauernhaus, das stellenweise wie dreigeschossig aussieht, wenn wegen hohen Grundwasserstandes ein Hochkeller ausgeführt wurde. Beim Verlegen von Dörfern anlässlich der Rheinregulierung (1817—1874) drehte man das Vorderhaus nach städtischem Vorbild parallel zur Straße. In der Korn- und Kartoffelkammer Badens, dem Kraichgau, sind die Gehöfte naturgemäß größer. Zum Winkelgehöft treten der

offene Dreiseithof und der Vierseithof bei großen landwirtschaftlichen Betrieben. Herrschte für das Wohnhaus zunächst die Giebelstellung vor, so führte das Vorbild der Modellhäuser<sup>37</sup> um 1800 in den Kleinstädten und manchen Dörfern zur Traufstellung des Wohnhauses. Nimmt dies die ganze Straßenfront des Grundstückes ein, das dann dreiseitig bebaut ist, kommt es zum Zusammenrücken, zu geschlossenen Häuserzeilen wie in der Stadt und es wird die, mit geradem Sturz (noch in Holz), Rundbogen oder Segmentbogen in der Hauswand überwölbte, Durchfahrt zur Grundstückersschließung notwendig.

Legt man ein zweites Dreiseitgehöft mit spiegelbildlichem Grundriß neben das andere, entsteht mit einem Durchfahrtbogen in der Mitte ein Doppelgehöft, das aussieht wie ein



geschlossener Vierseithof; die Grenze zieht dann längs durch die Mitte der ganzen Hofanlage.

Lag der Hauseingang beim Giebelhaus in der Mitte der Traufseite, beim seltenen Doppelhaus hier auch die Grenze quer, so kommt er jetzt in die Mitte der die Tordurchfahrt begrenzenden Querwand zu liegen, manchmal mit gesonderter Türe neben dem Hofter an der Straße. Im Vorderhaus liegen zur Straße die Wohnzimmer, an der Hinterseite die Küche, die oft einen eigenen Zugang zum Hof erhält. Die Längsseite des Dreiseithofes ist besetzt mit Waschküche, Schweineställen, Pferdestall und darüber die Holzlege, bei größeren Höfen darüber Gesindekammern, Lager- und Trockenräume. Der Hof wird an der Rückseite quer abgeschlossen durch die Scheune mit dem Rindviehstall und dem Rübenkeller.

Der Keller unter dem Wohnhaus diente dem Lagern von Kartoffeln, Äpfeln und Most; beide sind eingewölbt<sup>38</sup>).

Trotz der Lagerung der Körnerfrucht im Wohnhauspeicher fehlen Dachgauben völlig. Die Altane entlang des Schopfes der Längsseite, oft auch die Hofseite der Scheune mit erfassend, bot genügend Platz für das Bürgerholz, Mais oder Tabak. Man konnte deshalb auf das Schopfdächlein, das nur selten vorkommt (z.B. in Kraichtal-Münzesheim) verzichten, und verwendete es höchstens zum Schutz wettergefährdeter Tore, dort wo die umlaufende Altane fehlte. Beim großen Vierseithof tritt neben die Tenne der Barn und mitunter eine zweite Tenne, die sonst freie Hoflängsseite wird mit einem Wagenschopf, Werkstatt und Pferdeställen besetzt.

In der Barockzeit zeigt man im Obergeschoß des Wohnhauses noch das Fachwerk, das im

### *Hornbach/Odenwald*



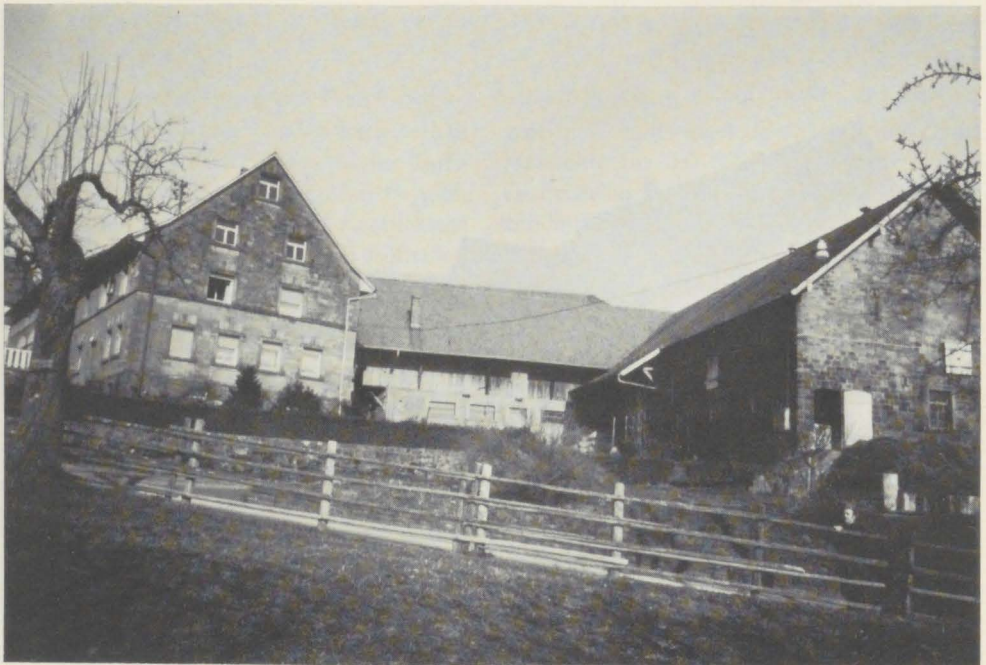
Oberstock großer Scheunen auch später bleibt. „Die meisten hiesigen Landwirthe sind bei Neubauten sehr bestrebt, massiv zu bauen“<sup>39)</sup> gilt seit dem Klassizismus auch für das Obergeschoß. Steht eine Giebelseite frei, scheut man sich nicht, das Dachdreieck in unverputztem Fachwerk auszuführen, obwohl man beim Scheunen-Unterstock bestochenes Bruchsteinmauerwerk und beim Wohnhaus verputztes mit Gliederung in gelben Werksteinelementen benutzt. Die Unsitte des Verputzens des Fachwerks dieses Giebeldreiecks ist erst um 1980 aufgekommen.

Das vorhergehende und heute noch zu findende Giebelhaus war ein Wohngeschoßhaus<sup>40)</sup> mit Außentreppe. Dem Arbeiter, Maurer und Steinhauer genügte das Wohnscheuerhaus, das neben dem Wohnteil eine Tenne besitzt, oft noch ein kleiner Barn dazu. Ein kleines Stallabteil oder ein Schopf

für sich dahinter gestellt, ermöglichte eine Kuh oder einige Schweine zu halten. In grundherrlichen Dörfern baute der Tagelöhner sich ein eingeschossiges Wohnstallhaus, der kleine Landwirt ein zweigeschossiges Wohnstallhaus<sup>41)</sup> oder den Zweierhof, bei dem die Stallscheune unmittelbar neben dem kleinen Wohnhaus, dahinter oder versetzt angeordnet ist. Das Schmalhaus der Ärmsten ist fast völlig verschwunden.

In Gegenden mit Weinbau — der Weinbau war früher und ist heute wieder im Kraichgau ein beachtlicher Wirtschaftsfaktor — bevorzugt man das Wohngeschoßhaus, in dessen Untergeschoß der Keller befahrbar oder bequem anfahrbar gemacht werden kann, und das Mitteltennhaus<sup>42)</sup>, aber nicht ausschließlich.

In den hügeligeren, waldreicheren Landstrichen am Südrande Nordbadens finden wir neben dem Winkelhof oft das Mittelstall-

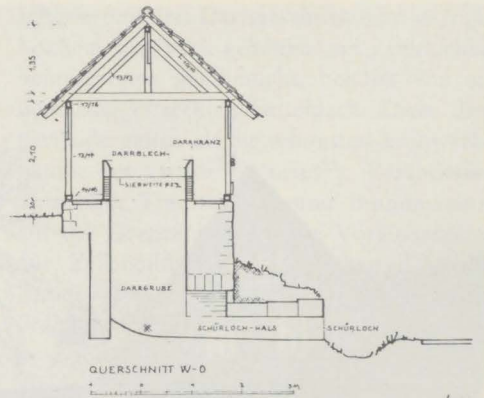




haus. Bei ganz beengten Verhältnissen begnügt man sich mit den Hakenhof, bei dem die Scheune vom hinteren Ende des Wohnhauses abknickt oder unmittelbar quer ange-setzt ist. Das Mittelstallhaus mit der Folge Wohnteil, Stallteil in der Mitte, Scheuer am Ende unter einem langen First, scheint die ältere Form zu sein. Für den Kleinbauern mit Weidewirtschaft oder den Waldarbeiter stellt das Vieh seinen kostbarsten Besitz dar, den er möglichst in seiner Nähe wissen will, auch aus arbeitspraktischen Gründen, zumal bei rauherem Klima der Stall auch eine Wärmequelle ist. Die hygienischere Anordnung findet sich beim Mitteltennhaus, bei dem der Scheunenteil in der Mitte die Stallung von der Wohnung trennt. Beim Mauerwerk tritt der rote Buntsandstein in Erscheinung.

Zum Fassaden-Schutz drang die Verschindelung mit den kleinen Holzschindeln mit rundem unteren Ende, wie im ostwärtigen Nordschwarzwald, vereinzelt bis Remchingen-Nöttingen vor.

Große Ackerflächen um bestehen zu können, bedingen große Gehöfte im Bauland und im Taubergau. Große Dreiseithöfe und die stattlichste Form des Winkelhofes bieten sich zur Straße offen dar. Dazu einige Vierseithöfe mit repräsentativem Wohnhaus. Man ist stolz auf seinen Bauernhof und läßt dies auch am Gebauten erkennen<sup>43)</sup>. Allerdings müssen die Höfe nicht in einem Guß entstanden sein. Bei einem offenen Dreiseithof stammt z. B. die Scheune mit Bruchstein-Erdgeschoß und -giebel aus dem Jahre 1911, das anspruchsvolle zweigeschossige Wohnhaus in rotem Haustein<sup>44)</sup> aus 1933, über der Haustüre die Madonnennische, und das langgestreckte zweigeschossige Stallgebäude wurde 1957 erbaut. Die Längsseiten der Wirtschaftsgebäude werden im Obergeschoß verbrettert. Im Grünkernegebiet sind am Dorfrand (Feuergefahr!) die Grünkerndarren angeordnet. Über dem rechteckigen Sockel aus Kalksteinen, enthaltend die Feuerung und Darrgrube, sitzt der rundum zugängliche Darrkranz mit dem Darrblech, geschützt



Rosenberg-Sindolsheim (Bauland), Querschnitt einer Grünkerndarre

durch ein ziegelgedecktes Satteldach, getragen von 6 hölzernen Stützen<sup>45)</sup>.

Neben einigen engen Ortslagen stehen im südlichen Odenwald die Höfe locker am Hang gruppiert, wobei der Hofplatz zuvor mehr oder weniger eingeebnet werden mußte. Vorn neben der Einfahrt steht das Fachwerk-Wohnhaus, hinten quer oder gegenüber die Scheune und seitlich, etwas abgesetzt der „Bau“. Am Anfang stand immer das Wohnstallhaus, dem sich bald eine Scheune zugesellte. Später folgte die Stall-scheune und ein Wagenschuppen, oder die alte Scheune dient als Schuppen. Im Grund-mauerwerk wieder roter Sandstein, besitzen die alten Scheunen im Fachwerk Lehmausriegelungen, die jüngeren Bretterverschalungen, die Wetterseite meist zusätzlich mit wenigstens einen halben Meter langen Schindeln geschützt; stellenweise besteht die Außenhaut des Scheunenstockes nur aus Langschindeln, die bis 1,03 m lang sind.

Die Schindel schnitt man unten gerade, schwach schräg, schräge mit kurzem Gegenstück oder zur stumpfen Spitze mit beiderseitiger Hohlkehle ab. Solche mit tropfenartigem Ende sind kürzer und jünger und wurden bevorzugt im Raum Waldbrunn zur



Grosfloekenbach, westl. bad. Odenwald

Wohnhausverschindelung eingesetzt. Feuer-sicherer versuchte man in manchen Gegenden im 19. Jh. zu bauen, indem man Backstein- oder Betonsteinmauerwerk vollfugig aufführte, unverputzt stehen ließ und durch andersfarbige Backstreifen gliederte. Gegen den Westwind oder den kalten Nordost versuchte man bei einzelnen Höfen sich zu schützen, indem Scheuer und Stall aneinander gewinkelt gebaut und in die Wetterecke gegenüber dem Wohnhaus gestellt wurden. Das

#### *Bürgerhaus*

stand ursprünglich giebelständig zur Straße. Erst in der Barockzeit begann man die Vorderhäuser mit der Traufseite parallel zur Straße zu stellen, was im 19. Jh. allgemein üblich wurde und geschlossene Straßensbilder ermöglichte. Die Folgen der Industrialisierung führten zur Bevölkerungsballung in den Großstädten mit mehrgeschossiger dichter

Bebauung. Die Behausungsziffer lag im Jahre 1880 in den Städten bei 10,56, in den Landgemeinden durchschnittlich bei 0,52 Personen<sup>46</sup>). Die durchschnittliche Industriedichte im Regierungsbezirk Karlsruhe errechnet sich heute auf 150, in Mannheim 245, im Landkreis Calw 99<sup>47</sup>). In den Großstädten müssen wir mit dem Bestand vorlieb nehmen, den das Bombeninferno des Zweiten Weltkrieges übrig gelassen hat, in den mittleren und kleinen Städten läßt sich die Entwicklung deshalb besser verfolgen. Lagen schon im Mittelalter die städtischen Schwerpunkte am Rhein<sup>48</sup>), so heute die beiden wichtigsten Großstädte. Es besteht ein deutliches West-Ost-Gefälle.

Das bürgerliche Wohnhaus ähnelte zunächst dem zweigeschossig gewordenen Bauernhaus, hatten die Handwerker und Kaufleute in der Regel doch noch Ackerbesitz, weshalb man auch von Ackerbürgerhäusern spricht<sup>49</sup>). Es ist ein giebelständiges, quer aufgeschlos-



senes Fachwerkhaus, das zwei und drei Stockwerke hoch ist und in Mosbach und Wertheim sogar vier Vollgeschosse übereinander setzt. Die Enge der umwehrten Stadt trieb das Haus nicht nur in die Höhe, sondern rückte es bis auf die engen Winkel<sup>50</sup>) aneinander.

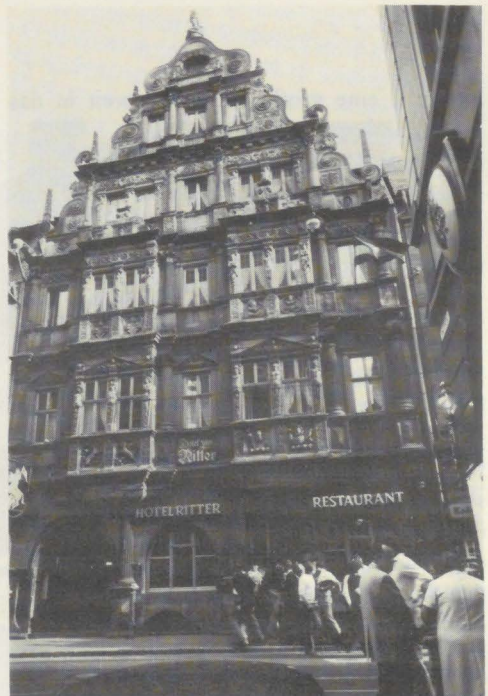
Im Laufe des Mittelalters hatte sich der Wandel vom zweizonigen zum dreizonigen Grundriß vollzogen. Der Eingang zum Haus mußte von der Trauf- zur Giebelseite verlegt werden. Das Erdgeschoß nahm Läden und Werkstätten auf. Die anfangs noch vorhandenen Freiflächen hinter dem Haus werden unter Ausbilden eines Hofraumes mit Nebengebäuden und Werkstätten besetzt.

Mit dem Haus „Zum Ritter“, 1592 von Charles Belier erbaut, blieb in Heidelberg eines der schönsten deutschen Renaissancehäuser erhalten. Drei Hauptgeschosse und drei Dachgeschosse hoch, kehrt es zwischen dreigeschossiger, traufständiger Bebauung der Barockzeit seine Giebelseite mit der prunkvollen Fassade aus rotem Haustein und reichem figürlichen Schmuck und Medallions aus gelbem Sandstein der Hauptstraße zu.

In Mosbach (Neckar-Odenwald-Kreis) entstand 1610 das „Palm'sche Haus“. Über massivem Erdgeschoß, unter zu den Straßenseiten abgewalmtem Dach, blieb man bei den drei Obergeschossen beim Fachwerk, den ganzen Prunk der Blütezeit des fränkischen Fachwerks benützend, die Ecke Hauptstraße/Marktplatz durch einen vierseitigen Erker betont. In der ehemaligen Reichsstadt Eppingen sind die „Alte Universität“ und das „Baumann'sche Haus“ zu nennen. Über dem Sockel- und dem spitzbogigen Erdgeschoß der „Alten Universität“ aus Sandstein, errichtete man Ende des 15. Jh.s zwei Vollgeschosse in alemannischem Fachwerk, darüber zwei Speichergeschosse, bedeckt mit einem steilen Krüppelwalmdach. Weiter altstadtabwärts beim „Baumann'schen Haus“ aus 1582/83 bestehen wiederum Sockel- und Erdgeschoß aus gelbem Sandstein, die zwei Oberge-

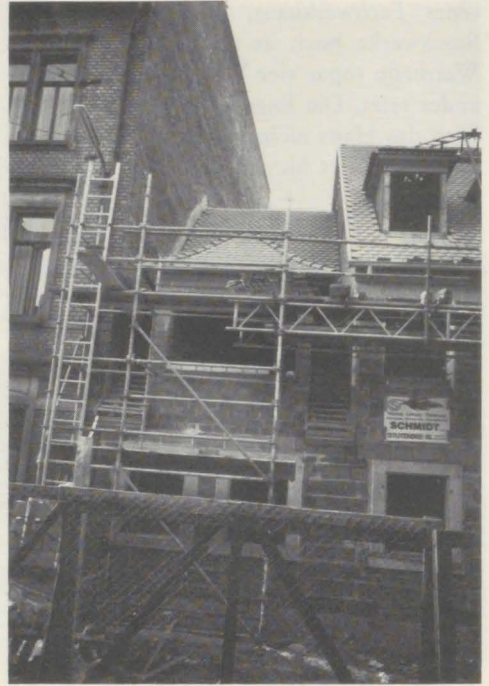
schosse und drei Dachgeschosse sind in fränkischem Fachwerk gehalten, mit zahlreichen Schnitzereien geschmückt, behütet von einem langgestreckten Satteldach. Diese drei Gebäude gelten als die schönsten Fachwerkhäuser des ganzen Gebietes<sup>52</sup>). Verändertes Stilgefühl, Traufstellung und Brandmauern auf der Grenze bildeten die Voraussetzung zur Zeilenbildung beim Neubau barocker Residenzstädte oder Wiederaufbau nach den Franzoseneinfällen. Dies erfolgte durchweg in zweigeschossiger Bauweise, lediglich in Heidelberg entstanden dreigeschossige, neben den in engen Gassen zusammengepferchten Bauten, viele größere barocke Gebäude. Im Gegensatz zur gemischt ein- und zweigeschossig gebauten Württemberger Vorstadt in Bruchsal stehen die einheitlich zweigeschossigen Straßenzüge. Besonders in Durlach spielte bis in den Klassizismus hinein die landesherrliche Vorgabe der Modell-

„Ritter“, Heidelberg





Wertheim/Main



Neuaufbau des kleinsten Hauses. Sanierung Karlsruhe  
Sanierung Karlsruhe

häuser<sup>53</sup>) eine große Rolle, die weit in das Hinterland ausstrahlten.

Am Südostrand der Fächerstadt, im „Dörfle“, standen in Karlsruhe die ein- und zweigeschossigen, schmucklosen und verputzten Riegelbauten der Handwerker und Bediensteten aus der Zeit der Gründung der Stadt. Dort läuft jetzt das größte Sanierungsvorhaben der Bundesrepublik<sup>54</sup>). Die Ära Weinbrenner brachte zwei- und dreigeschossige geschlossene Straßenfronten mit der Durchfahrt in den Hof und einfachen klassizistischen Details. Das Treppenhaus lag neben der Einfahrt, die gute Stube stets zur Straße, die Küche zum Hof. Das 19. Jh. bescherte der Stadt an der Schirmerstraße ein bemerkenswertes Villenviertel, dem französischen Barock nachempfunden, mit reicher, an Schlösser gemahnender Innenausstattung.

Erst der wirtschaftliche Aufschwung in der sog. Gründerzeit führte zu vier- und mehrgeschossiger Bebauung, die besonders in Mannheim bald die anfängliche Bebauung verdrängt hatte, aber auch überall die freudlose Hinterhofbebauung nach sich zog. Diese Bauweise hatte um die Jahrhundertwende alle Innenstädte erobert und einzelne Gebäude dieser Art entstanden in den Kleinstädten. Betrachtete die veränderte Gesinnung der Neuzeit den Prunk dieser Fassaden in Neogotik, Neurenaissance, Neubarock oder Stilmischung, zwischen die sich wenige Jugendstilhäuser drängten, geringschätzig, so werden ihre besten Vertreter neuerdings unter Denkmalschutz gestellt. Gerade in diese Bestände der Großstädte hatte der Bombenkrieg des Zweiten Weltkrieges die größten Lücken geschlagen oder sie fast gänzlich vernichtet, wie in Pforzheim.



„Nordbaden, das sind fruchtbare Niederung, karge Ebene mit Kiefernforst, dunkler Tannenwald, lichter Laubwald, das sind Hügel- land und Gebirge, Rebhänge und romanti- sche Täler, wellige Hochebene, Wiesen- idylle, das sind Bauernland, üppige Garten- landschaft, Parklandschaft. Nordbaden ist aber auch Wirtschaftslandschaft.“<sup>55</sup>) Aller- dings hat die Masse des Gebauten in den letzten Jahren das

### *Siedlungsbild*

und die Landschaft in einem vorher nicht ge- kannten Ausmaße verändert. In der Rhein- ebene schieben sich bei Karlsruhe große In- dustriebauten und Wohnhochhäuser an die Autobahn heran, ab dem Walldorfer Kreuz stehen am Rand weit ausgedehnter Ortser- weiterungen viergeschossige Blocks neben vereinzelt Aussiedlerhöfen; bei Mann- heim/Heidelberg treten die Hochscheunen der neuen Weiler von Tabakbauern hinzu, aus dem Wald schimmert die Boxberg-Sied- lung herüber, Supermärkte und hochstrebend-

des Vogelstang in der Ebene. An der Berg- straße klettert die Wohnbebauung einerseits immer höher zu den weithin sichtbaren Steinbrüchen, andererseits nach Westen am Ortsrand wieder hohe Wohnblocks. Wo am meisten Verkehr herrscht, sind die meisten Wohnungen massiert. Lärmschutzzäune zwingen den Autofahrer in den „Kanal“ und die Häuser dahinter haben diese „Mauer“ zur nächsten Aussicht.

Riesige Industrie- oder Kraftwerksbauten sind für unsere Landschaften kaum zu ver- kraften. Über geschicktere Verteilung oder wenigstens eine ansprechende Gliederung nachzudenken würde niemanden schaden und sich bestimmt lohnen. Angesichts der Baulandnot wird das Reihen- und Ketten- haus unter dem Namen Stadthaus wieder zu neuem Leben erweckt. Dabei zu viele schwarze Dächer und Verkleidungen. An idyllischen Orten läßt sich das Verschwinden der Fenstersprossen aus falsch verstandener Modernitätssucht kaum aufhalten, wogegen in Großstädten, selbst wo es nicht unbedingt

*Bruchsal, Barock-Straße*





Ölbronn, Dorfanger

sein müßte, wieder Sprossenfenster eingebaut werden. Parkdecks, womöglich begrünt, verkehrsberuhigte und Fußgängerzonen bieten neue Möglichkeiten.

Pendlertum, Industrieansiedlung und je nach Verkehrsgunst sogar Zuzug ließen im Hügelland und im einst fernen Odenwald und Bauland die Städte und Dörfer größer werden. Grüßten im Kraichgau früher die Kirchtürme aus den Tälern der Hügelwellen, haben heute die Wohnhäuser die Kuppen erklimmen und können so unverhofft zum Nachbarort hinüber schauen, wo das gleiche geschah. Der lange Zeit abseits stehende, die Landschaft störende, gemeinsame Tabakschuppen ist bereits von Wohnhäusern eingeholt oder umrundet. Stellenweise erscheint in der Gesamtansicht der Siloturm der landwirtschaftlichen Genossenschaft gewichtiger als der althergebrachte städtebauliche Höhepunkt der Kirche. Trotz sehr viel Planung steht manches an verkehrter Stelle und Sied-

lungen sind nicht immer glücklich angebunden. Neuerdings sind junge Aussiedlerhöfe schon von weitem an den hohen Zwillingstürmen der runden, blau gestrichenen Stahlsilos zu erkennen<sup>56</sup>). Die Idee, nur noch die schlechtesten Ackerböden zu verbauen<sup>57</sup>), trug schon von Anfang an wegen der Nachteile und Schwierigkeiten der Standortferne den Keim des Scheiterns in sich. Wo finanzierbar, versucht die Flurbereinigung schonender mit der Natur umzugehen und Regenerationszonen zu erhalten oder wieder einzurichten. Aber manche Ämter betonieren immer noch. Nördlich von Pforzheim, wo noch mehr Obstbau anzutreffen ist, und am westlichen Kraichgaurand, fallen dem aufmerksamen Beobachter Wochenendhäuschen und manchmal geschickt unter Bäumen versteckte Gartenhauskolonien auf.

Saubere Dörfer und frisch gestrichene oder verputzte Häuser sind im Odenwald und Bauland bis zu Tauber und Main die Regel



geworden. Wer auf zügig geführten Umgehungsstraßen bleibt, bekommt manches Dorf gar nicht mehr zu Gesicht und sieht nur den Rand des Gewerbe- oder Industriegebietes der Kleinstädte, von denen einige zu mittleren Städten herangewachsen sind. Förderprogramme und Fremdenverkehr haben sich strukturverbessernd ausgewirkt. Die Erholungsfunktion des Waldes ist erkannt, wird gepflegt und benützt. Hinter manchem schönen verschindelten älteren Bauernhaus lauert bereits der neue Hohlblockersatzbau mit großen Fensterlöchern auf den Abbruch seines leer werdenden Vorgängers.

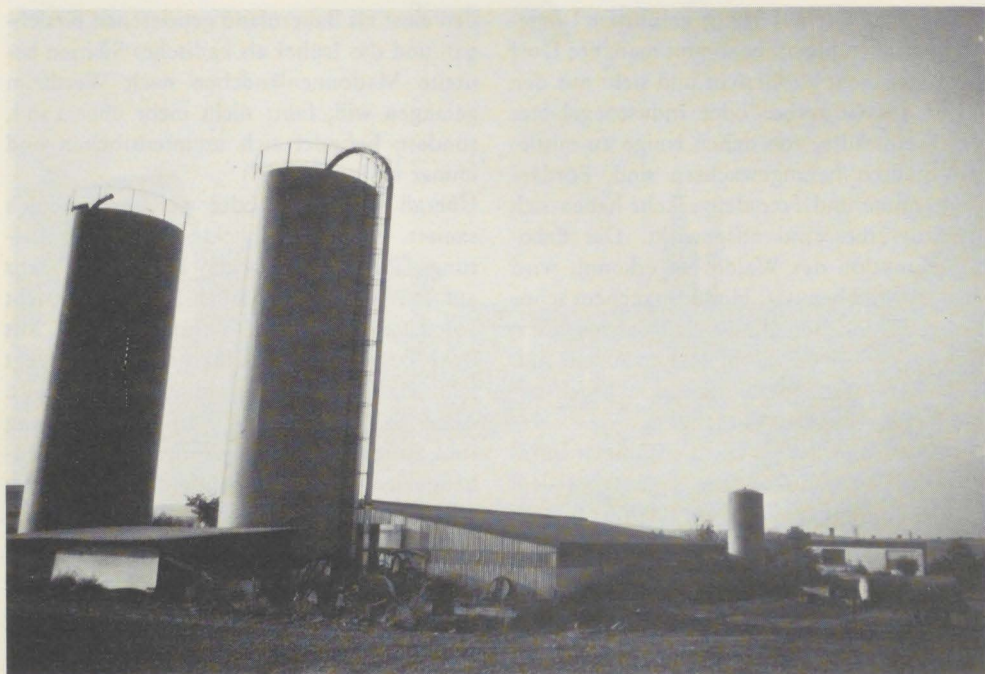
Aufgrund ihrer neuen leistungsfähigen Infrastruktur und des Zuwachses an Ortsteilen, wurden einige große Gemeinden zur Stadt erhoben. Aber die Verwaltungsreform gab dem Stadtbegriff auch eine neue bemerkenswerte Auslegung: wer von Bruchsal durch

den einst als Bauernland gepriesenen Kraichgau und das früher als badisches Sibirien betitelte Madonnenländchen nach Wertheim gelangen will, fährt nicht mehr über Land, sondern befindet sich ununterbrochen und immer in der Stadt!<sup>58)</sup>

Überall wird mehr oder weniger glücklich saniert. Anfänglich blickte die Modernisierung landwirtschaftlicher Betriebe zu sehr auf Funktionsgerechtigkeit, ohne Rücksicht auf dabei entstehende Verunstaltungen. Mit dem Beginn der Dorfkernerneuerung legt man jetzt auf gute Gestaltung größten Wert. Aber Sanierung und Dorfkernerneuerung sind zu spät begonnen worden, als die Neubaugebiete bereits ausgefertigt waren. Es ist ein Unterschied, ob man schöne, romantische, verarmte Häuser beim Wochenendausflug besieht, oder ob man dauernd darin wohnt. Hier muß die Förderung von Verbes-

*Wiederaufgebautes Öschelbronn bei Pforzheim*





*Eppingen-Rohrbach, modernster Bauernhof*

serungsmaßnahmen aller Art sehr langfristig gesichert sein und darf nicht zu sehr verbürokratisiert werden. Denn die Schere zwischen Belegung der Neubaugebiete und der Entleerung der Ortskerne wird in bedrohlichem Maße immer größer; ein Zustand, den wir uns angesichts des architektonischen Gehalts, der Bedeutung als Treffpunkt und der teuren Verkehrs-, Versorgungs- und Entsorgungsinfrastruktur der Ortsmitten nicht länger erlauben können.

Der Erwähnung bedürfen außer den bekannten Marktplätzen von Bretten und Neudenau, die vorbildliche Planung und Behandlung im von den Römern unterlegten Ladenburg, der anheimelnd gewordene Marktplatz Weinheims, die bedachtsame Sanierung in Wertheim, die Belegung der Buchener Innenstadt, das pulsierende Mosbach, „sehr hübsch, es ist das ganze winklige und gewun-

dene Franken“<sup>59</sup>), und die „Altstadt von Eppingen, schön herausgeputzte Fachwerkhäuser, Gasse für Gasse, kreuz und quergestellt“<sup>60</sup>).

Diese gewachsenen bild- und gestaltreichen Gefüge sind ein wesentlicher Bestandteil von Stadt und Land, dem Erlebnisreichtum sich öffnende, menschlichem Maßstab bezogene Räume bietend, und so jeder Gemeinde das eigene unverwechselbare Gesicht prägend. Sie gilt es zu erhalten und dabei mit behutsamer geschickter Hand dafür zu sorgen, daß darin mit pulsierendem Leben weiterhin das Herz der Dörfer und Städte schlägt.

---

#### *Anmerkungen*

<sup>1)</sup> Werbespruch des Fremdenverkehrsverbandes etwa seit 1936.



- <sup>2)</sup> Edmund Kiehle, Zur Hauskunde in Nordbaden, in: Bericht über die Tagung in Eschwege 1971, Arbeitskreis für Hausforschung 22. Jg., Münster i. W. 1972, S. 143–156.
- <sup>3)</sup> Nach Berechnungen aus langjährigen Messungen der Klimastation Eppingen und allgemeiner Erfahrung.
- <sup>4)</sup> Die Werte sind für den Zeitraum 1888–1907 nach Das Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1912, S. 89, angegeben und in Klammern die Werte für den Zeitraum 1931–1960 zum Vergleich, nach Das Land Baden-Württemberg, Stuttgart 1974, Band I, S. 60.
- <sup>5)</sup> Großherzogtum, S. 80.
- <sup>6)</sup> Ermittelt nach Das Land, S. 60.
- <sup>7)</sup> Gradtagzahl ist die Anzahl der Heizztage, vielfach mit einem Faktor aus Bezugstemperaturen, ermittelt vom Wetteramt.
- <sup>8)</sup> Tiefste Stelle bei Mannheim-Waldhof 91 m ü. NN; höchster Punkt Katzenbuckel 627 m ü. NN.
- <sup>9)</sup> Vergl. geologische Karten.
- <sup>10)</sup> Großherzogtum, S. 248–249.
- <sup>11)</sup> Friedrich Metz, Der Kraichgau, Karlsruhe 1914, S. 125.
- <sup>12)</sup> Von den neueren Mundartliteratur seien nur genannt  
Hermann Humburger, Volksmund im Land am Steinsberg, Heimatverein Kraichgau o. J. (1980); Paul Waibel/Rudolf Lehr, Muddersprooch, Bd. 2, Karlsruhe/Sandhausen 1980.
- <sup>13)</sup> Sängerspruch des Badischen Sängerbundes, von Karl Friedrich Schramm (1833–1893), Ratsschreiber in Neckarau.
- <sup>14)</sup> Gesetze zur Verwaltungsreform in Baden-Württemberg von 1968 (Ges. Bl. S. 114, S. 233), 1970 (Ges. Bl. S. 419), 1971 (Ges. Bl. S. 314, S. 336), 1972 (Ges. Bl. S. 81, S. 404), 1973 (Ges. Bl. S. 129, S. 227) und 1974 (Ges. Bl. S. 25, S. 237, S. 248, S. 261 u. S. 497). „Die Zahl der leistungsfähigen Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern hat um 47% zugenommen“ (Das Land, Bd. II), Stuttgart 1975, S. 14). Allerdings, legt man neun Arme zusammen, gibt das noch lange keinen Reichen.
- <sup>15)</sup> Amtl. statistische Veröffentlichungen
- <sup>16)</sup> Vgl. Bericht über die Tagung in Marburg, 1981, Arbeitskreis für Hausforschung, 23. Jg., Münster i. W. 1982.
- <sup>17)</sup> Die ältesten Hölzer dendrochronologisch (Tisje) datiert auf 1395. — Heinrich Winter, Das Bauernhaus des südlichen Odenwaldes vor dem 30jährigen Krieg, Essen 1957.
- <sup>18)</sup> Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten, hgg. v. Verbands Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Dresden 1906, Tafel Nr. 12, Abb. 6, Neudruck Hannover 1974.
- <sup>19)</sup> Dendrochronologisch datiert 1498, Vordergiebel 1428; Erwin Huxhold, Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald, Reihe Das deutsche Bürgerhaus begr. v. Adolf Bernt, hgg. v. Günther Binding, Bd. 29, Tübingen 1980, S. 23.
- <sup>20)</sup> Bauaufnahme August 1936 Staatstechnikum Karlsruhe, abgebildet in Lacroix/Hirschfeld/Paessler, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirkes Pforzheim Land, Karlsruhe 1938, S. 34; dendrochronologisch datiert 1442, Huxhold, Bürgerhaus, S. 26.
- <sup>21)</sup> In den heimischen Steinbruchgebieten sagt man zum genau behauenen Sandstein (Werkstein) Haustein und zum Steinmetzen Steinhauer.
- <sup>22)</sup> Edmund Kiehle, Eppingen, Ein Rundgang durch die Altstadt, Eppingen 1962, S. 10 und 15, 2. Aufl. Eppingen 1981; ders. Die ehemalige Ratschänke in der Eppinger Altstadt, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Bad.-Württ., Heft 1, Freiburg i. Br. 1960, S. 22.
- <sup>23)</sup> Firstsäule ist der älteste Ausdruck für den vom Erdgeschoßfußboden durch alle Stockwerke in einem Stück bis zum First durchgehenden „Pfosten“. Mit aufgesetzter Firstsäule wird hier eine verkürzte Firstsäule bezeichnet, die vom First bis zur Dachbalkenlage reicht, auf der sie sitzt.
- <sup>24)</sup> Kiehle, Altstadtführer, S. 16/17; ders., Hausforschung, S. 160; Huxhold, Bürgerhaus S. 171.
- <sup>25)</sup> Heinrich Winter, Das Bürgerhaus zwischen Rhein, Main und Neckar, Reihe das deutsche Bürgerhaus Bd. 3, Tübingen 1961, S. 42.
- <sup>26)</sup> Huxhold, Bürgerhaus, S. 37.
- <sup>27)</sup> Winter, Bürgerhaus, S. 38/39.
- <sup>28)</sup> Kiehle, Altstadtführer, S. 15, S. 11/12; ders., Die „Alte Universität“ in Eppingen, in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 1, Freiburg 1960, S. 19–21; ders., Das Eppinger Universitätsgebäude, in: Ruperto Carola, Bd. 28, Heidelberg 1960, S. 318–326; ders., Eppingens „Alte Universität“, in: Rund um den Ottilienberg, Bd. 1, Eppingen 1979, S. 114–122.
- <sup>29)</sup> 1980 mustergültig instandgesetzt und umgebaut für die Volkshochschule, die Stadtbücherei und das Heimatmuseum.
- <sup>30)</sup> Dabei dicke Wände u. Lehmwickeldecken alter Häuser schallschutztechnisch ideal.
- <sup>31)</sup> Eppingen-Kleingartach, altes Gemeindebackhaus.
- <sup>32)</sup> Kürnbach, ehem. hessische Kelter.
- <sup>33)</sup> d. i. in den letzten 12 Jahren eine Zunahme von 4,4%, aber immer noch 75% niedriger als im gewerblich-industriellen Bereich; nach Egon Susset, Bauern zahlen die Zeche, in Eppinger Zeitung Nr. 103 v. 6. 5., Heilbronn 1982, S. 21.
- <sup>34)</sup> Das Land Baden-Württemberg, Bd. I., Kartenbeilage Nr. 6, Natürliche Ertragsbedingungen.

<sup>35)</sup> Das Land, Bd. I, Kartenbeil. Nr. 7, Landwirtschaftliche Vollerwerbsbetriebe.

<sup>36)</sup> 1961 siedelte ein 14-Hektar-Betrieb in einem Kraichgauer Dorf aus, was Verbesserungen brachte. Die Verhältnisse zwangen ihn erneut, mit erheblichem Aufwand auf Veredlungswirtschaft umzustellen

	1962:	1981:
Vollarbeitskräfte	5	2,5
Saisonarbeitskräfte	4	0
Zugkräfte	Pferde: 1	Acker- schlepper: 3
Großvieh	10	90
Schweine	5	0
Weizenanbau	ha 6	ha 6
Wintergerste	2,3	2
Hafer	0,5	0
Kartoffeln	0,8	0
Zuckerrüben	2	7
Futtermittelanbau (Mais)	3	Silomais 12
Wiesen	0,8	Luzerne, Rotklee 3 Wiesen 2
zus. Nutzfläche	<u>16,0 ha</u>	<u>32 ha</u>

<sup>37)</sup> Edmund Kiehle, Modellhäuser in Eppingen, in: Rund um den Otilienberg, Bd. 1, Eppingen 1979, S. 148—153.

<sup>38)</sup> Die Bewirtschaftungsverhältnisse eines solchen geschlossenen Dreiseithofes in einer Kraichgau-stadt, vorne mit Modellhaus, haben sich wie folgt gewandelt

	1946:	1982:
Vollarbeitskräfte	4	2
Saisonarbeitskräfte	6	0
Zugkräfte	Pferde: 3	Acker- schlepper: 3
Großvieh	20	60
Zuchtschweine	3	12
Weizenanbau	ha 10	ha 12
Sommergerste	0	3
Wintergerste	1	1
Kartoffeln	1	0
Futtermittel und Wiesen	5	Silomais, Luzerne, Rotklee, Wiesen 11
landwirtsch. Nutzfläche	<u>zus. 17 ha</u>	<u>27 ha</u>

<sup>39)</sup> August Heuser, Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Amtsbezirkes Eppingen, Karlsruhe 1873, S. 31.

<sup>40)</sup> Über dem verschiedenen nutzbaren und dem Gelände angepaßten Untergeschoß sitzt das Geschoß mit der Wohnung und Außentreppe, daher Wohn-geschoßhaus (mit Josef Schepers), das ansonsten „gestelztes“ Haus genannt wird.

<sup>41)</sup> Beim eingeschossigen Wohnstallhaus ist der Stall unmittelbar an den kleinen Wohnteil unter einem Dach angebaut. Beim zweigeschossigen sitzt die Wohnung im Obergeschoß auf einem ebenerdigen Stallgeschoß, wobei der Hauseingang mit innenliegender Treppe das Erdgeschoß etwa in der Mitte teilt; später kam oft eine kleine Scheune für sich dazu. In diesem Gebäude lebten z. B. in einem Dorf im nördlichen Kraichgau 5—7 Menschen mit 1—3 Kühen, 2—5 Schweinen und trieben 2—7 ha um.

<sup>42)</sup> Mitteltennhaus und Mittelstallhaus sind Formen des quergeteilten ebenerdigen Einhauses. Für das erstere prägte die Hausforschung im bayerischen Sprachraum den Begriff Mitteltennhaus. Im Nord- und Ostdeutschen sagte man zum Wohn-scheuerhaus Wohnspeicherhaus. In einem Mittel-tennhaus im südlichen Kraichgau standen früher 2 Pferde, 6 Milchkühe, Kleinvieh, dazu etwa 8 ha, bis 1959 etwas Tabakbau; heute versehen die Frau, Großvater, Kinder und der Feierabendbauer 35 Stck. Großvieh, kein Kleinvieh, 18 ha (Getreide, Futter, etwas Obstbau), mit 2 Ackerschleppern.

<sup>43)</sup> Im Taubergau steht ein Bauernhaus, das im Obergeschoß 11 (!) Wohnräume aufweist.

<sup>44)</sup> Im südostwärtigen badischen Odenwald gehören zu so einem Winkelhof 32 Stck. Großvieh, auf etwa 100 ha werden Getreide, Mais und Raps ge-baut; mit 2,5 Arbeitskräften, der Bauer selber ar-beitet zusätzlich in der Fabrik im Nachbarstädt-chen.

Auf dem Dreiseithof hielt man bis zu 70 Stck. Großvieh, bei 25 ha Ackerfeld und 25 ha eigenem Wald; auch hier Veredlungswirtschaft.

<sup>45)</sup> Zum Grünkernanbau vgl. Heiner Heimberger, Darren im Gebiet zwischen Neckar und Main, in Badische Heimat Jg. 37, 1956, S. 252—266; ders., Neue Quellen zur Geschichte des Grünkerns, in Badische Heimat, 49, 1969, S. 364—375; Edmund Kiehle, Aufmaßpläne einer Grünkerndarre, Ta-gungsbericht 1971, AHF Münster i. W. 1972, S. 170.

<sup>46)</sup> Das Großherzogtum, Karlsruhe 1885, S. 291. Die Behausungsziffer gibt an, wieviele Personen durchschnittlich in einem Wohnhaus wohnen.

<sup>47)</sup> Nach amtl. Statistik zum 1. 1. 1980. Die Zahl nennt die Industriebeschäftigten je 1000 Einwoh-ner.

<sup>48)</sup> Bei den alten Städten am Rhein darf man nicht nur an Kaiserdom und Bischofssitz denken. Mainz besaß (im Jahr 1607) 1025 Steuerzahler, Speyer (1558) 1075 und Frankfurt a. M. (1587) 2874



(nach Kurt Wesoly, in: ZGO 128. Bd., Stuttgart 1980, S. 74). Speyer z.B. lag in der Tuchherstellung mit 2500 bis 3000 Tüchern/Jahr vor Straßburg mit 1800—2000 (Fritz Klotz, Speyer, Kleine Stadtgeschichte, Speyer 1971, S. 71), und Heilbronn erhielt am 9.9.1281 von König Rudolf I. die Rechte und Freiheiten der Stadt Speyer verliehen.

<sup>49)</sup> Otto Gruber, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser, Karlsruhe 1926.

<sup>50)</sup> Traufwinkel, Traufgäßchen, Traufgang, am Hochrhein auch Ehrgraben.

<sup>51)</sup> „Alte Universität“ deshalb, weil darin im Heidelberger Pestjahr 1564/65 die Universität untergebracht war. Heute Fachwerk- und Heimatmuseum.

Das alemannische Fachwerk ist das ältere, im Aussehen strenger wirkende. Manche sagen dazu jetzt oberdeutsche Abzimmerung, was dasselbe bleibt.

<sup>52)</sup> Emil Lacroix/Heinrich Niester, Kunstwanderungen in Baden, Stuttgart 1959, S. 313; Emil Lacroix, Eppingen, in: Nachrichtenbl. d. Denkmalpfl. in Bad.-Württ., H. 1, Freiburg i. Br. 1960, S. 18.

<sup>53)</sup> Vgl. Anmerkung 37; in Eppingen als Geschäftshäuser dreigeschossig, s. Schaubild S. 119, in: Topographischer Atlas Baden-Württemberg, bearb. v. Fritz Fezer, hgg. v. Landesvermessungsamt, Neumünster 1979.

<sup>54)</sup> Edmund Kiehnle, Altstadtsanierung und internationaler Wettbewerb in Karlsruhe, in: Bauamt und Gemeindebau, Heft 6, Hannover 1971, S. 230 ff., — oder Stadtsanierung Karlsruhe „Dörfle“, in Baumeister, Heft 2, München 1981, S. 119 ff.

<sup>55)</sup> Adolf Gängel, Die Landschaften Nordbadens, in: Das große Nordbadenburg, Neustadt a. d. W. 1967, S. 14.

<sup>56)</sup> Ein großer moderner Silohof im Kraichgau erzeugt 4000 Schweine und 1,5 Millionen Eier pro Jahr, was dem Jahresbedarf einer 8000-EW-Gemeinde entspricht.

<sup>57)</sup> Gruppenplanung (= gemeinsamer Flächennutzungsplan) der 60er Jahre im aufgelösten Landkreis Sinsheim/Els.

<sup>58)</sup> Verwaltungsrechtlich, denn er fährt nicht mehr durch Dörfer, sondern ausschließlich durch Stadtteile; er braucht dazu nur den Weg über Münzesheim — Tiefenbach — Elsenz — Waldangelloch — Reihen — Hasselbach — Obergimpern — Heinsheim a. N. — Bachenau — Siglingen — Korb — Leibenstadt — Merchingen — Oberwittstadt — Schwabhausen — Unterschlüpf — Sachsenflur — Gerlachsheim — Impfingen — Eiersheim — Uissigheim — Reicholzheim zu nehmen.

<sup>59)</sup> Wilhelm Hausenstein, abgedruckt in: Das große Nordbadenburg, S. 490.

<sup>60)</sup> Adolf Gängel, Kraichgauer Bilderbogen, in: Wieslocher Winzerfest Anzeiger, Wiesloch 1975, S. 31.

#### *Abbildungsnachweis*

*Zeichnung (Abb. 3) aus dem Bauernhauswerk (Anm. 18), die übrigen Zeichnungen vom Verfasser. Foto (Abb. 23): Landesdenkmalamt Karlsruhe, (Abb. 24) Stadtarchiv Pforzheim, alle andern Fotos vom Verfasser (Edmund Kiehnle).*

## *Der Weg*

*Laß in dem Maß, wie meine Sonne sinkt,  
das Feuer eines Sterns nach oben steigen:  
seelhaftes Wissen, Seele Dir zu zeigen,  
glückvolle Sehnsucht, die im Grunde singt!*

*Da ist nicht Furcht, wie sie Geheimnis bringt,  
nicht Schauern vor den Schatten, die sich neigen.  
Erhellte Nacht so groß ist, daß selbst schweigen  
Lebens geliebte Farben. Eines schwingt,*

*ertrinkt mein Tag: die innige, die reine  
Bereitschaft, aufzubrechen, Gott, zu Dir.  
Ja, steigen laß den Stern mit solchen Flammen!*

*Gelobt der große Übergang, der keine  
entsetzende Gewalt verübt an mir:  
organisch fließen Hier und Dort zusammen.*

*Maria Menz*

(Hebelpreisträgerin des Jahres 1982)



# Philippsburg — ein Denkmal deutscher Geschichte

Zum hundertjährigen Bestehen eines historischen Standardwerkes

*Würdigung, Entstehung und Bedeutung  
der „Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg“  
von Hieronymus Nopp*

*Rudolf Futterer, Philippsburg*

In einem kleinen, vergilbten Büchlein des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts<sup>1)</sup> über „die Last und die Lust der Innwohner am Rhein=Strom...“ heißt es von Philippsburg: „... da der Kayser Ludovicus IV. regierte, war dieser Ort, welcher damals Udenheim geheissen, nur ein Flecken, den aber hernachmals... der damalige Bischoff Gerhard, als seine Bischöfliche Speyerische Residenz, zu einer Stadt erbauet, und solchen mit Mauren und Gräben umgeben und verwahret. Bischoff Philipp Christoph<sup>2)</sup> aber ließ sich Anno 1618 die Lust ankommen, diesen so wohl gelegenen und zu einer Vestung überaus tüchtigen Platz, rechtschaffen zu fortificiren...“

Wie man nun mit allen Werken fertig worden, so wurden Anno 1623. den 1. May, als am heiligen Philippi= und Jacobi=Tag dessen inauguration festgestellt... und der heilige Apostel Philippus zum Schutz=Patron dieser neuen Vestung erwählt, wie auch ihr ehemaliger Name Udenheim mit Philippsburg verwechselt...“

Mit diesem Zeitpunkt rückt die kleine Festung am Oberrhein immer mehr in den Blickpunkt der deutschen und europäischen Geschichte, die „Last der Innwohner am Rhein=Strom“ wird aber auch immer größer als deren „Lust“, obwohl speziell „der Rhein=Strand eine vom Himmel höchst=gesegete Gegend“ ist und im klaren

Wasser des Rheins selbst es „von den delica-  
testen Fischen wimmelt... besonders da  
schon, bey dieses Stromes Ursprung, es gute  
Forellen, Groppen, und überaus schmack-  
hafte Krebse giebt, ausser welchen man in  
diesem Gewässer auch den köstlichen Salm  
und Lachs fänget... und das Rhein=Was-  
ser mit seinem Sand auch Gold führet...“  
Dieses profane, oberflächliche Wissen um  
die frühe Geschichte und um die zweihun-  
dertjährige, schicksalhafte Festungszeit lie-  
ßen vor hundert Jahren in dem kleinen Städt-  
chen am Rhein zwischen Karlsruhe und  
Mannheim gewiß keine große Begeisterung  
für Historie und Tradition aufkommen.  
Nach der gründlichen Schleifung der Fe-  
stungswerke auf Befehl Napoleons I. im  
Jahre 1801 und dem Wiederaufbau der 1799  
total zerstörten Stadt zu Anfang des neun-  
zehnten Jahrhunderts an gleicher Stelle  
wurde es immer ruhiger um das recht klein  
gebliebene Landstädtchen. Bei den Einwoh-  
nern selbst gehörte auch das Wissen um das  
historische Geschehen vor dem genannten  
Bombardement fast „in das Reich der My-  
then und Sagen“, wie es der große Sohn die-  
ser Stadt Philippsburg — Hieronymus Nopp  
— in seinem großangelegten Werk „Ge-  
schichte der Stadt und ehemaligen Reichsfe-  
stung Philippsburg von ihrem Entstehen aus  
der Burg und dem Dorfe Udenheim bis zum  
Anfalle derselben an Baden“ ausdrückt.

Wer war Hieronymus Nopp?

Das Philippsburger Ortssippenbuch<sup>3)</sup> nennt Hieronymus Christoph Nopp: Kaufmann, Bürgermeister, Landtagsabgeordneter, Verfasser der Stadtgeschichte von Philippsburg, Dichter. Er wurde am 13. 5. 1832 in Philippsburg als Sohn des Kaufmanns Josef Maria Nopp und der Maria Magdalena geborene Hildenstab geboren und starb dort hochgeehrt am 9. 12. 1893.

Nopps Vorfahren waren in Rheinsheim (heute Philippsburg III) ansässig und seiner Ehe mit Katharina Klein aus Hambach (Pfalz) entsprangen fünf Kinder. Sein Sohn Augustinus Hieronymus Franziskus Nopp (1869—1915) war Erzbischöflicher Hofkaplan in Freiburg.

Der junge Hieronymus Christoph Nopp besuchte die Philippsburger Lateinschule und übte sich früh — so überliefert — im Geigenspiel, das er bald virtuos beherrschte.<sup>4)</sup>

Seine Eltern wollten aus ihm einen tüchtigen Kaufmann machen und schickten ihn nach Karlsruhe auf die Handelsschule (zur damaligen Zeit noch mit dem Polytechnikum verbunden).

Im Jahre 1855 übernahm der junge Kaufmann Hieronymus Nopp die Manufaktur- und Kolonialwarenhandlung am Marktplatz, an deren Fassade man eine schlichte Tafel zu seiner Erinnerung angebracht hat.

Im Jahre 1871 zum Bürgermeister von Philippsburg gewählt, setzte er sein ganzes Wissen und Können zum Wohle seiner Mitbürger ein, die ihn bis zu seinem Tode 1893 noch dreimal im Amt bestätigten.

Höchste Erfüllung in seinem kommunalpolitischen Wirkungsdrang fand schließlich der versierte Bürgermeister im Badischen Landtag in Karlsruhe, dem er sechzehn Jahre lang von 1877 bis 1893 angehörte. — Schon vor seiner Wahl zum Bürgermeister seiner Vaterstadt 1871 war H. Nopp mit der Abfassung seiner Stadtchronik beschäftigt, wie aus seinem Briefe vom 7. 1. 1869 an das Generallandesarchiv in Karlsruhe hervorgeht (Archivsache Benützung Nr. 49). Nopp bemüht

sich hierin, ein Protokoll aus der Hochstiftlichen Speyerischen Abteilung des Jahres 1539 zur Einsicht zu erhalten. Archivdirektor Roth von Schreckenstein kann seinem Wunsche allerdings nicht entsprechen, da „sich ein Protocollum . . . de anno 1539 nicht bei uns vorfindet, indem die betreffenden Protocolle nicht bis zu dem besagten Jahre zurückreichen . . .“

H. Nopp erwähnt in seinem Brief, daß er mit der Bearbeitung seines Buches zwar über die Zeitepoche dieser Urkunde längst hinaus sei. Er schreibt: „Schon seit einigen Jahren beschäftige ich mich mit der Zusammenstellung einer Geschichte meiner Vaterstadt Philippsburg, oder wie sie früher hieß, Udenheim, und ich hatte die Freude, mich bei diesem Unternehmen von allen Seiten auf das freundlichste unterstützt zu sehen . . .“

Man darf also unter Berücksichtigung dieser Briefstelle durchaus annehmen, daß das grundlegende Geschichtswerk des fleißigen Verfassers eine mindestens fünfzehn Jahre dauernde Entstehungszeit hatte. Das Bemühen H. Nopps zielte nicht nur darauf ab, seinen Landsleuten sozusagen heimatgeschichtlichen Nachhilfeunterricht zu erteilen, sondern sprudelte in der Tat aus seinem übervollen Herzen tiefster Heimatliebe! H. Nopp erkannte in den letzten Jahrzehnten des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts die schier unaufhaltsame Talfahrt seines Heimatstädtchens zur Bedeutungslosigkeit im großherzoglich-badischen Staate. Die intensive Beschäftigung mit der großen historischen Vergangenheit seiner Stadt zeitigte dann erfreulicherweise ihre guten Früchte, als H. Nopp 1883 in einer großangelegten Rede vor dem Parlament in Karlsruhe die Herren Abgeordneten von der Notwendigkeit der Wiedererrichtung des Philippsburger Amtsgerichts überzeugen konnte, und vor der Öffentlichkeit gleichermaßen den Anspruch Philippsburgs von seiner Geschichte und Tradition her rechtfertigte.

Das fand Beachtung und kreierte Echo, was der Philippsburger Bürgermeister von der



letzten Reihe des rechten Flügels auf der Tribüne der 2. Kammer der Badischen Landstände seinen Kollegen so leidenschaftlich wie sachlich vortrug. Dieser Redner mit der hohen Stirn, dem gepflegten Barte und den forsch blickenden Augen war sonst durch den besonderen Einsatz für seine Landwirtschaft treibenden Wähler hervorgetreten.

Nun sprach H. Nopp leidenschaftlicher noch für seine Heimatstadt Philippsburg, der man aus Einsparungsgründen 1872 das Amtsgericht geschlossen hatte, obwohl doch seit alters her hier Recht gesprochen wurde. Wo doch schon 1371 im alten Udenheim ein „Landvogt vom Bruhrain“ richterlich tätig, und wo seit 1761 ein gepflegtes Gerichtsgebäude als Amtshaus erbaut war . . .

Sollten alle Opfer der Philippsburger Bevölkerung über Jahrhunderte hinweg umsonst gewesen sein? — Und der Abgeordnete Nopp rief: „Seit die Geschichte der Stadt Philippsburg bekannt ist, wünscht man nicht nur aus dem engeren Vaterland ein Aufblühen Philippsburgs und eine Verbesserung seiner Lage. Wir haben von unseren Voreltern nicht nur Grund und Boden geerbt, sondern auch ein Anrecht auf ihre Verdienste. Ehren Sie die Stadt Philippsburg als ein Denkmal deutscher Geschichte, wie kein zweites mehr in unserem Lande vorhanden ist!“

Das ließ aufhorchen und zündete: Großherzog Friedrich von Baden erließ eine Verordnung, nach welcher mit Wirkung vom 1. Mai 1884 an Philippsburg sein Amtsgericht und seinen Amtsgerichtsbezirk mit den Gemeinden Huttenheim, Kirlach, Neudorf, Oberhausen, Philippsburg, Rheinsheim, Rheinhausen und Wiesental zurückerhielt.

Es war ein mühseliger Weg, wie erwähnt: weit über ein ganzes Jahrzehnt, die vielfältigen Quellenstudien zur Geschichte der Heimat zu bewältigen: Material zu Burg, Stadt, Amt und Wesen der Fortifikation mußten ebenso berücksichtigt und richtig verwertet werden wie vorzugsweise die umfangreichen Urkunden des Stadtarchivs. Je mehr H. Nopp sich in das Quellenstudium der örtli-

chen Urkunden vertiefte, um so deutlicher erkannte er deren große Bedeutung für die allgemeine Geschichtsforschung. Bis in das 13. Jahrhundert zurück reichten die damals im Rathaus deponierten Dokumente, angefangen von den Ortsstatuten und Weistümern, den Rats-, Amts- und Gerichtsprotokollen, den Stadtrechnungen von 1683 an bis hin zu den Faszikeln aus dem 17. und 18. Jahrhundert, insbesondere französische Akten, Kriegs-, Kirchen- und Verwaltungsdokumente.

Großherzog Friedrich persönlich bemühte sich bei der Zustellung von weiteren Dokumenten, und im Archivrat Dr. Joseph Bader, Freiburg, sowie im Großherzogl. Archivdirektor J. Mone, Karlsruhe, fand H. Nopp besondere Gönner seines Schaffens. Äußerst wichtig waren auch für die große Philippsburger Dokumentation die Aufzeichnungen des Domkapitulars Franz Xaver Remling<sup>5)</sup> in Speyer.

Die freundschaftlichen Bande H. Nopps zu dem bayerischen Offizier Adolph Ritter von Erhard, der für einige Zeit in der Garnison Germersheim bei Philippsburg Dienst getan hatte, muß in diesem Zusammenhang besonders gewürdigt werden. Von Erhard avancierte bekanntlich 1885 zum Vorstand des Königl. Bayerischen Kriegsarchivs in München. Als anerkannter Militärhistoriker war er auch ein guter Kenner badischer Geschichte, der übrigens im Rahmen seiner historischen Studien sich in Karlsruhe persönlich Informationen einholte. Von Erhard hatte seinem Freunde H. Nopp auch die Benützung der königl. Bibliothek zu München möglich gemacht.

Nopps Beschreibungen auf 767 Seiten in 64 übersichtlich gegliederten Kapiteln lassen sich an Gründlichkeit und Fleiß kaum überbieten. Er berücksichtigt mit Elan und großer Sachkenntnis die Frühgeschichte ebenso wie beispielsweise jene Abschnitte und Phasen, die Philippsburg im Range einer Reichsfestung im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation zum Blick- und Angel-



punkt von ganz Europa haben werden lassen. Der weite Bogen seiner fesselnd geschriebenen Stadtgeschichte spannt sich von dem frühen Udenheim, das durch Kauf 1316 an das Hochstift Speyer fällt, bis zur Schleifung der Feste auf Befehl Napoleons 1801 und zum Anfall der zerstörten Stadt an das badische Fürstenhaus nach Auflösung des geistlichen Fürstentums Speyer.

Einige markante Punkte seien der Verständlichkeit halber rekapituliert: Trotz Bauernverschwörung des „Bundschuh“ im Bruhrain (1502) und Bauernkrieg im Hochstift Speyer bestätigte 1525 der Landesherr die Privilegien der Stadt, die seit 1371 fürstbischöfliche Residenz war.

Das wechselhafte Zeitgeschehen bescherte den Philippsburgern (Udenheimern) die Bischofsweihe des Oberhirten Eberhard von Dienheim in der Schloßkapelle (1584), zu dessen aufwendiger Hofhaltung neben fürstlichen Hofmeistern, Sekretären, Doktoren der Medizin, der Jurisprudenz und niedrigen Hofbediensteten auch Musiker und ein Hofnarr gehörten.

Die erste große Belagerung der unter Bischof Philipp von Sötern erbauten Festung, vorher wehr- und schutzlos von Territorien protestantischer Fürsten und Stände umgeben, vollzogen 1634 die Schweden. Der Kapitulation der Feste unter ihrem tapferen Kommandanten Caspar Bamberger folgte deren baldige Rückeroberung 1635 im Handstreich, wobei die Kaiserlichen eine für Notzeiten des 30jährigen Krieges „unglaublich große Beute“ machten: „Hunderttausend Säcke Korn, ebensoviel Säcke Mehl“ neben dem üblichen Kriegsgeschirr.

Daß aber in Philippsburg bald wieder „Schmalhans Küchenmeister“ war, bestätigte uns kein Geringerer als der abenteuerliche Simplizissimus, der damals „nach bunten Abenteuern in Soest, Lippstadt, Köln und Paris durch eine Streifparthie nach Philippsburg gebracht“ worden war.<sup>6)</sup>

1644 belagert und stürmt der französische Marschall Turenne die Festung, die bis 1676

unter französischer Herrschaft bleibt. Die Reichstruppen unter dem Markgrafen Hermann von Baden vollbrachten die damals viel beachtete Rückeroberung, doch bereits 1688 fällt die von Graf Starhemberg verteidigte Festungsstadt an Frankreich zurück.

Unvorstellbar groß waren damals Not und Angst der Bevölkerung in der zur Festung umgebauten bischöflich-speyerischen Amtstadt, die von der Soldateska aller Herren Länder heimgesucht wurde. „In jene Zeit der Drangsal“, schreibt H. Nopp, „d. h. in die 1630er Jahre, wo Gebet und Gottvertrauen der einzige Trost der Bewohner von Philippsburg gewesen sein mögen, fällt die Errichtung der Erzbruderschaft vom hl. Rosenkranz dahier, welche sich mit verschiedenen Unterbrechungen bis heute forterhalten hat.“

Im Frieden von Ryswijk 1697 geht Philippsburg zusammen mit Freiburg und Breisach an das Reich zurück und erhält den Status einer „Reichsfestung“.

Diese glich nach Abzug der Franzosen „mehr einer Wildnis...“ und Generalfeldmarschall von Thüngen besaß Autorität genug in vielerlei Hinsicht „gute Ordre“ zu schaffen und zu halten. „Wenn er sagte: ‚so wahr ich Hans Karl heiße‘, wußte jeder, was dies zu bedeuten hatte.“

H. Nopp versteht es glänzend, die Ereignisse im Verlauf des Polnischen Erbfolgekrieges verständlich zu machen. Und so banal es klingen mag: der Autodidakt H. Nopp steigert sich zum Meister im Umgang mit der Materie. Mit beinahe kriminalistischem Gespür werden mitunter persönliche, quasi private Begebenheiten am Rande des großen geschichtlichen Geschehens geschildert, so etwa das Duell des französischen Herzogs von Richelieu mit dem Prinzen von Lixim während der Belagerung Philippsburgs. Die trockene Historie erfährt so eine wohltuende Auflockerung, ihr witziges Bonmot bei Erwähnung neuer Taktiken der Franzosen im Vorfeld der Festung 1734, den sog. Wolfsgruben, die zu Ärger und Spott herausfor-





*Hieronymus Nopp, Kaufmann und Bürgermeister*

dernten, und sogar in Münzprägungen mit entsprechenden Inschriften Ausdruck fanden. Die Chronographie im herkömmlichen Sinne wird somit verfeinert, überschritten, und erhält durch den Autor H. Nopp ihren unverwechselbaren Charakter. Nicht zuletzt auch dadurch, daß sich der fähige Chronist immer wieder zur individuellen Beurteilung veranlaßt sieht; wie hier etwa bei den erwähnten Inschriften, wo er für die der französischen Münze Partei ergreift mit den Worten: „Wir müssen gestehen, daß uns der letzte Witz („Ad calculationem reduci saepe juvat“) besser gefallen hat, weil wir die Anwendung des menschlichen Geistes höher achten, als die der rohen Gewalt“. Weder Kriegskunst noch Tapferkeit der Franzosen werden also vom Autor H. Nopp angezweifelt.

Da begegnen uns aber auch vor und in Philippsburg einige hervorragende historische

Persönlichkeiten, die Nopp ausgezeichnet und objektiv zu zeichnen versteht: Der Kommandant Baron von Wutgenau, dessen Verteidigungsanstrengungen so geschickt wie effizient waren, daß er „als das Vorbild eines unerschütterlichen und thatkräftigen Festungskommandanten betrachtet werden darf“.<sup>7)</sup> Dann Prinz Eugen von Savoyen, als der größte Feldherr seiner Zeit gepriesen, nun als alternder Feldherr und angesichts einer schwachen deutschen Armee in „unkriegerischer Verfassung“ sich nicht nach neuen Lorbeeren sehnend...<sup>8)</sup>

Die preußischen Truppen, 10 000 Mann stark, unter König Friedrich Wilhelm I. bildeten 1734 die Ausnahme im geschilderten Erscheinungsbild. Der prominenteste Besucher im Lager des Prinzen Eugen war zweifelsohne der junge Kronprinz Friedrich von Preußen, der spätere „Friedrich der Große“. Auf französischer Seite agierten die Marschälle Berwick und Asfeld mit überlegenen Verbänden Ludwigs XV., und Berwick, gleichviel als Soldat wie großer Europäer gerühmt, verliert sein Leben vor Philippsburg. Wie ein grandioses Schauspiel, besser: Drama, entwickelt Nopp die Schlußphase der Reichsfeste 1799: Ihre letzte Verteidigung durch den tapferen und heldenmütigen Rheingrafen von Salm-Grumbach, der tiefst erschüttert den Untergang, die totale Vernichtung der Stadt in einem sechs Tage andauernden Bombardement erlebt, die „den Franzosen nicht den geringsten Vortheil brachte“, und sich dann mit großem Engagement um Gelder für den Wiederaufbau der Trümmerstadt bemüht.

Karl August von Salm-Grumbach hat auf diese wohlthätige Weise ganz besonders die Herzen der Philippsburger gewonnen: eine Straße, die Kaserne und ein historischer Arbeitskreis tragen heute seinen Namen.

Zweifelsohne hat H. Nopp mit seinem Werk eine durchaus exemplarische Darstellung lokaler Historie geschaffen, ein Standardwerk, das ein gutes Stück badisch-markgräflicher Geschichte ebenso berücksichtigt und wür-

digst wie die allgemeine deutsche Geschichte. Das ist es auch, was jedes einzelne seiner vierundsechzig Kapitel so überaus lesenswert macht: daß jeweils auf wichtige politische Entscheidungsprozesse hingewiesen und — wo immer vonnöten — Schicksal und Bedeutung der Festung Philippsburg als Bollwerk des Reiches genannt werden.

Durch die Veröffentlichung von historischen Quellen des Philippsburger Archivs wurde in der Tat auch dem Fachhistoriker enorm viel geboten. Auch heute noch wird Nopps Buch von den Experten immer wieder zitiert und gelobt. Die deutsche Geschichtsschreibung ist wahrlich um ein bedeutendes Werk bereichert worden!

Der Geschichtsschreiber und Landtagsabgeordnete H. Nopp hat mit der Herausgabe seines Buches im Dezember 1881 auch zum Heimatdenken veranlaßt und verständlicherweise im damaligen Zeitalter der Reichsgründung seinen echten Beitrag zu einem patriotischen Staatsbewußtsein geleistet. Die Vermittlung und Darlegung der lokalen geschichtlichen Ereignisse in dieser exakten Weise hatten aber auch — und das muß in diesem Zusammenhang ganz deutlich gesehen werden! — nachhaltig ihre besondere Wirkung auf Lokalpatriotismus, Heimatliebe und Heimatpflege der Philippsburger, die voll Stolz und Dankbarkeit auf das Lebenswerk des Verfassers zurückblicken, und für die mit dem kürzlichen Erscheinen eines Faksimiledrucks wieder einmal eine historische Sternstunde geschlagen hat!

Der Philippsburger „Club Rheingraf von Salm“, ein sehr rühriger Arbeitskreis für Heimatgeschichte, Brauchtum und Denkmalpflege, sowie der „Heimatverein Philippsburg“ bemühen sich in unseren Tagen als treue Sachwalter des Noppschen Erbes um die historischen Belange der in den letzten Jahren besonders aufstrebenden Provinzstadt am Rhein.

Der als Verfasser des Philippsburger Ortssippenbuches bekannt gewordene Pfarrer und Ehrenbürger von Philippsburg, Friedrich

Hebbel, schuf im Jahre 1980 in sehr beachtenswerter Weise ein umfangreiches alphabetisches Inhaltsverzeichnis zu Nopps geschichtlichem Werk, das so auf ideale Art jetzt seine wissenschaftliche Vervollkommnung erfuhr, zumal die Stadt Philippsburg dieses Verzeichnis dem Faksimiledruck im Anhang beigegeben hat.

So ist vielen Philippsburgern, vor allem den Nachfolgern Nopps im Bürgermeisteramt, das historische Erbe gleichsam auch Verpflichtung geworden: Die Maxime lautete nach Nopps Aussage und Vorbild: „Die Heimat wieder zu Ehren zu bringen, ist die Pflicht eines jeden Bürgers . . .“

Hieronymus Nopp wußte, daß „nichts mehr das Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen einer Bevölkerung heben kann, als die Kenntnis ihrer Spezialgeschichte und nichts mehr zur Aufklärung und Bildung beitragen, als das Studium der Geschichte überhaupt“.

Hieronymus Nopp wird als großes Vorbild von den Nachfahren stets neu verstanden, denn es gilt in der Tat immer wieder, Ehre und Ansehen der Vaterstadt zu mehren. — In seiner Laudatio auf den Geschichtsschreiber Hieronymus Nopp aus Anlaß der Neuauflage seiner Stadtgeschichte erklärte der Urkel des großen Philippsburgers, Ekkehard Zimmermann: „Der Dank aller Heimatfreunde für die kommunale Förderung heimatlicher Anliegen gilt vor allem Bürgermeister Dürrschnabel, dem Stadtrat und der Stadtverwaltung. Die Neuauflage der Stadtgeschichte als unverzichtbare Chronik eines heute blühenden Gemeinwesens ist ein Indiz für die positiven Werte von Bodenständigkeit und richtig verstandenem Geschichtsbewußtsein!“ — Nopps Leistungen als Bürgermeister seiner Vaterstadt dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Er ließ bald nach seiner Amtsübernahme einen neuen Kindergarten und ein Pfarrhaus bauen, sorgte sich um würdigere Wohnungen für die Gengenbacher Barmherzigen Schwestern, und ließ für seine jüdischen Mitbürger einen Friedhof anlegen.



Die seit 1865 in Philippsburg bestehende erweiterte Volksschule bedachte Nopp mit den besten Lehrmitteln, und er erwarb sich große Verdienste um die Pflege des Obstbaus und der Landwirtschaft sowie bei den Rheinüberschwemmungen in den 70er und 80er Jahren, derentwegen ihn der Großherzog mit der Verdienstmedaille auszeichnete. Der Ankauf der zwischen Rhein und Altrhein gelegenen Domäne Rheinschanzinsel fällt ebenfalls in Nopps Amtszeit, auf deren Gelände das Hofgut der Zuckerfabrik Waghäusel steht und jüngst das Kernkraftwerk Philippsburg errichtet wurde.

Die Erbauung eines Gerichtsgefängnisses war übrigens damals den Philippsburgern auferlegt worden als Voraussetzung zur Wiedererrichtung des Amtsgerichts 1884. Heute freilich prangt das im italienischen Villenstil errichtete Gebäude als imponierendes „Festungs- und Waffengeschichtliches Museum“ und trägt stolz den Namen Senator Dr. Franz Burda-Haus, womit die Stadt ihren großen Sohn und Ehrenbürger geehrt hat.

Nopps überragendstes Lebenswerk bleibt unumstritten die Abfassung und Herausgabe der „Geschichte der Stadt Philippsburg“ im Jahre 1881, die nach einhundert Jahren noch nichts von ihrem Glanz und ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt hat.

Das in vielen in- und ausländischen Bibliotheken vertretene vorbildliche Quellen- und Standardwerk hat übrigens auch seine glänzende Beurteilung durch Heinrich Hansjakob gefunden, der einmal das Noppsche Haus in Philippsburg besuchte und in seinen „Sommerfahrten“ begeistert schrieb: „Es gibt im ganzen deutschen Reiche keine nach Inhalt und Form besser geschriebene Stadtge-

schichte als die von Hieronymus Nopp. Kein Universitätsprofessor und Lehrer der Geschichte hätte sie besser schreiben können. Aber sie ist mit des Verfassers Herzblut geschrieben; denn er liebte das einsame Städtchen von ganzem Herzen.“

An Hieronymus Nopp, den Chronisten seiner Heimat, erinnern in Philippsburg heute eine nach ihm benannte Straße und seit 1966 auch die neue Volksschule, die seinen Namen trägt.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> „Die Last und Lust der Innwohner am Rhein=Strom, oder derselben Schaden und Gefährlichkeit zu Kriegszeiten wie auch der darauf folgende Nuz und Ergötzlichkeit zu Friedenszeiten, biß zu den gegenwärtigen Troublen, kürzlich entworfen und vorgestellt.“ Frankfurt und Leipzig, 1734. Verfasser unbek.

<sup>2)</sup> Gemeint ist Philipp Christoph Freiherr von Sötern, 1610–1652 Bischof von Speyer, 1623–1652 Erzbischof und Kurfürst von Trier.

<sup>3)</sup> „Sippenbuch der Stadt Philippsburg, Landkreis Karlsruhe in Baden. Entstanden nach den von Geistlichem Rat und ehem. Stadtpfarrer von Philippsburg Friedrich Hebbel verfaßten Familienbüchern und Personenkarteien. Bearbeitet und ergänzt von Wolfgang H. Collum. Ortsgeschichtliche Einleitung von Rektor a. D. Willy Hartmann.“

Band 36 der Badischen Ortssippenbücher. Herausgegeben von Albert Köbele, Grafenhausen bei Lahr.

<sup>4)</sup> So Joseph M. Fieser „Hieronymus Nopp zum Gedenken“. Monographie, 1966.

<sup>5)</sup> Franz Xaver Remling: „Geschichte der Bischöfe zu Speyer“, 1852.

<sup>6)</sup> So H. Nopp, S. 139.

<sup>7)</sup> So von Erhard in „Beiträge zur Geschichte des Polnischen Erbfolgekrieges“, Wien 1871.

<sup>8)</sup> Dass. (wie Anm. 7).

## *Der Ausgriff*

*Ich begehre kühn,  
aber nie wird es dreist,  
denn immer beug ich das Haupt  
in die warme Unterwerfung.  
„Wenn Du willst“, spreche ich,  
und so steige ich,  
in Gnaden entlassen,  
kindlich gelöst  
jubelnd in meine Träume.*

## *Letzte Wirklichkeit*

*Was ist gut?  
In Schwung und Stärke leben.  
Und ist dieses nicht gegeben,  
was ist gut?  
Gottes sicher sein in Geist und Seele.  
Ist auch dies versagt — o Lebens bittre Schmäle! —  
was ist gut?  
In Dunkel und Versagen  
von Gott getragen werden, allezeit getragen . . .*

*Maria Menz*



# Das Wetter

Zu einem Thema in den Alemannischen Gedichten J. P. Hebels

*Ansprache bei der Hebel-Feier der Badischen Heimat am 16. Mai 1982,  
im Schloßgarten zu Karlsruhe, gehalten von Professor Dr. Jacob Steiner*

Die Deutsche Bundesbahn sagt: „Alle reden vom Wetter. Wir nicht.“ Nun hätten wir an diesem schönen Maisonntag keinen Anlaß, übers Wetter zu reden, außer dem, Petrus zu loben. Viele der Alemannischen Gedichte von Johann Peter Hebel, dessen wir heute gedenken, enthalten Hinweise auf das Wetter. Wenn vom „Sterneglast“ die Rede ist oder es heißt „wenn d'Sunn am Himmel lacht“ (im Gedicht „Freude in Ehren“), dann erstehen in unserer Anschauung die klare Nacht und der heitere Tag. Die „Sonntagsfrühe“ wird heraufbeschworen im bezaubernden Verspaar:

*Wie glitzeret uf Gras und Laub  
vom Morgetau der Silberstaub!*

Oder es wird im Gedicht „Der Jenner“ der Kampf zwischen dem Winternebel und der aufgehenden Sonne beschrieben:

*Der Nebel woget uf und ab,  
und d'Sunne chämpft, sie loßt nit ab.  
Jez het sie's gunne. Wit und breit  
strahlt ibri Pracht und Herrlichkeit.  
O lueg, wie's über d'Dächer wahl,  
am Chilchfenster, lueg, wie's strahlt!*

Die Frühsonne als das lebenerweckende Licht wird gepriesen, und der Leser wird angesichts der Schönheit des Tages und des ewigen Bestandes von Mond und Sternen an die gottgewollte Ordnung in der Natur erinnert und zur Dankbarkeit gegenüber dem Walten des Höchsten aufgefordert. Die Natur erscheint manchmal vermenschlicht wie die Sonne am „Sommerabend“, die ein blau-

rotes Wölklein als Taschentuch ergreift, um sich nach dem langen Weg des Tages die Stirne zu wischen. Aber wenn auch von „liebe Sterne“ die Rede ist und die Wiese „Feldbergs liebliigi Tochter“ genannt wird, so steht das Heimelige und Idyllische kaum um seiner selbst willen da. Es zeigt zwar die Vertrautheit mit den Elementen an und steht für die Geborgenheit des Menschen auf seiner Erde und in dem umfassenderen Gesetz des Weltalls. Aber es wird auch darauf hingewiesen, daß alles Leben der Vergänglichkeit unterworfen ist. Das Gedicht „Der Wächter in der Mitternacht“ zeichnet unvergleichlich die nächtliche Stimmung mit dem lautlosen Flug der Eule:

*... lueg, do obe zieht  
vom Chilchturn ber en Ül im stille Flug  
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülich  
die groösi Nachtlaterne dört, der Mond?  
Still hangt si dört, und d'Sterne flimmere ...*

Später wird das Erwachen des Tages im Tannenwald evoziert:

*... 's Morgeliecht,  
es rieslet still in d'Nacht, und endli wahl't  
in goldne Strömen über Berg und Tal.*

Doch die Nacht läßt den Wächter an die letzte Nacht denken, und der Tagesanbruch verweist ihn auf das Anbrechen des letzten Tages: Der Glanz der Sonne dringt in die tiefen Gräber und weckt die Toten, die aus ihrem Schlaf erwachen und ihr Gesicht in Himmelsluft „tunken“. Der Nachtwächter ist durchaus einig mit der Vergänglichkeit alles

Lebenden; er sehnt sich nach dem letzten Tag in der Unmittelbarkeit Gottes, die kein Lebender erfährt.

Das Wetter jedoch, das die Elementargewalt der Natur und die Abhängigkeit des Menschen vom Höchsten fühlen läßt, ist das Gewitter. Es liegt ein hochdeutsches Gedichtfragment aus dem Jahre 1806 vor, das als Vorläufer der vollendeten mundartlichen Fassung in den Alemannischen Gedichten anzusehen ist. Der hochdeutsche Entwurf lautet so:

#### *Das Gewitter*

*O Kinder, holt die Wasch' vom Seil!  
Auf, Kunigund, nimm auch ein Teil,  
Und Fritzchen, treib die Schafe ein!  
Es steht ein Wetter auf am Rhein;  
Mein Kräbenaug', was sagt' ich heut?  
Hat wieder richtig prophezeit.*

*Die Schwalbe schwankt so tief und still,  
Weiß nicht, wohin sie fliehen will.  
Es kommt so schwarz und kommt so schwer,  
Und an dem Himmel hängt ein Meer  
Voll Wetterdunst. Horch, wie es schallt,  
Und wie's am Blauen widerhallt!*

*In großen Wirbeln fliegt der Staub  
Zum Himmel auf mit Halm und Laub;  
Und seht nur jenes Wölkchen an!  
Wohl möcht' ich wissen, wer's so kann.  
Seht, wie es auseinander reißt,  
Wie unsereins die Wolle schleißt.*

*So helf' uns und behüt' uns Gott,  
Wie zuckt's daher so feurigrot!  
Und kracht und stoßt, es schauert mir!  
Die Fenster zittern und die Tür.  
Und sieh das Kind im Bettchen an:  
Da schläft's und nimmt sich nichts drum an.*

*Die Nachbarn läuten drauf und drauf  
In Schliengen; dennoch hört's nicht auf.  
Das fehlte noch: wenn's donnern soll,  
So läuten sie die Ohren voll.  
O helf' uns Gott, das war ein Schlag!  
Dort, sieh den Baum am Gartenhag!*

*Noch schläft der Kleine sanft und gut  
Und hat beim Donnern leichten Mut;  
Er denkt: „Da trifft mich nichts davon,  
Und wo ich lieg', das sieht er schon.“  
Jetzt streckt er sich, jetzt dreht er sich  
Aufs linke Ohr. Gott schirme dich!*

*O sieh die weißen Streifen dort,  
Und in der Luft, horch, wie's rumort!  
Es kommt! Gott will' uns gnädig sein!  
Hängt hurtig alle Läden ein!  
Wie stand das Weizenfeld in Pracht;  
Nun, schöne Ernte, gute Nacht!  
Es rasselt auf dem Kirchendach,  
Und vor dem Haus, wie rauscht der Bach!  
Kein End'! O, daß sich Gott erbarm,  
Nun sind wir wieder alle arm!  
Doch dachten wir nicht auch schon so?  
Und wurden wir nicht wieder froh?*

Das Gedicht setzt ein mit den praktischen Maßnahmen, die beim Anzug des Gewitters zu treffen sind: Die Mutter sagt zu den Kindern, sie sollen die zum Trocknen aufgehängte Wäsche von der Leine holen und die Schafe eintreiben; die Fensterläden werden eingehängt; im Nachbardorf läuten warnend die Kirchenglocken. Der Mensch ist voll banger Ahnung. Das Weizenfeld, das so prächtig steht, ist in Gefahr, durch das Unwetter zerstört zu werden. Der Ausfall der Ernte brächte Not unter die Landbevölkerung. Instinktiv weist die Kreatur auf die nahe Gefahr hin. Das Hühnerauge der Sprechenden hat geschmerzt und so das Unheil angezeigt. Der Flug der Schwalbe ist unsicher geworden und ziellos. Nur zwei Dinge geben in dem losbrechenden Tumult des Gewitters einigen Trost. Das Kleinkind schläft ruhig weiter; es ist sich der Gefahr noch nicht bewußt. Und der Erwachsene, der die Gefahr kennt und fürchtet, besinnt sich auf seine Erfahrung: Er hat schon manches Gewitter erlebt, und oft genug sind seine schlimmsten Befürchtungen nicht eingetroffen. Er darf also auch jetzt hoffen, daß das Gewitter ohne Zerstörung vorübergehen wird und er wieder aufatmen kann. Aber



noch weiß er nicht, wie es ausgehen wird. Und so richtet er, während der Blitz in den Baum fährt und der Regen auf das Kirchendach prasselt, seine Stoßseufzer an Gott mit der Bitte um Erbarmen und Verschonung. Alle diese Motive und noch einige neue dazu kehren im vollendeten Mundartgedicht wieder. Dieses setzt nicht mehr mit den praktischen Vorkehrungen zum Schutz vor der Unbill des Wetters ein. Am Anfang steht die dumpfe Angst der Kreatur, die in den zwei dichterisch unvergleichlich großen Versen ausgedrückt ist:

*Der Vogel schwankt so tief und still,  
er weiß nit, woner ane will.*

Dann erscheint die unbekannte Macht, die in dem unbestimmten Pronomen „Es“ enthalten ist:

*Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,  
und in de Lüfte hangt e Meer  
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt  
am Blauen, und wie's widerhallt.*

Das Donnergrollen erschallt und sein Echo. Der Staub wird zum Himmel hinauf gewirbelt, der Wind trägt Grashalme und Laub in die Lüfte empor und zerfetzt eine liebliche Wolke, wie Menschenhand Wolle rupft. Weltuntergangsstimmung herrscht, wenn es feurigrot durch das Gewölke zuckt und vom Donner Fenster und Haus erbeben. In das Toben der Elemente mischt sich das angstvolle Geläut der Kirchenglocken von Schliengen. Dann schlägt plötzlich der Blitz nahe ein, in den Baum am Gartenhag. Das Kleinkind, 's Buebli, aber läßt sich nicht erschrecken. Da es noch nicht das Bewußtsein der Gefahr hat, schläft es vertrauensselig weiter. Die Anweisung, die Fensterläden einzuhängen, und die Befürchtung, daß die Weizenernte zerstört wird und daß dadurch alle arm werden, fehlen auch hier nicht. Und so steigert sich das Toben der Elemente draußen und die Angst vor ihnen drinnen. Aber der erneute Anblick des schlafenden kleinen Buben in der Wiege führt eine

Wende herbei. Sein Seelenfrieden erinnert die Erwachsenen daran, daß mit Angst nichts gewonnen ist. So bittet denn die Sprechende: O, gebe uns Gott einen Kindersinn! Im Vertrauen zum Höchsten liegt Trost und Segen, und in der Gefahr erscheinen dem vertrauensvollen Gemüt die Schutzengel.

Während dieser Gedanken aber hat sich das Unwetter verzogen, die Sonne ist durchgebrochen, und die Wolken sind verflogen. Das Getreide steht zum großen Teil noch, und die Äpfel reifen an den Bäumen weiter. Die Gefahr ist überstanden. Erst jetzt, wenn die Natur wieder zur Ruhe gekommen und Harmonie eingekehrt ist, erwacht der kleine Bub, der bezeichnenderweise Friederli heißt, und schaut munter und mit Gefallen in die Landschaft hinaus. Der letzte Vers des Gedichts kehrt zum normalen Tageslauf zurück, indem ein älteres Geschwister aufgefodert wird, dem Kleinkind seinen Brei anzurichten.

Jetzt sind wir wohl vorbereitet, das Mundartgedicht in seiner dichterischen Größe auf uns einwirken zu lassen:

#### *Das Gewitter*

*Der Vogel schwankt so tief und still,  
er weiß nit, woner ane will.*

*Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,  
und in de Lüfte hangt e Meer  
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt  
am Blauen, und wie's widerhallt.*

*In große Wirble fliegt der Staub  
zum Himmel uf, mit Halm und Laub,  
und lueg mer dört sel Wülkli a!*

*I ha ke große G'falle dra,  
lueg, wiener's usenander rupft,  
wie üser eis, wenn's Wulle zupft.*

*Se helfis Gott, und bhüetis Gott!  
Wie zuckt's dur's G'wülch so füürig rot  
und 's chracht und 's tost, es isch e Gruus,  
aß d'Fenster zitteren und 's Hus,  
Lueg's Buebli in der Waglen a!  
Es schloft, und nimmt si nüt drum a.*

Sie lüte z'Schlienge druf und druf,  
je, und 's hört ebe doch nit uf.  
Sel bruucht me gar, wenn's dundere soll  
und 's lüetet eim no d'Ohre voll. —  
O, helfis Gott! — es isch e Schlag!  
Dört, siehst im Baum am Gartebag?

Lueg, 's Büebl schloft no alliwil  
und us dem Dundre macht's nit vil.  
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,  
er wird jo d'Auge binem ha.“  
Es schnüfelet, es dreht si hott  
ufs ander Öhrli. Gunn der's Gott!

O, siehst die helle Streife dört?  
O los! besch nit das Raßle g'hört?  
Es chunnt. Gott wellis gnädig si!  
Göhnt weidli, hänket d'Läden i!  
's isch wieder akurat wie fern.  
Guet Nacht, du schöni Weizenern.

Es schetteret uffem Chilchedach;  
und vorem Hus, wie gäuscht's im Bach  
und 's löst nit no — daß Gott erbarm.  
Jez simmer wieder alli arm. —  
Zwor hemmer au scho gmeint, 's seig so,  
und doch isch 's wieder besser cho.

Lueg 's Büebl schloft no allerwil  
und us dem Hagle macht's nit viel!  
Es denkt: „Vom Briegge löst's nit no,  
er wird mi Teil schon übrig lo.“  
He jo, 's het au, so lang i's ha,  
zue rechter Zit si Sächli gha.

O gebis Gott e Chindersinn!  
's isch große Trost und Sege drinn.  
Sie schlofe wobl und traue Gott,  
wenn's Spieß und Nägel regne wott,  
und er macht au si Sprüchli wobl  
mit sinen Englen in der G'fobr. —

Wo isch das Wetter ane cho?  
D'Sunn stobt am heitre Himmel do.  
's isch schier gar z'spot, doch grüezi di Gott!  
„He“, seit sie, „nei, 's isch no nit z'spot;  
es stobt no menge Halm im Bah'  
und menge Baum, und Öpfel dra.“

Potz tausig, 's Chind isch au verwacht.  
Lueg, was es für e Schnüüfeli macht!  
Es lächlet, es weiß nüt dervo.  
Siehst, Friederli, wie's ussieht do? —  
Der Schelm het no si G'falle dra.  
Gang richt em eis si Pöppli a! —

„Das Gewitter“ steht stellvertretend für die Haltung des Menschen in der Gefahr. Er ist ihr ausgeliefert. Die Angst der Kreatur erfaßt ihn ebenso wie den Vogel. In der Angst erfährt der Mensch, daß es Stärkeres gibt, ein übermächtiges Numinoses, dessen Gewalt er nichts entgegensetzen vermag. Nur das kindliche Gemüt, das noch in seinem ursprünglichen Zustand der Geborgenheit lebt, kennt die Angst nicht. Und der Erwachsene, der durch Erfahrung von seiner Kleinheit und von der Übermacht der Elemente weiß, kann seine Angst überwinden, indem er sich das Vertrauen des Kindes zum Vorbild nimmt und im rechten Glauben an den notwendigen und sinnvollen Gang des Ganzen sich bewußt diesem einordnet.

Hebels Gedichte gehen vom einfachen, praktischen Alltagsleben aus, das in Ruhe der Arbeit, der Familie und der menschlichen Gemeinschaft gewidmet ist. Aber sie bleiben nicht auf die Idylle beschränkt. Menschliches Fehlgeleitetein, Schicksalsschläge, Gefahren bedrohen den Menschen von außen; Angst und Sorge bedrohen ihn von innen. All das läßt ihn bisweilen seine Ohnmacht empfinden. Im Gewitter erahnt er den Weltuntergang, wie er in der eindrucklichen Vision des Gedichts „Die Vergänglichkeit“ Wort geworden ist. Aber im Übermächtigen wird er auch an das Höhere gemahnt. Diesem Höheren hat er sich zu unterwerfen. Er hat sich einzuordnen in den Gang des Lebens, das ein Gang in der Vergänglichkeit ist. Er hat sich nach Hebel des Lebens zu erfreuen, und er hat sich seiner arbeitend als würdig zu erweisen; er hat ja zu sagen zu der höheren Ordnung, in die er gestellt ist.



# Badische Geschichte versinkt ins Wesenlose

Ein kritischer Gang über den alten Karlsruher Friedhof

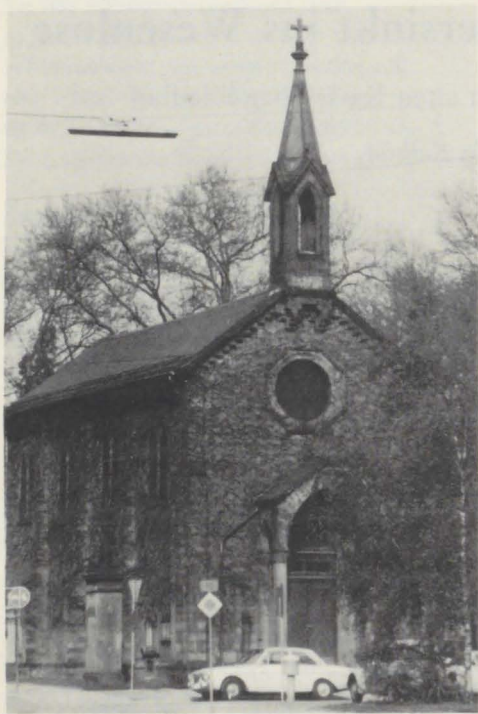
*Ludwig Vögely, Karlsruhe*

Es gibt wohl kaum ein Dorf oder gar eine Stadt, bei denen sich der heutige Friedhof am gleichen Platz befindet wie vor Zeiten der Gottesacker. Das Wachstum der Gemeinden und das Ansteigen der Einwohnerzahlen machten Umlagungen notwendig. Dies ist ein sich wiederholender Vorgang, die Toten müssen den Lebenden weichen. So hat auch der Hauptfriedhof der Stadt Karlsruhe Vorgänger.

Karlsruhe besaß bald nach der Gründung drei Friedhöfe, denn bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Verstorbenen getrennt nach Konfessionen beigesetzt. Bereits 1718 bestand ein Friedhof für die Lutheraner und die wenigen Katholiken hinter der Concordienkirche, die in ihrem Grundriß einem vierblättrigen Kleeblatt glich. Man kann also sagen, daß die Toten der Gründerzeit im Herzen der Stadt, auf dem heutigen Marktplatz, ihre letzte Ruhestätte fanden. Der Friedhof für die Reformierten befand sich hinter der Kleinen Kirche, die von Wilhelm Jeremias Müller in den Jahren 1773—1776 geschaffen wurde. (11/15) Daß auch die Juden einen Friedhof für sich hatten, ist selbstverständlich. Die erste Stadterweiterung, welche den Ausbau der Schloßstraße, der Via triumphalis, und damit die Gestaltung eines repräsentativen Marktplatzes anstrebte, wurde nach den Plänen Weinbrenners vollzogen. Diese Schloßstraße, heute Karl-Friedrich-Straße, war die bedeutendste Schöpfung Weinbrenners. Die Straße bildete die Haupt- und Mittelachse der Stadt. Für sie war von Anfang an die Anlage von Monumentalgebäuden vorgesehen, sie bildete außerdem den Marktplatz und den Haupt-

zugang zum Schloß. (19/88) Das bedeutete, daß die beiden Friedhöfe aufgegeben werden mußten. Die Concordienkirche, unter deren Altar am 19. Mai 1738 der Gründer der Stadt, Markgraf Karl Wilhelm, beigesetzt worden war, wurde 1807 abgebrochen. Die Gruft des Stadtgründers wurde notdürftig mit einer hölzernen Pyramide abgedeckt, bis dann 1825 die steinerne fertig war. Der neue Friedhof wurde auf dem sog. Lohfeld am Süden der Waldhornstraße angelegt und 1780 seiner Bestimmung übergeben. Er ist der heutige „Alte Friedhof“, über den der Aufsatz handelt. Der Friedhof diente Lutheranern, Reformierten und Katholiken zur gemeinsamen Ruhestätte. 1818 mußte er erweitert werden und zerfiel so in einen neueren und einen älteren Teil. Nach vier Jahrzehnten erwies sich der Friedhof auch wieder als zu klein. Der neue Friedhof, der jetzige Hauptfriedhof, wurde im Rintheimer Feld angelegt. 1874 fand dort die erste Beerdigung statt.

Im „Statistischen Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen“ heißt es vom alten Friedhof, und nur von ihm ist weiterhin die Rede: „Der Karlsruher Gottesacker ist zwar in Hinsicht der Pracht kein Campo Santo von Pisa, trennt aber auch nicht, wie dieses, den Adel von den Bürgern. Er entspricht durch seine Lage, Erdart und die Einfassung mit einer kleinen auf zwey Seiten mit Bäumen besetzten Mauer den Forderungen der medizinischen Polizey. Ein reiner einfacher Geschmack spricht sich bey den meisten Denkmalen auf den Gräbern aus, deren verschiedene mit Trauerweiden begränzt sind. Unter die vorzüglichsten Mo-



Die Kapelle des alten Friedhofes

Foto: J. Vögely

numente gehören das Ihrer Erlaucht, der Frau Reichsgräfin von Hochberg Ihrer Mutter, der FreyFrau von Geyer, geb. Gräfin von Sponeck, errichtete. Es stellt den Genius des Schlafs vor, in einem sitzenden Jüngling von 12—13 Jahren mit umgekehrter Fackel. Die Arbeit ist von Hrn. Hofbildhauer Kaiser gefertigt, der die Attitüde besonders schön gewählt, und das Fleisch nach seinen bekannten anatomischen Kenntnissen weich und meisterhaft ausgeführt hat. Wer wird sodann nicht gerne bey dem Denkmal weilen, welches Erbprinz Karl Ludwig dem Major und Stallmeister von Graben wegen seltener und erprobter Treue, und welches Böckmann seine dankbaren Schüler errichten ließen? Wer wird die Ruhestätte eines Staatsrathes Brauer und anderer um den Staat verdien-

Männer übersehen?“ (17/73) Dies galt für das Jahr 1815, als der Friedhof 35 Jahre alt war. Über ein Jahrhundert später erfolgte eine interessante Bestandsaufnahme durch Prof. Karl Widmer. (22/296—302)

Prof. Widmer stellte fest, daß sich von den Bauten der älteren Zeit des Friedhofes nichts erhalten hat. Was von solchen noch da war oder ist, stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Obwohl also vom Gesamtbild des Friedhofes nicht mehr viel übrig ist, ist er doch außerordentlich interessant. Seine Fragmente enthalten noch die eigentlichen Kernstücke des Gottesackers, darunter auch noch manches Stück guter alter Friedhofskunst. Was sie vor allem wertvoll macht, das ist ihre historische Bedeutung, „die Erinnerung an so viele klangvolle Namen und schicksalsschwere Ereignisse, die sich daran geknüpft“. (22/296) Da tauchen Karlsruhe und badische Geschichte aus der Vergangenheit auf. Ist sie auf dem alten Friedhof heute noch dokumentiert und ablesbar durch Namen und Grabmale? Seit Widmer seinen Aufsatz geschrieben hat sind bald 50 Jahre vergangen, wieder ein halbes Jahrhundert, so daß im Vergleich zu ihm leicht festzustellen ist, was sich inzwischen geändert hat und was der Friedhof heute noch darstellt.

Am ehemaligen Haupteingang des Friedhofes neben der Kapellenstraße steht die denkmalgeschützte *Friedhofskapelle*. Sie wurde von Friedrich Eisenlohr im Jahre 1842 im Stile der „Eisenlohrschen Neugotik“ erbaut. (Joh. Friedrich Eisenlohr, 1805—1854, war der „Hausarchitekt“ der bad. Staatsbahnen; er schuf auch 1840—42 den besser bekannten ersten Karlsruher Bahnhof an der Kriegsstraße, der nun auch schon vor vielen Jahren der Umgestaltung der Stadt weichen mußte.) Die Kapelle ist ein einfacher Bau, der noch gut erhalten ist und der luth. Gemeinde als Gotteshaus dient. Zwei schöne und auf hohen Pfeilern stehende Engel flankieren die Eingangsseite. Leider sind sie stark verschmutzt und gleichen Engeln aus dem schwarzen Erdteil. Was den hohen Reiz des



kleinen Gotteshauses ausmacht, sind die in die Außenwände eingelassenen alten Grabsteine. Wir finden hier die *Angehörigen Joseph Viktor v. Scheffels*: Eltern, Bruder und Schwester. Die Inschriften: „Philipp Jakob Scheffel, Großherzogl. Bad. Major und Oberbaurat, geb. 29. 6. 1789 in Gengenbach, gest. 16. 1. 1869 in Karlsruhe.“ Darunter „Karl Scheffel, geb. 23. 4. 1827, gest. 10. 10. 1879.“ Nebenan die Schwester: „Maria Scheffel, geb. 27. 6. 1829, gest. 19. 2. 1857. Selig, die reinen Herzens sind, sie werden Gott anschauen. Bergpredigt. Bei Gott ist Wiederfinden.“ An der Seite der Tochter die Grabplatte für die Mutter: „Frau Josephine Scheffel-Krederer, geb. 22. 10. 1805, gest. 5. 2. 1865. Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.“ Diese Grabmale sind noch einigermaßen in Ordnung, wenn auch die von Vater und Sohn etwas beschädigt sind. Auffallend auch der Epitaph der Grafen von Broussel-Amboville, die 1789 als Emigrantenkinder aus ihrer Heimat Bar-le-Duc nach Karlsruhe gekommen und im bad. Hofdienst gestorben sind. (22/296) Der wunderschöne Wappenschmuck ist gut erhalten, die Schrift kaum noch zu lesen. Die eingelassenen Tafeln an der Rückseite der Kapelle verfallen.

Hinter der Apsis der Kapelle befand sich ein ganz bemerkenswertes, interessantes Grab, leider muß man sagen, befand sich dort. Es war die Grabstätte *Heinrich Jung-Stillings* und seiner Frau. Dazu ist es erlaubt, etwas weiter auszuholen. Als Goethe 1815 Karlsruhe besuchte, lebte hier noch ein Zeuge längst vergangener Straßburger Zeiten, der Jugendfreund Heinrich Jung, gen. Stilling. Dieser hatte ein bewegtes Leben hinter sich, als er nach Karlsruhe kam. Er war ursprünglich Dorfschneider, später Lehrer, um dann eine erstaunliche Karriere zu machen. Er studierte als fast 30jähriger Medizin und wurde ein berühmter und wegen seiner Staroperationen viel gefragter Augenarzt. Seine Vielseitigkeit war bewundernswert, denn er wurde später auch Professor der Volkswirt-

schaftslehre an verschiedenen Universitäten. Ein Ruf des Kurfürsten Karl Theodor v. d. Pfalz holte ihn 1778 von seiner Elberfelder Arztpraxis weg an die Kameralsschule in Kaiserslautern und nach deren Verlegung 1884 nach Heidelberg. Als entschiedener Pietist schrieb Jung-Stilling neben seiner Autobiographie „Jung Stillings Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt“ (1778), die ihn weit bekannt machte, zahllose religiöse Romane und Erbauungsschriften. Zu seinen Bewunderern zählte Karl Friedrich, und schließlich holte der Fürst Jung-Stilling 1806 als Geheimen Hofrat nach Karlsruhe, „als seinen Seelsorger und Gewissensarzt“. Jung wohnte zunächst im Schloß, ab 1811 in einem bescheidenen Häuschen in der Waldstr. Nr. 10, immer ganz in der Nähe des Fürsten, des „Christenverehrerers auf dem Throne.“ (8/18)

*Grabmal der Mutter und Schwester Scheffels*

Foto: Jörg Vögely



Jung geriet durch seine religiöse Mystik immer mehr zu okkulten Vorstellungen, die ihren Niederschlag in dem Werk „Theorie der Geisterkunde“ fand. Er wurde zum Vorläufer des Spiritismus, glaubte das Ende der Welt 1816 gekommen, und viele, auch hochgestellte Persönlichkeiten gerieten durch den Geister- und Gespensterglauben unter seinen Einfluß. Deshalb war auch Goethe bei seinem Besuch 1815 so enttäuscht und schrieb: „Jung ist leider in seinem Glauben an die Vorsehung zur Mumie geworden.“ Zwei Jahre nach diesem Besuch starben Jung und seine Frau innerhalb von 11 Tagen und wurden hinter der Apsis der Friedhofskapelle beigesetzt. Ein fast zwei Meter hohes Grabkreuz mit zwei Schrifttafeln kennzeichneten die hervorgehobene Grabstätte. Wie schon gesagt, der Besucher findet das Grab nicht mehr. Das Kreuz samt den Platten, aus Pfinztal-Sandstein geschaffen, wurden von der Stadt weggeschenkt an das Jung-Stilling-Gymnasium in Hilchenbach im Naussaaischen, unweit des Geburtsortes Jungs gelegen, wo das Andenken des gelehrten Mannes noch gepflegt wird. Die Gebeine des Ehepaares wurden im Februar 1968 ausgegraben und auf dem Hauptfriedhof an guter Stelle beigesetzt. Man verwendete dort das Grabdenkmal eines Ehepaares ohne Nachkommen für sie. Dies alles geschah ohne vorherige Information der Bürger. Es hätte sicher Auswege gegeben, diese Gedenkstätte der an geschichtlichen Denkmalen armen Stadt Karlsruhe zu erhalten. Gewiß, der Sandstein war stark verwittert, die Lage beim „Dörfle“ schlecht und die Pflege deshalb schwierig, aber man hätte Grabkreuz und Schriftplatten beisammen und sie etwa in eine Mauer des Hauptfriedhofes einlassen können. Eine Unterbringung im Chor der Friedhofskapelle oder in der Gruftenhalle wäre ebenfalls denkbar gewesen. So ging eine Gedenkstätte, die auch die Erinnerung an Goethes Besuche in der alten Residenzstadt wachgehalten hätte, unwiederbringlich verloren. (6)

Nahe der Kapelle am Eingangsweg steht an

der linken Seite ein großes Ehrenmal. Es trägt die Inschrift: „Dem Andenken der hier auf dem Friedhof ruhenden, im Krieg der Jahre 1870 und 1871 gefallenen Deutschen. Die Stadt Karlsruhe.“ Hier ruhten die Söhne aller deutschen Stämme nebeneinander, Preußen, Bayern, Hessen, Oldenburger... die Inschriften beweisen es. Leider ist eine Seite des Denkmals stark beschädigt und verwittert.

Am Ende der ehemaligen Hauptallee des alten Friedhofes steht ein durch Form und Größe stark auffallendes Grabdenkmal, das dem Oberhofprediger *Johann Leonhard Walz* gewidmet ist und nach einer Zeichnung Weinbrenners errichtet wurde. (21/34) Der tempel- und baldachinartige Aufbau trug auf einem wuchtigen Steinsockel die gußeiserne Büste des Verewigten. Schon 1933 konnte Widmer feststellen, daß die Züge des Geistlichen fast unkenntlich geworden seien. Heute ist die Büste ganz verschwunden. Eine sehr stark beschädigte Büste wurde kürzlich zufällig in einer Rumpelkammer des Gartenbauamtes entdeckt. Man nimmt an, daß es die Büste von Walz ist. Zu beweisen wird dies wohl kaum noch sein. Die Inschrift des Grabmales lautet: „Johann Leonhard Walz, geb. 20. Sept. 1749, gest. 8. Dezember 1817. Hier als Prediger angestellt 32 Jahre. Hiob 4. Kapitel Vers 3—4: Siehe, du hast viele unterweist und lasse Hände gestärket. Deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet und die bebenden Kniee hast du befestiget.“ Die Inschrift ist noch lesbar, wenn sie auch über-schmiert ist. Selbst dieses wuchtige Grabmal ist beschädigt und beginnt zu verwittern.

Das Monument steht an einem hervorragenden Platz des alten Friedhofes und weist so auf das Ansehen des Hofpredigers hin. Walz wurde in Lörrach geboren, und er war damit ein Landsmann Hebels. Sein Vater war dort Stadtpfarrer, wurde später in Karlsruhe Stadtpfarrer und Oberhofprediger und starb 1792. Der Sohn Johann Leonhard wurde 1770 in Karlsruhe „in das daselbst errichtete Pfarrseminarium auf 1 Jahr als Hof- und

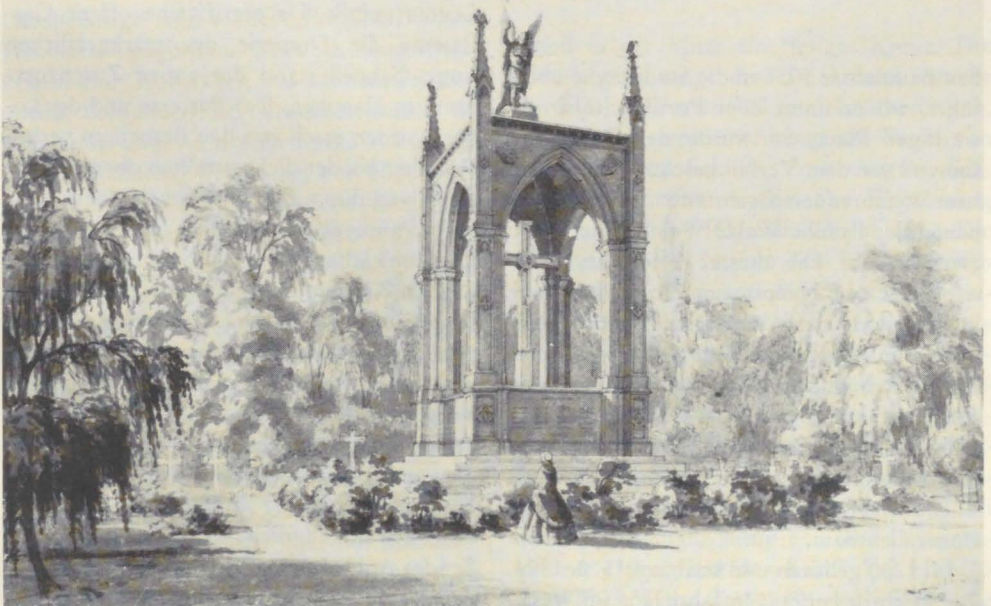


Stadtvikar vociret“. Dann aber setzte eine erfolgreiche Aufwärtsentwicklung ein: Diakon zu Pforzheim, 1781 Hofdiakon zu Rastatt, 1785 von Karl Friedrich nach Karlsruhe berufen, 1792 Kirchenrat mit Sitz und Stimme im Consistorium, Nachfolger des Vaters nach dessen Tod als Hofprediger, 1800 Oberhofprediger. Wodurch wurde diese erstaunliche Karriere möglich? Walz war ein Seelsorger ersten Ranges, ein Freund und Helfer der Notleidenden, die ihm unendlich viel Gutes zu verdanken hatten. Dann aber war er ein großartiger Prediger, ausgestattet mit einem mächtigen Organ. Er war ein schwungvoller, bilderreicher Redner von alttestamentarischer Wucht und Anschaulichkeit, der durch die Klarheit und Schönheit seiner Gedankenführung bestach. (Hebel schrieb 1804 an Gustave Fecht: „Jetzt will ich mich ankleiden und hören, wie der Herr Kirchenrat Walz das Hosianna der Töchter Jerusalems schön auslegen wird.“) 1813 kam eine Sammlung seiner Predigten bei C. F.

Müller heraus. Unvergessen ist auch seine hervorragende Redaktion des neuen badischen Gesangbuches, zu dem Walz selbst einige schöne Lieder beigesteuert hat, und das erstmals 1787 bei einem Gottesdienst in Durlach und Karlsruhe gebraucht wurde. Walz blieb ob „seiner imponierenden und zugleich menschenfreundlichen Persönlichkeit“ noch lange in der Erinnerung der Karlsruher Bevölkerung lebendig. (2/421–423) Vor dem Walz-Denkmal, welches von Christoph Arnold, Vetter und Schüler Weinbrenners, geschaffen wurde, befanden sich zwei völlig gleiche, im Stil der Empirezeit in Form antiker Sarkophage gebildete Grabstätten. Während in einem Sarkophag unbekannte Angehörige der Familie Walz ruhen — der Sarkophag ist am Verwittern, eine Inschrift nicht mehr lesbar —, trägt der andere eine für die Stadtgeschichte bedeutungsvolle, schlichte Inschrift: „*Friedrich Weinbrenner*, geboren 1766, gestorben 1826.“ Es ist Weinbrenners Grabstätte, d. h. sie war es. Man hat den gro-

Preußendenkmal in ursprünglichem Zustand

Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe





Theaterbrand-Denkmal

Foto: Jörg Vögely

ßen Baumeister 1958 in die Stadtkirche überführt, wo er unter dem Portikus ruht, ein würdiger Platz. So wurde der Sarkophag sinnvoll vor dem Verfall geschützt. Wie aber kam Weinbrenners Grabstätte unmittelbar zu denen der Familie Walz? Weinbrenner hatte zwei Töchter. Die älteste, Friederike, heiratete 1822 den Hauptmann Holtz. Julie, die jüngere, 1819 den Assessor und späteren Ministerialrat Walz, ein Neffe des Oberhofpredigers. So blieben die Familien auch im Tode nahe beieinander.

Bei der Gruppe von Gräbern um Walz fällt noch das einigermaßen gut erhaltene von Theodor, Frhr. von Goetz, Großherz. Bad. Generalleutnant auf. Er wurde am 3. 11. 1750 geboren und starb am 15. 3. 1824. Die Inschrift lautet: „45 Jahre lang im Wech-

sel der Zeiten ein treuer Gefährte seines Fürsten. Seinem Andenken in dankbaren Gefühlen gewidmet von Ludwig, Großherzog von Baden.“ Das Grabmal ist von Buben Händen verschmiert und steht schief und trostlos an seinem Platz.

Beim weiteren Gang über den Friedhof kommt der Besucher auch an das *Theaterbrand-Denkmal*. Das Hoftheater war von Weinbrenner entworfen und in den Jahren 1806—1808 erbaut worden. Das Haus wies ihn als einen der besten Theaterbaumeister seiner Zeit aus. „Im Jahre 1826 nahm der Architekt v. Schlick nach den Mustern von Pariser Theatern im Innern verschiedene Änderungen vor. Er ließ mehrere Ausgänge zumauern, die Türen derart anschlagen, daß sie nach innen gingen, füllte den Mittelgang des Stehsaales zur Gewinnung von Plätzen mit Sitzen aus, überpolsterte die Decke des Zuschauerraumes und versah die Ränge mit schweren Stoffbehängen. Diese ‚Verbesserungen‘ sollten für das Theater verhängnisvoll werden.“ (19/217) Am Sonntag, dem 28. Februar 1847, brach kurz vor Beginn der Zauberposse „Der artesische Brunnen“ Feuer aus. Die obere Galerie hatte sich bereits mit Leuten gefüllt. Da ergriff eine offene Gasflamme die Draperie der markgräflichen Loge. Schnell stand der ganze Zuschauer Raum in Flammen. Das Parterre und die Logen wurden rasch von den Besuchern verlassen, aber bei der dicht gefüllten oberen Galerie gelang dies nicht. Hier brach eine furchtbare Panik aus unter den jungen Leuten, Dienstmädchen, Gesellen, Schülern. 62 wurden im Tumult erdrückt oder erstickten in Rauch und Feuer. Die Karlsruher Zeitung vom 4. 3. 1847 berichtete u. a.: „Seit drei Tagen ist man unablässig damit beschäftigt, die Verunglückten aus den Trümmern auszugraben und auf den Friedhof zu bringen, wo ein gemeinschaftliches Grab sie aufnehmen wird. Fast alle Leichen sind verstümmelt und durchaus unkenntlich. Es ist ein herzzerreißender Anblick, die Überreste bald von Kindern, bald von erwachsenen Mädchen und



jungen Männern zu sehen, von denen manche im Augenblick, als der Tod sie ereilte, wechselseitig Schutz suchend, sich fest aneinander angeschlossen haben mögen.“ (1/183) Die Toten wurden auf Kosten der Stadt in einem gemeinsamen Grab beigesetzt. Das Denkmal zeigt auf einem Steinsockel einen von Xaver Reich modellierten Engel aus weißem Marmor, ein eindrucksvolles, schlichtes Denkmal. Die Vorderseite trägt die Inschrift: „Hier ruhen die gesammelten Überreste der bei dem Brand des Großherzogl. Hoftheaters am 28. Februar 1847 Verunglückten. Ps. 62.2. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“ Auf der Rückseite ist zu lesen: „Von Großherzog Leopold. Den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zum Trost.“ Das Denkmal befindet sich in einem guten Zustand.

Mit den Revolutionsjahren 1848/49 findet eine große Geschichtsepoche Badens ihren Niederschlag auf dem alten Friedhof, freilich in anderer Weise, wie man zunächst annehmen möchte. Es liegen hier keine Revolutionäre, hier wird ihrer gefallenen Gegner gedacht. Das auffallendste und monumentalste Denkmal des gesamten Friedhofes ist der tempelartige Aufbau des „Preußen-Denkmales.“ Das neugotische Bauwerk übertrifft an Form und Größe alles, was auf dem Friedhof noch vorhanden ist. Errichtet wurde das Mahnmal zum Andenken an die 113 preußischen Soldaten, welche bei der Niederwerfung des badischen Aufstandes 1849 gefallen sind. Es entstand in einer Zeit, wo das Land noch schwer unter der preußischen Besatzung seufzte, die vergangenen Kämpfe noch frisch in der Erinnerung waren, wo die politischen Gegensätze noch offen zutage lagen. Angeblich soll der Entwurf vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. selbst stammen. Vier Eckpfeiler tragen einen steinernen Baldachin, und ein Erzengel mit Speer über einem niedergeworfenen Drachen, Symbol des Sieges der Staatsgewalt über das aufständische Volk, schloß das Denkmal krönend ab. Im freien Raum zwischen den Eckpfeilern



Preußendenkmal heute

Foto: Jörg Vögely

stand in der Mitte ein riesiges Kreuz. Die Gesamtgestaltung des Denkmals wurde Prof. Jakob Friedrich Eisenlohr übertragen, während der speereschwingende Engel von dem Schadow-Schüler Prof. August Kiß, Berlin, geschaffen wurde. Die Einweihung des Denkmals erfolgte am 23. Juli 1852. Die Öffentlichkeit war von den Feierlichkeiten vollkommen ausgeschlossen, der Kriegszustand war ja offiziell noch nicht beendet, sie wurde lediglich um Quartiere für die Abordnungen der an der Bekämpfung des Aufstandes beteiligten Verbände gebeten. Ein Bataillon schirmte den „Kartätschenprinzen“ Wilhelm v. Peußen und den badischen Prinzregenten Friedrich ab. Den religiösen Teil der Feier übernahmen der preußische Divisionspfarrer Unger und der Karlsruher Hofdiakon Karl Wilh. Cnefelius; der militärische



Sigismund Freiherr von Reitzenstein

Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe

Part einschl. der Parade fiel der Karlsruher Garnison zu. Der Besucher des alten Friedhofes findet von dem Preußen-Denkmal nur noch einen Torso vor. Das riesige Kreuz und der Erzengel sind verschwunden. Der Engel soll wegen angeblicher Baufälligkeit aus Sicherheitsgründen abmontiert worden sein; wo er geblieben ist, konnte nicht festgestellt werden. Lesbar sind aber noch am Fries unter dem Baldachin die Worte: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Und dieses Wort gilt für alle, für die Freiheitskämpfer und für die Soldaten, welche diese bekämpfen mußten. (7)

Übrigens besitzt Karlsruhe noch ein zweites Preußendenkmal. Es steht in Durlach auf dem alten Friedhof in der Nähe des Basler Tores. Der Steinblock mit Kreuz trägt die Inschrift: „Das 2. Battl. (Iserlohn) Königl.-

Preuß. Landwehr-Rgt. seinen in den verschiedenen Gefechten in Baden im Jahre 1849 gefallenen Kameraden. Waghäusel 21. Juni, Durlach 25. Juni, Oberweier 29. Juni.“ Auch die Denkmale des Durlacher alten Friedhofes sind sehr gefährdet.

Die Revolution griff am Sonntag, 13. Mai 1849, nach Karlsruhe über. Es kam zu den bekannten Vorgängen in der Infanteriekaserne: Mißhandlung des Obersten Holtz, der Fenstersprung des Prinzen Friedrich, die Demolierung der Offizierswohnungen und schließlich der Zug der außer Rand und Band geratenen Soldaten zum Zeughaus, das von zwei Komp. der loyal gebliebenen Bürgerwehr beschützt wurde. Bei der Waldstraße trafen die Meuterer auf eine Abteilung Dragoner, die unter dem *Rittmeister Du Jarry von Laroche* auf dem Weg zum Schlosse waren, um dessen Schutz zu verstärken. Bei diesem Zusammenstoß kam es zu einem kurzen Gefecht, bei dem Laroche, ein Unteroffizier und ein Dragoner getötet wurden. Das Grabmal des Rittmeisters von Laroche befindet sich heute auf dem Hauptfriedhof beim Durchgang rechts neben der Kapelle. Es wurde dort wegen der besonders gut gelungenen Arbeit aufgestellt. Die Gräber der gefallenen Dragoner auf dem alten Friedhof existieren nicht mehr.

Überblickt man den *Campo Santo*, so kann man neben den geschilderten Grabmalen folgende Bilanz ziehen: Es stehen oder liegen durcheinander etwa ein gutes Dutzend Grabsteine, die verwittert sind und auf denen keine Inschrift mehr zu lesen ist. Einige wenige sind zu bestimmen, aber auch sie sind dem Verfall ausgesetzt. Dazu gehören die Grabmale des Generalmajors und Generaladjutanten des Großherzogs Karl August, Hermann von Francken, und das von Veronika Rohrer, „Hebels Vrenele“. (Siehe dazu L. Vögely „Johann Peter Hebels Vreneli“ in Bad. Heimat Heft 2/1980.) Hochinteressant ist die Inschrift auf einem anderen Grabstein: „Hier ruht die Asche des Russisch-Kaiserlichen Staatsrates Ritter Gustav



von Struve, Geschäftsträger am Großherzogl. Bad. Hof. Geboren zu Regensburg 26. Sept. 1763, gest. zu Karlsruhe am 6. Mai 1828. Er ruhe in Frieden, sein Andenken segnen die Seinen und ehren alle, die ihn kannten.“ Wir haben es hier mit dem Vater des berühmten Revolutionärs Gustav v. Struve zu tun, der seine Jugendzeit in Karlsruhe verbrachte und u. a. von J. P. Hebel unterrichtet wurde, eine wohl weniger bekannte Tatsache. Übrigens würde auch Hebel auf dem alten Friedhof beigesetzt worden sein, wenn er statt in Schwetzingen in Karlsruhe gestorben wäre. Wenden wir uns nun der ebenfalls denkmalsgeschützten *Gruftenhalle* zu. Sie bietet ein tristes Bild. Abgesehen davon, daß die unvermeidbaren Schmierereien sie verunzieren, ist sie schmutzig, angeschwärzt und bedarf im Innern dringend der Pflege. Die Halle wurde im Jahre 1841 von Karl Küentzle erbaut, und die darin aufgestellten Grabsteine Karlsruher Adelsfamilien (v. Beust, v. Roggenbach, v. Stetten-Butzenbach u. v. a.) und angesehener Bürgerfamilien waren vor Wind und Wetter geschützt. Später pflanzte man die Halle, die vor Schmierfinken und anderen pietätlosen Menschen nie sicher war und von Nachbarbesuchern besudelt wurde, zum Schutz mit Sträuchern zu. Diese Bepflanzung ist nur noch teilweise erhalten und ermöglicht es so, in die Halle hineinzublicken: kein schöner Anblick! Widmer nennt die Grabmäler der hervorragenden Staatsmänner Karl Friedrich Nebenius, Sigmund v. Reitzenstein und als einen der bekanntesten bürgerlichen Namen den 1867 verstorbenen Bankier Heinrich Vierordt, Vater des Karlsruher Dichters Heinrich Vierordt, „dessem Wohltätigkeits-sinn Karlsruhe das nach ihm benannte Vierordtsbad verdankt“.

„Die Monarchie der Zähringer war nicht das staaterhaltende Element in Baden. Eher könnte man die Beamenschaft dafür in Anspruch nehmen, Staatsmänner wie Reitzenstein oder Berstett, die ihn diplomatisch vertraten, Beamte wie Brauer, Reinhard, Wielandt, Nebenius, die ihm seine Organisa-

tionsform gegeben haben.“ (1/33) Der bedeutendste badische Politiker, dessen Grabmal in der Gruftenhalle steht, ist *Sigmund, Freiherr von Reitzenstein*. Er hat einen hervorragenden Anteil an den Ereignissen, welche das Großherzogtum Baden neu gestalten, und er beeinflusste den Gang der Geschichte unseres Landes am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts maßgeblich. Er war ein Mann, der seinem Fürstenhaus die größten Dienste leistete und den man immer dann einsetzte, wenn es um brisante und zukunfts-trächtige Entscheidungen ging.

Reitzenstein wurde am 3. 2. 1766 in Nemersdorf (Landkreis Bayreuth) geboren. 1788 trat er in den Dienst des Markgrafen Karl Friedrich als adeliger Hofrat im Hofratskollegium. 1790 wurde er Kammerherr und in der sehr schweren Zeit 1792 Landvogt der Herrschaft Rötteln in Lörrach. Es war die Zeit, wo die Kanonade von Valmy ein neues Zeitalter einleitete, das revolutionäre Frankreich sich aufmachte, Europa zu erobern und die Markgrafschaft einer Koalition mit Österreich und Preußen gegen Frankreich beitrug. In diesen Jahren begann die erfolgreiche staatsmännische Tätigkeit Reitzensteins. Er schloß mit dem französischen General Moreau, der die Markgrafschaft besetzt hielt, einen Waffenstillstand ab. Die Bevölkerung litt stark unter den Kriegslasten, der politische Einfluß des Nachbarn steigerte die Unzufriedenheit, so daß der Abschluß eines Separatfriedens geboten war. Weech (22/451–452) stellt dazu fest: „Für den Freiherrn von Reitzenstein, der seit Abschluß des Waffenstillstandes in Paris über den Frieden verhandelte, galt es, dabei möglichst günstige Bedingungen für Baden zu erwirken. Man hat später mit großem Aufwand sittlicher Entrüstung vom Standpunkte eines Nationalgefühles, wie es das 18. Jahrhundert überhaupt nicht kannte, diese Verhandlungen und ihre Ergebnisse aufs höchste verurteilt. Wenn man sich aber auf den Boden einer realpolitischen Auffassung der damaligen Zustände Europas und des deutschen Reiches stellt,

wird man geneigt sein müssen, bei einer etwa doch noch erfolgenden Verurteilung der badischen Politik von 1796 sehr erhebliche Milderungsgründe zu bewilligen. Ohne jeden Rückhalt an dem seinem Zerfall unaufhaltsam entgegengehenden Reiche, ohne Verbündete, dagegen von der Eifersucht und Ländergier benachbarter Reichsstände überzeugt, mußte sich Baden von der alles mit fortreißenden Strömung ebenfalls ergreifen lassen und versuchen, bei dem bevorstehenden Schiffbruch so viel als möglich für sich zu retten.“ So beendete Baden die Zusammenarbeit mit der Koalition, die Beziehungen der Markgrafschaft zum deutschen Reich waren damit praktisch aufgelöst, wenn auch Karl Friedrich zunächst die Unterschrift unter den ausgehandelten Vertrag verweigerte.

In den Jahren 1796—1803 war Reitzenstein bad. Gesandter in Paris, der diplomatisch wichtigsten Bühne der Zeit. Das Gerangel der Reichsdeputation um Ländergewinne nach der Mediatisierung und Säkularisation war kennzeichnend für den Zustand der Länder des deutschen Reiches nach dem Frieden von Lunéville (1801). Baden erzielte durch das Ansehen und das Geschick seiner Vertreter einen unverhältnismäßig hohen Zuwachs. Sicher hat das Bestreben Napoleons, mit Rußland ein gutes Verhältnis zu erreichen, mitgesprochen, denn die Enkelin Karl Friedrichs, Luise Maria Augusta war die Gattin des Zaren Alexander I. Der Zar leistete denn auch eine wesentliche Hilfe zur Erfüllung der Wünsche Badens. Die Gebiets-erweiterung seines Landes brachte Karl Friedrich am 18. 5. 1803 die Rangerhöhung zum Kurfürsten ein. Als Reitzenstein 1803 seinen Posten in Paris aus gesundheitlichen Gründen aufgab, bedauerte dies Napoleon sehr. Deshalb wurden die Dienste Reitzensteins wieder in Anspruch genommen, als Napoleon wünschte, eine Familienverbindung mit dem Hause Baden einzugehen. Reitzenstein befand sich seit Sommer 1805 wieder in Paris. Er erblickte in der Verbin-

dung des Erbprinzen Karl mit Stephanie Beauharnais (8. 4. 1806) ein Mittel zu einem weiteren umfassenden Gebietszuwachs. Um diesen Preis fanden sich 16 deutsche Fürsten bereit, dem von Napoleon initiierten Rheinbund beizutreten, darunter auch Baden mit allen Konsequenzen für die Zukunft. Karl Friedrich beherrschte schließlich ein Land mit 249 Quadratmeilen und 902 500 Einwohnern. Er nahm am 13. 8. 1806 den Titel eines Großherzogs von Baden an.

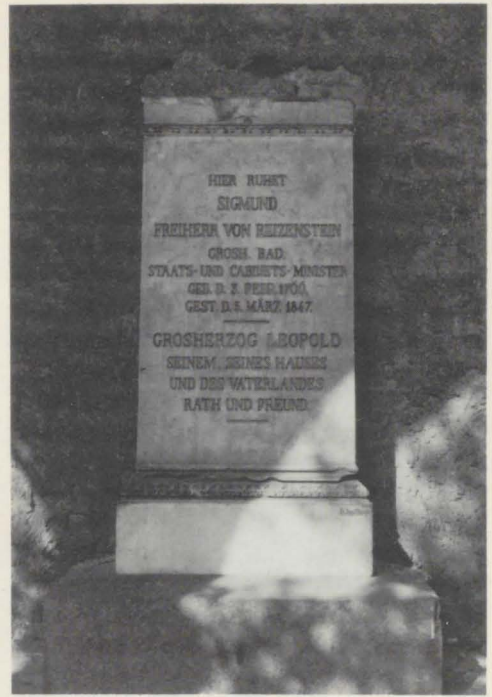
Es ist ganz selbstverständlich, daß Reitzenstein Ministerposten bekleidete und auch ganz wesentlich bei der Verwaltungsorganisation des Großherzogtums mitwirkte. Er war Minister in den Jahren 1809/10, 1813—1818, 1832—1842. Wie man sieht, waren dies entscheidende Jahre, besonders dann, wenn man die Verfassungsfrage in den Mittelpunkt stellt. Hierbei hat sich Reitzenstein als Berater des Großherzogs Karl große Verdienste erworben. Die freiheitliche Epoche, welche der Landtag 1831 eingeleitet hatte, beendete das Machtwort Metternichs. Die Regierung geriet in eine zwiespältige Lage und bot schließlich durch die Ernennung Reitzensteins zum Präsidenten des Staatsministeriums (1832) konservative Garantie. Hier setzt die Kritik fortschrittlicher Kräfte an Reitzenstein ein, denn dieser griff nicht im Sinne des Liberalismus in die Staatsmaschine ein. Er war kein liberaler Mann, sondern ein Mann alter Schule, der Verwicklungen mit dem Bundestag und den Nachbarstaaten vermeiden wollte und zu keinem Zugeständnis an die Kammern bereit war. Er wollte sie eher in ihren Kompetenzen beschneiden, strebte die Disziplinierung der Beamtenschaft an und war, um seine Haltung auf einen Nenner zu bringen, Anhänger der Politik Metternichs. Daß er 1835 bei der Ausarbeitung der Strafprozeßordnung gegen Geschworene und Öffentlichkeit der Verhandlungen war, zielt in die gleiche Richtung. Was aber wohl am schwerwiegendsten war, das war seine Mithilfe bei der Berufung Blittersdorffs in das Ministerium. Da Reit-



zenstein am 5. März 1847 starb, erlebte er nicht mehr die katastrophalen Folgen, welche in die Revolutionsjahre 1848/49 führten. (u. a. 2/179—181, vgl. auch 16/16—17, 27—28, 104—105, 108)

Das Grabmal des großen Mannes trägt die Inschrift: „Hier ruht Sigmund, Freiherr von Reitzenstein, Großherzogl. Bad. Staats- und Cabinets-Minister. Geb. 3. 2. 1766, gest. 5. 3. 1847. Großherzog Leopold Seinem, Seines Hauses und des Vaterlandes Rath und Freund.“ Die sich früher auf dem Grabstein und von Othmar Balbach modellierte Marmorbüste ziert den Stein heute nicht mehr. Sie ist aber erhalten und sichergestellt und harret der Wiederaufstellung in künftigen Zeiten!

Das Grabmal von *Carl Friedrich Nebenius* gilt dem Andenken eines der vielseitigsten und fähigsten Männer des jungen Großherzogtums. Nebenius wurde am 29. 9. 1784 in Rhodt bei Landau geboren, wo der Vater markgräflicher Amtmann war. 1792 sperrten die Franzosen, als sie das linke Rheinufer besetzten, den Vater in Speyer ein, während die Mutter mit den Kindern in Karlsruhe Unterschlupf fand. Carl Friedrich besuchte von 1793—1803 dort das Gymnasium und studierte dann an der Universität Tübingen Jura. Mit Vorliebe beschäftigte er sich auch mit Mathematik und naturwissenschaftlichen Problemen. 1815 eröffnete Nebenius eine Advokatur beim Hofgericht Rastatt. Hier machte er die Bekanntschaft mit Debry, dem einzigen französischen Gesandten, der den Rastatter Kongreß überlebte. Dieser galt als der beste Administrator Frankreichs und war Präfekt von Besançon. Er erlaubte Nebenius, bei ihm zu volontieren. Eineinhalb Jahre Aufenthalt in Besançon brachten diesem reiche Kenntnisse, die er durch Studien in Paris vertiefte. Als Nebenius 1810 sich wieder in Karlsruhe niederließ, wurde er sofort Rat bei der Kreisdirektion Durlach, um bald darauf in das Finanzministerium versetzt zu werden. Es galt, ein neues Steuersystem zu schaffen, da auf diesem Gebiet umfassende Reformen



Grabmal Sigismund von Reitzenstein Foto: J. Vögely

notwendig waren. Man mußte „neue Geschäftsformen für eine große Reihe von Territorien ausarbeiten und einführen, in welchen bisher die verschiedenartigsten Grundsätze geherrscht hatten, und dies geschah in einer Zeit, in welcher die durch die Napoleonischen Kriege und ihre Folgen der Staatskasse wie den Bewohnern auferlegte Last sich bis zur Unerträglichkeit steigerte.“ (Allgem. Biographien, 1866, Bd. 23, S. 351) 1816 erfreute sich das Land endlich einer festen Steuerordnung. Nebenius hatte an allen Gesetzen einen entscheidenden Anteil.

Nach dem Wiener Kongreß stand die Verfassungsfrage im Mittelpunkt des politischen Interesses der enttäuschten Bürger. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wenn das Vorgehen der weitsichtigen Männer (v. Reitzenstein, v. Berstett, Wielandt, Reinhard, Winter, Nebenius) aufgezeigt



Karl Friedrich Nebenius

Foto: Generallandesarchiv Karlsruhe

werden sollte, die es schließlich erreichten, daß Großherzog Karl die Verfassungsurkunde unterzeichnete. Seit 22. 8. 1818 hatte das Großherzogtum Baden seine Verfassung. Daß es so weit kam, war mit das größte Verdienst des Finanzrates Nebenius. Weech meint dazu (22/521): „Dieser ausgezeichnete Mann, der schon an den früher ausgearbeiteten Entwürfen hervorragenden Anteil gehabt hatte, machte sich, längst im Besitz aller nötigen Materialien, sofort an die Arbeit und konnte in kürzester Zeit einen Entwurf vorlegen, der mit geringen Abänderungen von dem Komitee angenommen, im Monat August in Griesbach, wo sich Großherzog Karl zur Kur aufhielt, diesem vorgelegt und von ihm am 22. 8. genehmigt wurde.“ Eine weitere große Aufgabe ließ nicht lange auf sich warten. Der Kampf um den Deutschen Zollverein begann. Nebenius schlug zur Rettung aus dem Notstand, dem

Handel und Industrie in Deutschland zu erliegen drohten, einen Zollverein von ganz Deutschland vor unter Ausschluß Österreichs, das durch Handelsverträge freundschaftlich verbunden werden konnte. Mit diesen Gedanken wurde Nebenius der geistige Urheber des späteren Deutschen Zollvereins. Indem er die Notwendigkeit der Zollgemeinschaft betonte, zeigte er auch die Möglichkeit und die Bedingungen der Ausführung. Der preußische Außenminister Eichhorn stellte 1833 fest, daß es dem Verfasser eine Genugtuung sein müsse, daß nun seine Ideen ins Leben getreten seien. Er sprach diese Worte bei der Vereinigung des preußisch-hessischen Zollvereins mit dem Zollbund Württemberg-Bayern und dem Beitritt Badens. Nebenius hatte nicht nur die Grundideen des Zollvereins erdacht, sondern auch den Beitritt Badens erwirkt.

Die Arbeitskraft dieses Mannes schien keine Grenzen zu kennen. Als er 1828 in das Innenministerium berufen wurde, führte er vorausschauend das neue Maß- u. Gewichtssystem ein (Meter, Kilogramm). 1831 wurde er Staatsrat und betreute die Universitäten und höheren Schulen mit dem ihm eigenen Erfolg. Auch an dem Volksschulgesetz von 1835 hatte Nebenius hohen Anteil. Schließlich muß noch die große Leistung erwähnt werden, die er für den Eisenbahnbau in Baden vollbracht hat. Als 1836 ein Konzessionsgesuch von privater Seite für einen Bahnbau durch die Rheinebene von Mannheim nach Basel vorlag, schlug er den Bau auf Staatskosten vor und erreichte es, daß die Kammern zwei Jahre später dem Projekt zustimmten.

Der Politiker Nebenius war nicht so erfolgreich wie der glänzende Jurist, Verwaltungs- und Wirtschaftsfachmann. Er wurde 1836 nach dem Tode Ludwig Winters Präsident des Innenministeriums und war ein Mann gemäßigt liberaler Denkweise, konstitutionell gesinnt. Die Gegnerschaft Blittersdorffs, gegen dessen Übergewicht und erbitterte Feindschaft er nicht die Robustheit hatte,



sich entsprechend zur Wehr zu setzen, veranlaßte Nebenius 1839 zum Rücktritt. Blittersdorff selbst scheiterte als sein Nachfolger 1842. Nebenius bildete daraufhin sein zweites Kabinett. Aber die politischen Zustände hatten sich geändert. Die Opposition von Welcker bis Hecker bekämpfte nicht mehr die hemmende Bundespolitik, sondern die eigene Regierung. Nebenius, in seinen Anschauungen weit überholt, übergab das Ministerium seinem Freunde Bekk. Nach Wiederherstellung der Ordnung, Nebenius bekämpfte 1848 den Radikalismus, wurde er 1849 in den Ruhestand versetzt. Sein rastloser Geist ging am 8. Juni 1857 zur ewigen Ruhe ein.

Vom Grabmal dieses hervorragenden Mannes ist nur noch der „Rahmen“ erhalten. Die Grabtafel mit Inschrift aus weißem Marmor wurde herausgebrochen und ist verschwunden. Zur Zeit ist aber eine Nachbildung in Arbeit, und es ist zu hoffen und zu erwarten, daß die neue Tafel doch bald wieder in das Grabmal eingefügt werden kann. Dies hat Nebenius wahrhaft verdient.

Schließlich sei noch des „Gesetzgebers Badens“ und des großen Organisators der badischen Staatsverwaltung *Johann Nikolaus Friedrich Brauer* gedacht. Er sollte das Triumvirat der „Staatsbaumeister“ vervollständigen. Leider aber besteht sein Grab nicht mehr, es ist aufgelöst und nicht mehr vorhanden.

Nach mehreren Verlegungen wurde das oben schon erwähnte Grabmal der *Maximiliane von Geyersberg* in der Gruftenhalle untergebracht. Die Gräfin Hochberg hat nach ihrer Vermählung mit Karl Friedrich dieses Denkmal ihrer Mutter und ihrem Bruder Karl Heinrich errichten lassen. Der auf dem würfelförmigen Steinsockel sitzende geflügelte nackte Genius, von Hofbildhauer Kaiser modelliert, war schon vor über 100 Jahren so verwittert, daß er erneuert werden mußte. Man hat dabei das Original durch einen Abguß aus Hartgips ersetzt, der natürlich bald zu zerbröckeln begann. Widmer

stellte schon fest: „Der Zerfall dieses künstlerisch wie historisch interessanten Grabmals ist also, wenn ihm nicht baldigst vorgebeugt wird, nur noch eine Frage der Zeit.“ Es war deshalb dringend notwendig, daß man das Grabmal, das seit Widmers Zeit weitere fünf Jahrzehnte der Verwitterung und dem Vandalismus preisgegeben war, in der Gruftenhalle gesichert hat.

Werfen wir noch einen Blick auf den 1818 eröffneten Teil des Friedhofes. In „Karlsruhe einst und jetzt“ (15/66—67) ist noch zu lesen: „Jenseits dieses Friedhofes und der Ostendstraße, früher Seufzerallee genannt, ist der erweiterte alte Friedhof aus der Zeit von 1870. Hier ruhen die in Karlsruhe in den Jahren 1870 und 71 an den Folgen der Verwundungen gestorbenen Soldaten und Offiziere. Ein großes Granitkreuz steht in der Mitte der Gräber, wo still vereint in langen Reihen Freund und Feind fern von der Heimat nebeneinanderliegen. Für die Erhaltung der Gräber wird Sorge getragen und somit den Kämpfern ein ehrendes Andenken gewahrt.“ Dieser Friedhof im Friedhof umfaßte 12 Reihen der in den Karlsruher Lazaretten gestorbenen deutschen und französischen Soldaten. Die Gräber wurden durch niedere, senkrecht in der Erde stehende Steine gekennzeichnet, und das ganze Feld war durch ein gußeisernes Gitter abgeschlossen. Heute sieht alles ganz anders aus. Der Friedhof liegt hinter dem Karlsruher Schülerhort und der Karlsruher Kinderkrippe und nebenan befindet sich der Spielplatz des Kindergartens. Daß „Sorge für die Erhaltung getragen wird“, davon ist nichts zu bemerken. Das große Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruhen gemeinsam deutsche und französische Soldaten des Krieges 1870—1871“ ist noch gut erhalten. Was noch an Grabsteinen vorhanden ist, steht der Mauer entlang. Viele dieser Soldaten sind an den Wunden gestorben, die sie bei Nuits erhalten haben. Manche dieser Steine, auch die ziviler Verstorbener, sind nicht mehr gut erhalten, gut noch das große Kreuz, das an den Geistl. Rat und Dekan

Valentin Gass erinnert. Schließen wir die Reihe der Grabmale mit einem großen Steinblock, dem das früher aufgesetzte Kreuz fehlt. Die Inschrift lautet: „À la mémoire des soldats français, décédés en 1870—71. R. i. P. Et nunc meliorem patriam appetunt; Heb. XI. Erigé par leurs compatriotes.“ Weder Stadt noch die französische Garnison wissen wohl von diesem Grabmal, das gereinigt werden sollte und am Totensonntag einen Strauß Blumen verdient hätte. Der Gang über den alten Friedhof kann damit beendet werden. Fassen wir die Meinungen über seinen Zustand zusammen und vergleichen wir mit heute:

1) 1933, Prof. Widmer: „Der alte Friedhof wurde allmählich zu einer historischen Erinnerungsstätte, zu einem Stück Alt-Karlsruhe, dessen Bedeutung mit dem Alter der Stadt von Jahr zu Jahr wächst. Leider hat man dies, als seinerzeit über sein Schicksal entschieden wurde, nicht in vollem Maße zu schätzen gewußt. Der alte Karlsruher Friedhof könnte sonst noch ein wertvolleres Denkmal von Karlsruhes Vergangenheit sein, als er es in seinem heutigen Zustand ist.“

2) 1959, BNN, Ka: „Der alte Friedhof, ein Stück Stadtgeschichte in steinernen Dokumenten, beginnt mehr und mehr seine Würde und elegische Stimmung einzubüßen; seine vom frühen 19. Jahrhundert geprägten Konturen, soweit überhaupt noch vorhanden, befinden sich in Auflösung. Das Nebeneinander von Gruften, Grablagen, Denkmälern und Ballspielplätzen . . . kann, wie es scheint, auf die Dauer nicht bestehen bleiben.“

3) 1968, BNN, Gertrud Waldecker: „Die Klage über den unwürdigen Zustand von Gräbern im alten Friedhof ist alt. Der genius loci des alten Friedhofes scheint nicht mehr empfunden zu werden, *badische Geschichte versinkt ins Wesenlose*.“

4) 1977, BNN, H. L. Zollner: „Auch das Land Baden lebt nur in der Erinnerung fort, und was aus der stolzen Vergangenheit seiner Residenz wurde, beweisen die traurigen

Überreste des alten Friedhofes, die umgeworfenen Grabsteine, die vom Vandalismus geschändete Gruftenhalle und der alles verhüllende und bergende grüne Rasen.“

5) *Der heutige Zustand* beweist, daß dem oben Zitierten nur hinzuzufügen ist, daß natürlich der Verfall der Denkmale unaufhaltsam weitergeht. Gewiß, der alte, wunderbare Baumbestand ist noch vorhanden, und der alte Friedhof ist für die nahegelegene und umgestaltete „Altstadt“ ein Freizeitgebiet, das die Stadt als solches mit dem Charakter eines alten Friedhofes erhalten will. Besonders den Kindern gestattet das Areal mit seinen Spielplätzen viel Bewegung, und den Müttern bietet es schattige Sitzplätze. Aber gerade die Kinder und die vielen von den Spaziergängern mitgeführten Hunde gefährden neben den nächtlichen, pietätlosen Besuchern die ungeschützt herumstehenden Denkmale schwer. Wenn nicht bald etwas Vernünftiges geschieht, kann man sie ganz entfernen und so dem Besucher den traurigen Anblick ersparen. Es wäre sicher möglich, sie mit geringen Mitteln zu schützen, in Gruppen zu ordnen und mit erläuternden Schildern zu versehen. Zu einem so gestalteten Gang durch die Geschichte — nicht zuletzt der Jugend zuliebe — gehört selbstverständlich die hergerichtete Gruftenhalle. Beispiele schöner alter Friedhöfe gibt es landauf und landab, auch die alte Residenzstadt Karlsruhe sollte retten, was noch zu retten ist.

---

#### Literaturverzeichnis

1) Baden, Land, Staat, 1806—1871, Hrsg. Gener. Landesarchiv in Verbindung mit der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation, Karlsruhe 1980

2) Badische Biographien, Hrsg. Fr. v. Weech, 2. Tl., Heidelberg 1875 (Walz S. 421—423, v. Reitzenstein S. 179—181)

3) Badische Heimat, 15. Jahrg., Jahresheft 1928 „Karlsruhe“

4) Badische Heimat, Mein Heimatland, 45. Jahrg., Heft 1/2, 1965, „Fünfzig Jahre Karlsruhe“



- 5) Badische Neueste Nachrichten vom 20. 1. 1959; darin Ka Gruften, Gräber, Ballspielfläche
- 6) Badische Neueste Nachrichten vom 14. 5. 1968; darin G. Waldecker, Jung-Stillings Grabkreuz verschenkt
- 7) Badische Neueste Nachrichten vom 22. 7. 1977; darin H. L. Zollner, Der Kartätschenprinz kam zur Weihe des Preußen-Denkmal
- 8) Bentmann, Friedrich, Karlsruhe im Blickfeld der Literatur, Karlsruhe 1980
- 9) Fecht, K. G., Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe, Karlsruhe 1976 (Nachdruck von 1887)
- 10) Göricke, Joachim, Bauten in Karlsruhe. Ein Architekturführer, Karlsruhe 1980
- 11) Hotz, Joachim, Karlsruhe, Amorbach 1968
- 12) Jung-Stillings Leben, von ihm selbst erzählt, Konstanz 1960
- 13) Meininger, Herbert, Hubert Doerrschuck, 250 Jahre Karlsruhe, die Chronik zum Jubiläum der Stadt, Karlsruhe 1965
- 14) Oeftering, Wilhelm E., Geschichte der Literatur in Baden, II. Tl., Karlsruhe 1937
- 15) Sander, Edmund, Karlsruhe einst und jetzt in Wort und Bild, erstmals erschienen 1911, Karlsruhe 1978
- 16) Schmid, Hermann, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811, Überlingen am Bodensee, 1980
- 17) Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen (erstmal bei G. Braun 1815), Karlsruhe 1938
- 18) Stiefel, Karl, Baden 1648—1952. Bd I u. II, Karlsruhe 1978
- 19) Valdenaire, Arthur, Friedrich Weinbrenner, sein Leben und seine Bauten, 3. Aufl., Karlsruhe 1973
- 20) Vögely, Ludwig, Karl Friedrich Nebenius zum 100. Todestag, in „So weit der Turmberg grüßt“, Beiträge zur Kulturgeschichte, Heimatgeschichte und Volkskunde, 9. Jahrg., Nr. 6, Juni 1957
- 21) Wagner, Joh. Peter, XXII Ansichten mit dem Panorama und den Plan von Karlsruhe nebst einem erklärenden Texte, Karlsruhe 1965 (Nachdruck nach 1837)
- 22) Weech, Friedrich von, Badische Geschichte, Karlsruhe 1890, 1. Reprintauflage, Magstadt b. Stuttgart 1981
- 23) Widmer, Karl, Der alte Karlsruher Friedhof, in „Mein Heimatland“, 20. Jahrg., Heft 9/10, 1933 (S. 296—302)

## *Freiburg*

*Wo sich das Rheintal weit und fruchtbar buchtet,  
liegst, dunkler Amethyst, du eingefangen  
in Bergesarmen, tannenüberhangen,  
am Saum des Schwarzwalds, der im Osten wuchtet.*

*Kompakt und feingeschnitten und geschlossen,  
bist du ein Schrein jahrhundertealter Kunden  
von Kriegsnot, Fremdherrschaft und vom Gesunden  
durch Bürgerfleiß, von Saat und neuem Sprossen.*

*Du bist der Heimat Herz, der Heimat Blüte,  
Hauptstadt des Schwarzwaldes. Deines Münsters Geiser,  
der schlanke Turm, die federnd schwanke Mythe,*

*der Stürmerpfeil, der steile Wolkenschleißer,  
der gotisch sphärenüchtig aufgesprühete,  
ist unsrer Sehnsucht Feuerbrand und Weiser.*

*Max Barth*

(Mit freundlicher Genehmigung der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe, die den Nachlaß von Max Barth  
(geb. 1896 in Waldkirch, gest. 1970 in Waldkirch, aufbewahrt.)



# Die Russische Kirche in Baden-Baden

*Zoltan Magyar, Rastatt*

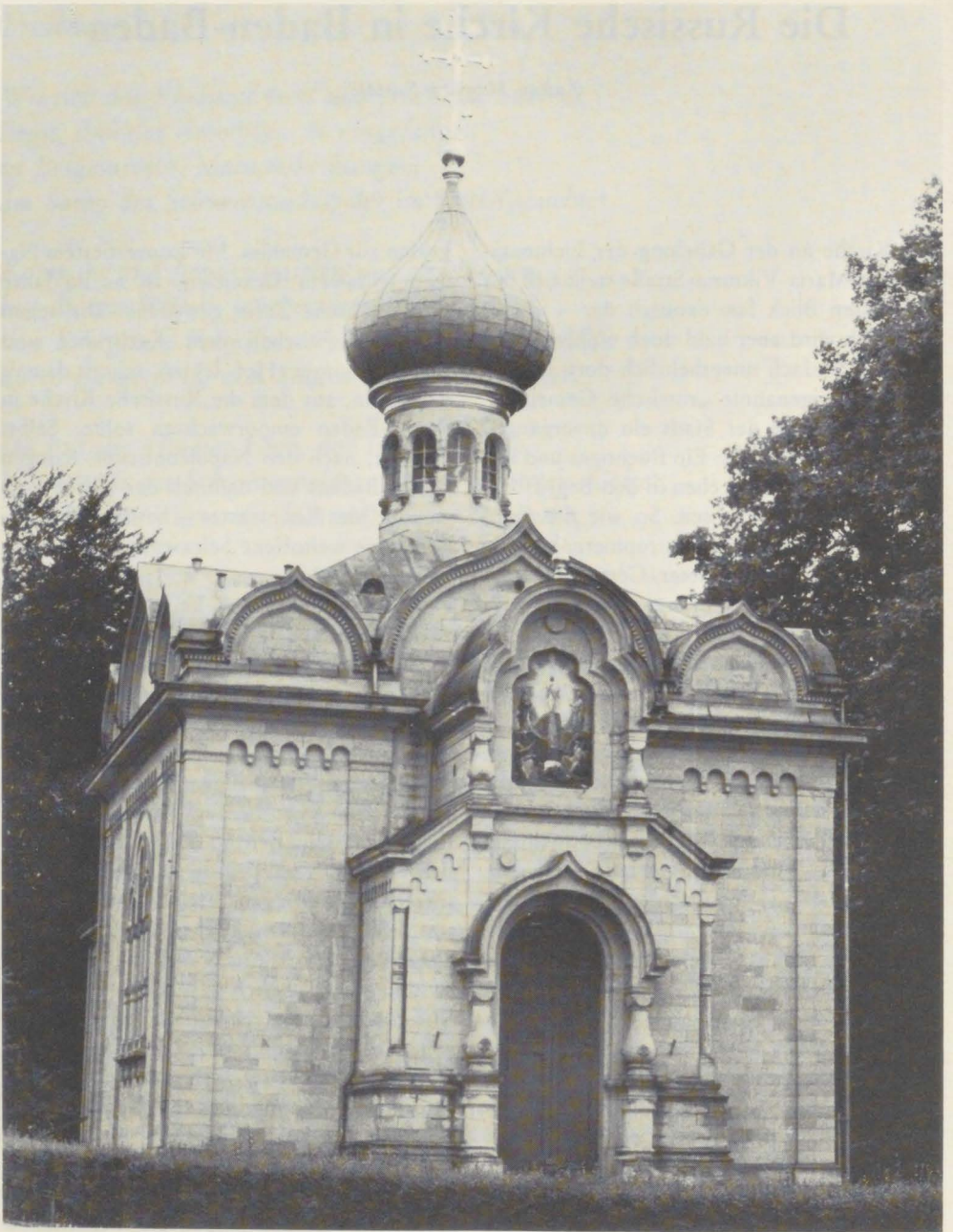
Die Kirche an der Gabelung der Lichtentaler- und Maria-Viktoria-Straße stellt sich auf den ersten Blick fast exotisch dar — dieser Eindruck wird aber bald doch wohlvertraut. Sie steht einfach unentbehrlich dort. So wie auch die sogenannte „russische Gemeinde“ der Atmosphäre der Stadt ein unvergängliches Fluidum verleiht: Ein flüchtiges und unbestimmtes Wesen — eben in den Begriff Baden-Baden eingewachsen. So wie die (man muß schon wieder apostrophieren) wohl „größten“ Vertreter dieser Gemeinde auch durch Erinnerungen drängen: Dostojewski und Turgenjew. Einer, verbissener Panslawist — von Leidenschaften bewältigt und durch Spielbesessenheit niedergeschmettert — verewigte im Roman „Der Spieler“ das Wahrzeichen Baden-Badens: das Kasino. Der andere, vielleicht nicht weniger leidenschaftlich selbstdeklarierte „Deutsche“, der Baden-Baden bereits als Heimat betrachtete, wußte diese russische Gemeinde auch komisch-kritisch zu beobachten — mit dem Niederschlag im Roman „Rauch“ beziehungsweise „Dunst“. Beide zusammen: Die unvergänglich anmutende Verkörperung einer zerrissenen Nostalgie — die aus dem Weihrauchnebel dieses russischen Gotteshauses noch heute fast greifbar hervortraucht.

Die Wurzeln der Baden-Badener russischen Gemeinde reichen in die vornapoleonische Zeit zurück, und zwar unmittelbar zur Person der Kaiserin Katharina, die im deutschen Lande Verbündete gegen Österreich suchte. Sie bürgte zunächst für die Vereinigung der beiden badischen Stammländer, und wählte dann dem vorgemerkten Thronfolger Alexander eine Enkelin des regierenden Mark-

grafen zur Gemahlin. Mit konvertiertem Namen Jelisaweta Alexejewna ist sie im Jahre 1801 russische Zarin geworden. Die regen Kontakte zwischen dem Karlsruher und St. Petersburger Hof legten schon damals den Keim, aus dem die Russische Kirche in Baden-Baden emporwachsen sollte. Selbst der Zar, nach den Napoleonischen Kriegen Retter Badens und dadurch der „beste Verwandte“ des Kleinstaates — besuchte wiederholt seine weltoffene Schwiegermutter Amelie in Karlsruhe.

Napoleon mußte mit Schmach aus Rußland zurückkehren, sein Feldzug hinterließ aber unauslöschliche und weit in die Zukunft greifende Spuren. Die visionäre Strategie von Kutusow, gegründet auf die aktive Mitwirkung des ganzen Volkes, erwirkte das Erwachen eines allgemeinen Selbstbewußtseins — aus dem Volk heraus. Andererseits, die Russen marschierten bis Paris und konnten sich von den Vorteilen der bürgerlichen Gesellschaft überzeugen. Viele junge Offiziere aus dem russischen Adel machten sich Gedanken über die profunden Widersprüche zwischen dem täglich gesehenen Elend der entrechteten Leibeigenen, und dem unnützen Leben der Aristokratie. Die kommenden Jahrzehnte wickelten sich nun im Zeichen von inneren Spannungen ab: die Bauern rebellierten fast ununterbrochen, die progressive Intelligentsia wurde im Dekabristenaufstand auch niedergeschlagen. Eine neue Bürgerschaft verschob jedoch die Verhältnisse mit Vorantreiben der Industrie und des Handels. Die Leibeigenschaft mußte im Jahre 1861 aufgehoben werden.

In dieser Zeit begannen sich zwei Weltanschauungen herauszuschälen: Die der wege-



Westansicht der Kirche



bahnenden „Westler“ und der konservativen „Slawophilen“. Die ersteren kritisierten die gesellschaftliche und kulturgeschichtliche Entwicklung Rußlands und forderten die Fortsetzung der westlichen Reformen Peters des Großen, wodurch sie immer deutlicher die bürgerlich-politischen Interessen vertraten. Ihre Gegner entwickelten eine eher ideologische Einstellung der aristokratischen Großgrundbesitzer, die sich auf das Bewußtsein der überlieferten bäuerlich-sozialen Strukturen vor Peter dem Großen zu stützen versuchten. Sie zogen einen scharfen Unterschied zwischen Rußland und Westeuropa, dem sie wegen der Erscheinung des Proletariats, Klassensegregation und Revolutionsergebnisse Dekadenz zusprachen. Ob idealisierter Einsatz für den unvermeidbar anrollenden Kapitalismus, oder sehnsüchtige Flucht in die Vergangenheit — jeder gebildete Russe mußte sich nun mit der westlichen Kultur intensiv auseinandersetzen. Die meisten reisten auch dorthin, um Tatsachen erfahren zu können.

Und Baden-Baden, auch „Vorstadt von Paris“ genannt, bot sich als idealen Ort des Stelldicheins an. Dank seines, wie von den Römern hergebrachten Südhimmels — wo die Blumen früher blühen als in Lugano — der kontrastvolle Ernst der gleich nebenan emporgewachsenen dunklen Fichtenwälder, der rauschenden Gießbäche, malerischen Ruinen, wechselvollen Ausblicke auf Wiesen und Kornebenen, und nicht zuletzt dank der Heilquellen — fand hier die aufstrebende, immer mehr differenzierte frühbürgerliche Sensibilität, den Weltschmerz, eine Erfüllung noch unbestimmter Sehnsüchte. Die Romantiker entdeckte Baden-Baden. Und Weinbrenner baute das Kurhaus, Parkanlagen wurden geschaffen, an den Hängen mehrten sich die Villen der Herrschaften, das Kasino entstand. Baden-Baden ist in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts bereits Sommerresidenz der führenden Schichten Europas geworden.

Die Russen blieben auch nicht aus — und kamen gleich mit hoch anspruchsvollem Glanz: Die Familie und das Gefolge des kaiserlichen Oberhofmeisters und Geheimen Rates, Fürsten Sergej Sergejewitsch Gagarin wartete zum Beispiel im Jahre 1824 gleich mit dreizehn Personen auf. Bei solchem Aufwand ist es selbstverständlich, daß gemietete „Unterkünfte“ manchen Ansprüchen kaum entsprechen konnten. So waren auch die Gagarins bald bedeutende Grundeigentümer in der Stadt und einstweilig (1847—1854) auch am „Winterhof“ bei Rotenfels gewesen. Alle diese Güter mußten aber verwaltet werden, und manche russischen Dienstleute wurden ganz seßhaft. Den Fürsten und Grafen folgten dann die kleinen Adeligen, Offiziere und auch Bürgerliche: vornehmlich Schriftsteller und die Studenten aus den umliegenden Universitäten. Die sich rasch vermehrende russische Gemeinde mußte aber auf ihre orthodoxe Glaubensausübung und Betreuung verzichten. Dazu wurde ihr nationaler Stolz auch dadurch berührt, daß den Altkatholiken, Rumänen und Anglikanern ältere und neuere Kirchen in der Stadt bereits zur Verfügung standen.

Es lag die Notwendigkeit der Gründung einer eigens russischen Kirche auf der Hand. Die erste Initiative ließ nicht lange auf sich warten: Der Ministerpräsident am Badener Großherzoglichen Hofe, N. A. Stolpin, und die Fürstin E. A. Trubezkoj geborene Beloserskoj-Belozerskoj leiteten im Jahre 1857 eine Spendenaktion zu diesem Zweck ein. In der Sommersaison des nächsten Jahres war das zeitweilige Gotteshaus, ausgestattet mit der aus Stuttgart herbeigeschafften Feldkirche, in der Lichtentaler Straße im „Maison de la poste aux lettres“ eröffnet, mit dem Priesterquartier im Hause des Zahnarztes Meier, gegenüber „Hôtel à la cour de Darmstadt“. Die Betreuung oblag der russischen Hofkapelle in Stuttgart. Doch, durch mangelnde Mittel und andere Schwierigkeiten, die mit dieser Entfernung verkoppelt gewe-



*Die Russische Kirche in Baden-Baden*

sen sind, konnten die Gottesdienste im Jahre 1859 nicht mehr veranstaltet werden. Das Vorhaben wurde aber nicht aufgegeben. Während der weiteren Betrachtungen der Ereignisse um die zu erbauende Russische Kirche, werden wir sehr fest auf die schon erwähnte Familie Gagarin stoßen. Deshalb erscheint es erforderlich, sie jetzt näher vorzustellen: Die fürstliche Familie, neben dem auch mit einer Gagarin vermählten Menschikow, gehörte zu den vornehmsten und ältesten Mitgliedern der russischen Gemeinde: Die im Jahre 1852 verwitwete Isabella, geborene Fürstin Welensky (1801—1886), ließ sich 1859 in der Steinstraße mit drei Töchtern dauerhaft nieder.

Die Familie führt ihren Ursprung auf Rurik, einen im 9. Jahrhundert in Nowgorod herrschenden Normannenfürher zurück, der als Gründer des Russischen Reiches gilt. Seine Herrscherlinie erlosch in Kiew erst um 1598, die Gagarins gehören jedoch der noch blühenden Nebenlinie an. Ihre Besitzung in Sen-

nizy, in der Nähe von Sapaïsk, zeichnete sich am Anfang des 18. Jahrhunderts durch besonderen Prunk aus. Sie galten als Favoriten Peters des Großen, mit hervorragenden Ämtern ausgestattet: Stadtkommandant von Moskau, beziehungsweise Obergouverneur von Sibirien. Der letztere, Mathias Petrowitsch, wurde doch geköpft wegen des Verdachts, daß er unabhängiger Herr von Sibirien werden wollte. Im 19. Jahrhundert zeichnete sich die Familie ebenfalls durch General Alexander Iwanowitsch im Krimkrieg aus; dann durch Pawel Pawlowitsch, Mitglied des Ausschusses für Aufhebung der Leibeigenschaft und später Vorsitzender des Ministerialrates; sowie durch den Jüngsten: Ingenieur und Wissenschaftler Andrej Grigorijewitsch (1855—1920), Direktor des Petersburger Polytechnischen Instituts. Die Familie gründete in Odessa eine Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die den Namen Gagarin auch nach dem Übergang in die Staatsverwaltung (noch um 1890) weiter trug.

Uns dürfte jedoch als besonders interessant der Diplomat Iwan Sergejewitsch Gagarin (1814—1882) erscheinen, der 1842 zum Katholizismus konvertierte. Als Jesuit bemühte er sich dann um den Anschluß der russisch-orthodoxen Kirche an den päpstlichen Stuhl. Das deutet auf manches hin. Die russische Kirche war durch Reformen Peters des Großen sozusagen gleichgeschaltet, das Volk begann sie aber bald als eine „bürokratische Religion“ zu betrachten und sich den abspaltenden Sekten, der Raskolniki zuzuwenden, die teilweise radikal antiklerikalisch waren, und den Zaren für einen Antichrist hielten. Und zwar aus gutem Grund, da er die Ernennungsmacht für den Oberprokurator, für die Mitglieder des Sinods und auch für die Bischöfe — gemäß Wünschen der Gouverneure — besaß. Gleichfalls stellte der Zar die Priesterschaft, gemäß den Wünschen von Lokalbehörden. Die Parochen sahen sich gezwungen „Berichte“ zu schreiben — und sackten zu Spitzeln des absoluten Machthabers herab. Die Kirche widersetzte sich der



Aufhebung der Leibeigenschaft und verfolgte die „Fortschrittlichen“ im Bereich der Wissenschaften und Schriftstellerei. Der Staat sorgte deshalb für die hervorragende Ausbildung der Priester, jedoch, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit einem unerwünschten Nebeneffekt: Allmählich bildete sich eine neue Schule von Denkern aus, die den Slawophilismus ebenfalls abzulehnen begann. Der Philosoph Vladimir Sergejewitsch Solowjow (1853–1900) griff bald die offizielle Kirche offen an, und unterschied sie scharf vom Volksglauben. Auch er betrachtete Rom wie eine „geheimnisvolle Ikone des Weltchristentums“. Im Windschatten solcher doch utopischen Ideen gelang es aber der Kirche, sich vom Erzkonservatismus stufenweise zu entfernen und die Unabhängigkeit anzustreben. Den eigenen Patriarchen bekam sie freilich erst nach dem revolutionären Umsturz.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts haben aber die befreiten Bauern, als Proletarier, ihr Elend auch in die Städte getragen. Im März 1881 wurde mit dem Bombenattentat das Urteil des „Volkswillens“ über den Zaren Alexander II. vollstreckt — erster Vorbote des bekannten Schicksals, wohin das Reich taumelte. Der einflußreiche Solowjow setzte sich noch für die Täter ein: Einer hieß Alexander Iljitsch Uljanow. Er war Lenins Bruder . . .

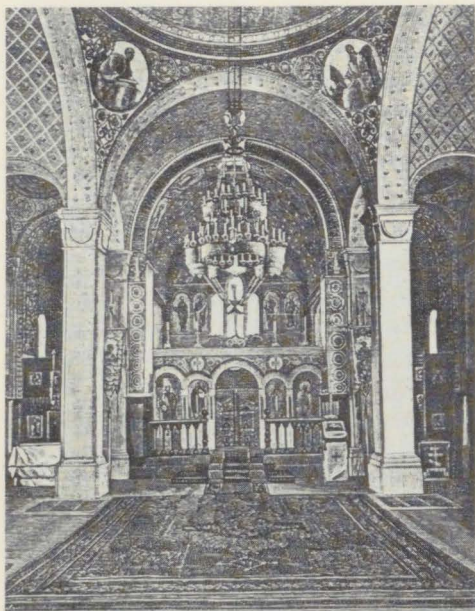
### Grundsteinlegung

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist mit noch zwei prominenten Eheschließungen eingeleitet worden, die zwischen Rußland und Baden die freundschaftlichen Beziehungen stärkten: Im Jahre 1857 heiratete der Bruder Alexanders II., Michael Nikolajewitsch, die Tochter des Großherzogs Leopold — die sich dann Olga Feodorowna nannte. Ihr Bruder wiederum, Prinz Wilhelm, ehelichte 1863 Maria Maximilianowna von Leuchtenberg-Romanow, die Schwester des bereits kaiserlichen Schwagers. Die Er-

scheinung der Maria Maximilianowna am Karlsruher Hofe machte die Einrichtung einer orthodoxen Hofkapelle erforderlich, wodurch auch die Verwaltung eines russischen Gotteshauses in Baden-Baden nunmehr reelle Möglichkeit geworden ist. Der allgemein aktive Bürgermeister Gaus setzte sich jetzt auch für die Idee ein. Die neue, intensive Spendenaktion wurde in der Villa Mühlens konzentriert, wobei sich unter besonders verdienstvollen Personen die Fürstin Gagarin hervorgetan hat. Bei der Einweihung des neuen Gotteshauses im Jahre 1865, in der Schillerstraße 5, war die Prinzessin Wilhelm ebenfalls anwesend. Der Priester hieß Bazarow, während zum Kirchenältesten und Hausverwalter der Baron Jakob Feodorowitsch Mühlens berufen wurde.

Die russische Gemeinde in Baden-Baden verfügte nun für die kommenden sechzehn Jahre über die ersehnte, aber doch noch bescheidene eigene Kirche. Die müßiggängerrischen Landsleute pflegten freilich auch vor dem bekannten Restaurant „Konversation“ sich zu treffen, oder hörten dem Orchester im Pavillon zu, das bald das Potpourri aus „Traviata“, bald einen Straußschen Walzer, oder die russische Romanze „Skashite ej“ spielte. In den Spielsälen drängten sie sich wiederum um die grünen Tische, besonders an der Seite jenes schon wohlbekannten halbdicken, geckenhaft gekleideten Gutsbesitzers aus dem Tambowschen Gouvernement. Ihre Stammtische waren aber im „Russischen Baum“, wo sie modisch und üppig gekleidet herankamen, um sich dort gegenseitig hoheitsvoll und chevaleresk zu begrüßen, wie es sich eben für auf dem Gipfel der Bildung stehende Wesen geziemt. Der besonders hochgebildete Turgenjew fand aber ihre Konversation doch reichlich albern.

Die provisorische Kirche dieser Herrschaften beanspruchte jedoch, schon von den ersten Jahren an, lästige Mengen an Unterhalts- und Reparaturkosten, nebst Mieten für die eigentlich unzulänglichen Räume in einem Privathaus. Was bald neue Überlegungen



*Inneres der Russischen Kirche in Baden-Baden*

einleitete: Man dachte allen Ernstes an einen Zusammenschluß mit der recht eindrucksvollen rumänisch-griechischen Kapelle auf dem Michaelsberg („Stourdza Kapelle“). Dies rief jedoch eine heftige Opposition hervor. Die Meinung zur getrennten Kirche überwog dann doch. Folglich wurde unter der Schirmherrschaft der Prinzessin Wilhelm nochmals die Spendenaktion für einen würdigen Bau eingeleitet, unter Verwaltung eines Sonderausschusses, dessen Vorsitzender der neue Priester Alexander Ismailow wurde. Da der Baron Mühlens bereits Baden-Baden verließ, sind Mitglieder des Ausschusses nun die Schwestern Baronesse Barbara Sergejewna Plessen geborene Fürstin Gagarin und die Fürstin Tatjana Sergejewna Gagarin geworden, sowie der Ingenieur im Ruhestand W. I. Potemkin. Über den letzteren schweigen sich die Chronik und die Nachschlagewerke leider aus. Da er bestimmt keinen bedeutenden Adelstitel führte, konnte er auch kein Angehöriger der berühmten aristokratischen Familie gleichen Namens sein. Er war wohl

auch kein Architekt mit Kunstausbildung gewesen: Nicht mehr, aber auch nicht weniger, als ein Fachingenieur, der in der Baukonstruktion und im -handwerk gewandt gewesen war, dessen Kenntnisse im nun anlaufenden Vorhaben und die unentgeltliche Tätigkeit als Vertreter des Bauherrn, an Ort und Stelle unentbehrlich waren.

Die Gemeinde von Baden-Baden zeigte sich zuvorkommend: Sie bot unaufgefordert an, die Aktion mit Grundstück und Holzmaterial zu unterstützen, unter der Bedingung, daß das Grundstück mit der Kirche Eigentum der Stadt bleibt. Tatjana Gagarin stellte dagegen ein Stück Boden aus ihrem Besitz in der Lichtentaler Straße zur Verfügung. Wegen der ungünstigen Lage, wo die Kirche in einer Reihe mit anderen Häusern ohne klassische Orientierung des Altars nach Osten stehen sollte, erfolgte doch die Entscheidung gemäß städtischem Vorschlag. Die Stifterin stellte dann den geschätzten Wert ihres Grundstücks als Geschenkbetrag zur Verfügung.

Als so der Vertrag mit der Stadt zustande kam, wurde die Ausarbeitung von Plänen eingeleitet. Der Entwurf geht wohl auf den Professor Iwan Wassiljewitsch Strom (1823—1887) zurück. Er ist Schüler der St. Petersburger Akademie gewesen, um 1848 weilte er in Rom und ab 1853 ist er Akademiker geworden. Seine Hauptwerke sind die Kadettenanstalt und die Evangelisch-Lutherische Kirche in Kiew, sowie das Theater in Shitomir. Für die Russische Kirche in Baden-Baden fertigte der angesehene Architekt mit großer Wahrscheinlichkeit die erforderlichen Vorentwürfe an. Für die ausführlichen Pläne, deren Ausarbeitung in Baden-Baden erfolgen sollte, wurden aus Rußland auch Photographien verschiedener Kirchen besorgt. Leider scheinen sie, so wie alle Skizzen, verschollen zu sein. So kann man heute das stilistische Konzept bloß von einem undatierten Plansatz und vom stehenden Objekt ablesen. Dafür wird vor allem ein



kurzer Einblick in die Stilgeschichte des russischen Kirchenbaus erforderlich:

Die ursprünglich heidnische Holzarchitektur behielt in Rußland eine hervorragende Tradition noch bis ins 19. Jahrhundert hinein. Erste Steinbauten wurden mit der Christianisierung, um die Jahrtausendwende, vornehmlich von byzantinischen Architekten in der bereits aufblühenden „Mutter der Städte“ — und bald Konkurrentin von Byzanz — Kiew, errichtet. Gepaart mit dem Teilfürstentum Tschernigow, die hier entstandene „Ukrainische Bauschule“ ist mit dem ins Rechteck eingeschriebenen kreuzförmigen Grundriß charakterisiert, dessen konstruktiv gegliederte Räume mit Kuppeln und Gewölben bedeckt wurden, die eine sehr bewegte Dachlandschaft bildeten. Einflüsse aus dem Abendland (Skandinavien), aber auch noch mehr aus Vorderasien, sind bei dieser Architektur ebenfalls wahrnehmbar: aus Persien sowie aus dem längst christlichen Grusien und Armenien.

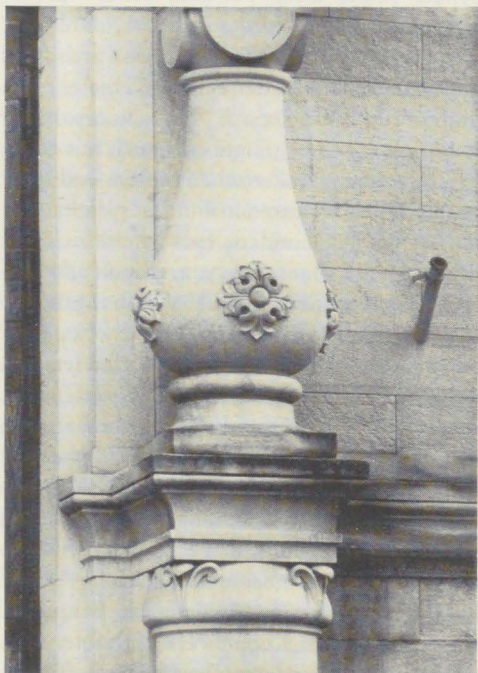
Die sogenannte Pskow-Nowgorodische Schule setzte diese Formen, etwas vereinfacht ganz nach Norden hinüber, dank der stark entwickelten Beziehungen zwischen Herrscherschichten der beiden Gebiete. Hier präferierte man jedoch eher kompaktere Bauformen und begnügte sich auch mit einer zentralen Kuppel. Zwischen diesem und dem ukrainischen Kulturzentrum, fast gleichzeitig im 11.—12. Jahrhundert, entwickelte sich die belorussische Bauschule um Smolensk-Polock, die besonders die Giebelwölbungen der Dächer mit neuen Details bereicherte, und begann auch vestibulartige Vorbauten zu verwenden. Durch Verlagerung des wirtschaftlichen Schwerpunktes von dieser Süd-Nordachse mehr nach Osten entstand dann im 12. Jahrhundert das eigentlich russische Kulturzentrum um Susdal und Wladimir, unter dem Einfluß der bisher entwickelten Bauformen, die jetzt aber eine betontere Vertikale erhielten, so in der ganzen Baumasse wie besonders im Kuppelwerk: Erhöhter Unterbau (Tambour) mit als Merkmal bereits

sehr ausgeprägten orientalischen „Zwiebelkuppeln“. Die Fassadenplastik ist reicher geworden und weist auch romanisch-armenische Motivkreuzungen auf.

Diese Entwicklung wurde im 13. Jahrhundert mit der Mongoleninvasion unterbrochen, von welcher nur das Moskowiter Fürstentum einigermaßen verschont blieb, durch seine elastische Politik, auch für die neuen morgenländischen Kultureinflüsse offenstehend. Später ist aber Moskau Brennpunkt des Widerstandes und des Befreiungskampfes geworden, um ab dem 14. Jahrhundert eine neue Blüte der russischen Baukunst bereitzustellen. Durch das erwachte Selbstbewußtsein integrierte sich jetzt in die monumentale Baukunst auch die nationale Holzarchitektur, mit dem charakteristisch steilen Zeldach statt der zentralen Kuppel und den in Stein übertragenen Elementen der Holzdekoration. Die überkommene Kuppelarchitektur wurde aber auch nicht vernachlässigt, und als einen neuen morgenländischen Beitrag bekam sie eine besonders prächtige Dachgestaltung, durch die zum Kuppeltambour stufenartig übereinandergereihten eselrückenartig hochgespitzten Arkaden, sogenannten „Kokoschniki“ (Hühnerhäuser). Der neuentwickelte Formschatz zeigte sich dann um 1555 in überschäumender Pracht an der wohlbekanntesten Kirche am heutigen Roten Platz in Moskau. Was danach in dieser Art noch gebaut wurde, steht wohl bloß an der absteigenden Seite der Entwicklungskurve: zahlreiche Kuppelchen, Dächlein und Arkaden, vom Konstruktionsgefüge gelöst und nur zum Prunk da, samt Renaissancezutaten — bis Peter der Große und seine italienischen Architekten mit barocker Cholerik nicht aufräumten. Ein Erwachen des „echten russischen Stils“ brachte erst der postnapoleonische Nationalismus herbei, dessen späterer Abklang auch die vor uns stehende russische Kirche in Baden-Baden ist.

Mit solch differenzierter und einem gebürtigen Westler kaum geläufiger Formenwelt mußte nun der Baden-Badener Architekt







Bernhard Belzer (1830—1907) fertig werden, als ihm die Erarbeitung der Ausführungspläne für die neue Kirche übertragen wurde. Gewiß hatte er, nebst zur Verfügung gestellten Vorlagen, zum Berater den Ingenieur Potemkin gehabt, doch, die Aufgabe konnte ohne gebildeten Kunstgeschmack, nur durch Fachwissen, nie so hervorragend bewältigt werden. Das Werk erscheint dementsprechend nicht nur, wie wir es heute nennen würden, als Frucht einer harmonischen Teamarbeit, sondern doch als mehr oder weniger verkannte Leistung dieses heimischen Architekten — der aber seine Fähigkeiten schon mit der bereits ein Dutzend Jahre früher im normannischen Stil erstellten Anglikanischen Kirche bewies. Der Sohn des in Baden-Baden ansässigen Bauunternehmers Johann Belzer war auch sonst Erbauer aller neuen Kirchen und zahlreicher anderer Werke in der Stadt gewesen und, nebst zweifachem Abgeordnetenmandat im Badischen Landtag, Obmann auch des Stadtverordnetenvorstandes. Er erhielt für seine Tätigkeit nicht nur Auszeichnungen seines Landes, sondern für den Bau dieser Kirche auch einen zaristischen Orden. Seine Erziehung am Polytechnikum in Karlsruhe und an der Kunstakademie in München gab ihm eine für seine Zeit hervorragend integrierte fachliche und künstlerische Bildung, die er dauernd zu vertiefen und beweisen mußte. Das um 1868 geerbte Bauunternehmen, ohne den Bruder Isidor zugefallenen Betrieb in Rastatt, verkaufte er im Jahre 1880 und gründete ein Architekturbüro. Gerade in der Zeit, als er an der Projektierung der Russischen Kirche betätigt werden sollte. Ein, noch provisorisch anmutender Satz seiner Pläne, die auch Abweichungen von der Ausführung vorweisen, trägt jedoch noch den Stempel des Bauunternehmens.

Am 12. August 1880 war es dann so weit: Die Feierlichkeiten für die Grundsteinlegung konnten veranstaltet werden, und zwar mit dem Segen des Metropoliten von Nowgorod und St. Petersburg, Isidor. Am Ende der Ze-

remonie wurde mit einem verzierten Hammer eigenhändig von Olga Feodorowna eine Kupferplatte auf dem Grundstein befestigt mit folgender Inschrift in russischer und französischer Sprache: „Dieser Stein ist gelegt worden durch Ihre Kaiserliche Hoheit Olga Feodorowna unter der Regierung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, in Gegenwart II KK. HH. der Großfürsten Georg und Alexander Mihailowitsch, des Großh. Stadtdirektors Frhrn. von Göler, des Oberbürgermeisters Gönner, des Erzpriesters Alexander Ismailow, des Architekten B. Belzer und des Kirchenausschusses: Fürstin Gagarin, Baronesse von Plessen und H. von Potemkin.“ Eine ähnliche Kupferplatte befestigte auch die Prinzessin Wilhelm, und unter beiden Platten wurden russische Münzen des Jahres und eine Stiftungsurkunde gelegt. Dann wurden die Grundsteine sofort vermauert und die Grabarbeiten der Fundamente in Angriff genommen.

Während der Bau zügig voranging, wurde abermals eine Spendenaktion für den Innenausbau vorgenommen. Diesmal bot sich selbst der Vicepräsident der Kunstakademie in St. Petersburg für die unentgeltlichen Dekorationsentwürfe an: Grigor Grigorijewitsch Gagarin (1810—1893). Der Malerfürst fand seine Ausbildung im Westen: Studierte in Rom, Siena und Paris, war jedoch unter starkem Einfluß des Landsmannes K. P. Brülow, der ihn in Zeichnung und Kolorit dauernd beeinflusste. Sein Interesse wandte sich dann der byzantinischen Kunst zu, bei einem mehrjährigen Aufenthalt in Konstantinopel, von wo er Studienreisen nach Griechenland und Kleinasien unternahm. Die Jahre 1849—56 verbrachte er im Kaukasus, wo sein wichtigstes künstlerisches Opus entstand: Landschaften, Szenen und Gestalten. Sein Ölbild „Zusammentreffen des Generals Kluck vor Klugenau mit dem Tscherkessenhäuptling Schamil 1849“ wurde von der Galerie Tretjakow erworben, während das Museum Alexanders III. in St. Petersburg für

seine Graphiken, Öl- und Aquarellbilder, Zeichnungen etc. eigens einen Saal widmete, wo die kaukasischen Arbeiten den weitaus größten Raum einnahmen. Die „Scènes de Caucasia“ und „Le Caucase pittoresque“ wurden auch in Paris wiederholt aufgelegt. Sein religiöser Zyklus interessiert uns vor allem: Und zwar in der Zionskirche zu Tiflis und in der Kapelle des Marienpalais zu St. Petersburg. Auf etwas aufdringliche Weise versuchte er hier die byzantinischen Stilelemente mit der frühitalienischen Malerei zu kombinieren. Ähnlich eklektizistisch erscheinen auch seine architektonischen Versuche: die Grabmal- und Kapellenbauten in Tiflis, Derbent, Jelissawetopol und Jekaterinodar. Nach seiner Berufung 1860 in die Kunstakademie wirkte er nunmehr eher als Kunsthistoriker und Volkskunsthistoriker. Er veröffentlichte Tafelwerke über Illuminationen in alten Kirchenbüchern, sowie über die byzantinische, grusinische und altrussische Ornamentik und Architekturdenkmäler. Die Gründung des Museums für die altchristliche Kunst in St. Petersburg geht ebenfalls auf ihn zurück.

Nach Fertigstellung der Kirche betragen die Gesamtkosten 50 000 Rubel, und überstiegen die Summe von gesamten Spenden um 7000 Mark. Die Prinzessin Wilhelm deckte dann diese Summe. Das Einweihungsfest zu Ehren der Verklärung Christi konnte am 28. Oktober 1882 stattfinden — persönlich vom Metropoliten Isidor vor einem entsprechend hochwürdigen Gläubigenchor zelebriert. Das großherzogliche Paar drückte sein Wohlwollen mit Geschenken für die neue Kirche und mit Empfang des Metropoliten aus.

### Die neue Kirche

Die Kirche wurde mit einem Grundrisschema erstellt, die für die Kirchen in Rußland traditionell ist: Kreuzkuppelkirche, mit dem ins Rechteck eingeschriebenen Kreuz, wo das Mittelschiff den Längsbalken des Kreuzes bildet, während ein Querschiff den

Querbalken andeutet. Der innen 10 × 10 Meter messende quadratische Grundriß umfaßt die vier zusätzlichen Eckräume um dieses Kreuzgebilde herum, mit vier Säulen, die den zentralen Raum in seinen Ecken flankieren, und durch ein System von Bogen die Konstruktion des Daches mit den hier verwendeten Scheinkuppeln stützen. An der Westseite befindet sich das angebaute Vestibulum mit dem Eingangsportal, während an der Ostseite der rechteckige Altarraum angeschlossen ist. Dieser ist mit einigen Nebenräumen flankiert: Ein kleiner Vorraum mit Sonderzugang für besondere Herrschaften, ein Abstellraum und ein Raum für den Priester. Der ganze Kirchenraum ist unterkellert, wo unter den Altar- und Priesterräumen eine Krypta mit Gruft ausgebildet sind.

Die Gestaltung der Fassade ist vielleicht ein ganz eigenartiges Dokument „westlicher“ Denkweise der Schöpfer dieser Kirche — was bestimmt nicht ausschließlich durch die einschlägigen Fachkenntnisse des in München geschulten Architekten entstand. In ihrer primären Plastik ist die Kirche zweifellos russisch: Die über die Dachtraufe ragenden und zwar eselsrückenartig gebildeten Giebelwölbungen betonen die typisch bewegte Dachlandschaft, und die hochragende ursprünglich goldschimmernde Zwiebelkuppel mit dem mächtigen russischen Kreuz sind als eindeutige Signalsender da. Doch der östliche Bauakt stellt mit seiner Basilikaform plötzlich einen Kontrast dar. Noch eindeutiger wirkt die sekundäre Plastik, die erst bei Annäherung des Betrachters seine Geltung erlangt: Sie weist echte romanische — also westliche Formen auf — was jedoch beim Hinweis auf die Susdal-Wladimirischen ursprünglichen Dekorationselemente doch nicht als eine Entfremdung wahrnehmbar ist. Ein Unterschied ist, daß hier die Plastikgestaltung fast reine romanische Formen sucht: besonders am konsequent verwendeten Arkadenfries, der auch die Giebelwölbungen durchschneidet, aber überwiegend auch an drei großen Fenstertriforien, sowie an der



Laterne des Kuppeltambours. Dem setzt nun der Architekt wieder rein russische Kontrapunkte in der Gestaltung der Eingangsportale entgegen: des Haupteingangs und des Krypteneingangs. Beide weisen, besonders mit ihren eigenartig geformten Säulen, auf den Formschatz der russischen Holzarchitektur hin: Wobei das kleine Kryptaportal konsequent bleibt, das große Hauptportal jedoch durch zwei romanische Eckpfeiler wieder mit dem Betrachter kokkettiert.

Die geschwungenen Formen des Aufbaus am Hauptportal dienen als Rahmen für ein buntes Mosaikbild, das die verspielt-prachtvolle Gesamterscheinung dieser doch kleinen Kirche architektonisch würdig akzentuiert. Die etwas kühl wirkende Darstellung der Verklärung Christi wurde vom Fürsten Gagarin in St. Petersburg entworfen und in Venedig ausgeführt, in der Emailmosaikanstalt von Antonio Salviati (1816—1890): Eigentlich war er ein Rechtsanwalt, ab 1859 jedoch Inhaber und Leiter der zu Weltruhm gelangten Werkstatt auf der Insel Murano. Salviati restaurierte die alten Mosaiken der Kirche San Marco, dekorierte unter anderem den Palast des Vizekönigs von Ägypten in Alexandria, die Alt-Kapelle in Windsor-Castle, die Mittelhalle des englischen Parlaments und die Kuppel von St. Paul in London, sowie die Kuppel des Münsters zu Aachen und den Unterbau der Siegessäule in Berlin.

Die Dekoration des Innenraumes ist, mit Vorlage der vom Fürsten Gagarin ausgearbeiteten und leider verschollenen Kartons, durch den Maler Joseph Schwarzmann (1806—1890) ausgeführt worden. Ursprünglich Tiroler Herkunft, studierte er an der Kunstakademie in München und stieg zum meistbeschäftigten Dekorationsmaler Ludwigs I. auf. Unter anderem dekorierte er die Ludwigskirche, die Bonifaziusbasilika, das Atrium der Staatsbibliothek, das Maximilianum, das Wittelsbacher Palais und die Pinakothek in München, ferner das Pompeianum bei Aschaffenburg, den Dom in Speyer und auch das königliche Schloß in Athen.

Seine Werke an den Wänden dieser Kirche stellen den Lebensweg Christi dar, und zwar von der Südseite beginnend: Geburt, im Tempel zu Jerusalem; dann westlich die Taufe, Kreuzigung über der Eingangstür und die Höllenfahrt nebenan; anschließend nördlich die Auferstehung und die Begegnung mit den Aposteln. Oben, in die vier Zwickel der zentralen Kuppel sind die Gestalten der Evangelisten Matthei, Mark, Lukas und Johannes angebracht. Die Säulen und der Bogen vor dem Altarraum tragen die Bildnisse vom eben inthronisierten Papst Leo XIII. (Förderer der Unionsbestrebungen mit der Ostkirche), des apostelgleichen Fürsten Wladimir (Gründer der russischen Kirche), ferner von der Heiligen Maria Magdalena, Sophia, Olga, Anasthasia, des Nationalheiligen Alexander Newski, des Sergei Radoneshski, der Gottesmutter und des Christus als Knabe. Die Flächen und Kanten, die von diesen akademisch gedämpft kolorierten Gemälden frei blieben, verdeckt meist eine Pracht von minutiös ausgeführten Folkloreornamentierungen, die die eigentliche Stimmung des ganzen Raumes designieren, und bei Lichte von fünf massiven bronzenen Kronleuchtern einen wahren Zauber aus russischer Märchenwelt bewirken.

Die besondere Wirkung des Innenraumes einer Ostkirche entsteht aus der Gestaltung des Altarraumes: der — etwas erhöht und mit der Ikonostase vom übrigen Kirchenraum abgetrennt — durch das mittlere „Kaisertor“ nur für den Priester kommunizierbar ist. Hier zieht er sich von Zeit zu Zeit zurück, zu Handlungen am Altar, bei Anwesenden erwartungsvolle Gefühle weckend. Im Gegensatz zu westlichen Kirchen, wo alle Aufmerksamkeit unmittelbar zum Altar strebt, schottet hier die Ikonostase den Blick ab und bildet so den Hauptakzent des Raumes, fast wie ein Bühnendekor hinter dem Priester, wenn er zu seinen Kindern tritt. Die mit kleinen Säulen und Bogen dekorativ gestaltete Altarwand ist hier aus Marmor ausgeführt worden, als Opfergabe der Prinzessin Wil-



helm. Am zentralen Tor, Stiftung des Fürsten Gagarin, sind Mariä Verkündigung und die vier Evangelisten abgebildet, an den zwei Seitentoren die Engel Michael und Gabriel. Zwischen den Toren sind Ikonen der Gottesmutter und des Heilands angebracht.

Die Ikonostase wurde ebenfalls vom Fürsten Gagarin entworfen, die Ausführung fiel dann dem in Baden-Baden ansässigen Bildhauer Luigi Broggi anheim. Der im Jahre 1849 zu Clivio in der Provinz Como geborene Künstler heiratete im 27. Lebensjahr eine Maurertochter in Baden-Baden und eröffnete sein Geschäft im gekauften Haus in der Friedhof-Weinberg-Straße, sowie eine Filiale in Triberg. Um 1889 wurde das inzwischen hochverschuldete Haus versteigert, die Ehe ging anscheinend ebenfalls zu Bruch, und die Nachrichten über Broggi versiegen danach. Seine noch eindrucksvolleren Werke wie die Ikonostase stehen aber noch signiert im Hauptfriedhof. Besonders ist das Grabmal der Marchesa Ala Ponzoni hervorragend. Die Mailänderin wohnte und starb in Baden-Baden. Luigi gehörte wohl einer im 19. Jahrhundert ebenfalls in Mailand wirkenden, wohlbekannten Künstlersippe an.

Zuletzt muß man doch in den Altarraum treten, dessen Seiten mit stilisierten Palmen bemalt sind, wodurch ein Eindruck wie im Paradies vermittelt wird. In der Tat: bei Öffnung des goldenen Kaisertores soll eine symbolische Verbindung entstehen zwischen dem Himmel und der Erde, wo die Gläubigen versammelt sind. In der Mitte des Raumes steht der Altartisch mit dem Tabernakel. Die Abdeckung mit Samt, Brokat oder Seide wird jeweils nach Feiertagen gewechselt. Auf der Hinterwand sind weitere Gemälde angebracht: Das Deesis mit einer Sonderdarstellung des Christus als Panokrator, und die Propheten des Alten Bundes — auch über die Ikonostase sichtbar. Darunter ist ein frei verfaßtes Abbild des Abendmahls, das nach einem im 12. Jahrhundert entstandenen Ge-

mälde in der ältesten Kirche Rußlands — der Sophienkathedrale in Kiew — geschaffen wurde.

### Wandlungen eines Jahrhunderts

Als sich nun die Baden-Badener russische Gemeinde in der neuen, hübschen Kirche immer wieder unbeschwert versammeln konnte, blieb dem erfolgreichen Sonderausschuß noch als Aufgabe — sich selbst aufzulösen: Im Mai 1884 stellte er das Statut der Kirchengemeinde in sechzehn Punkten auf. Mit dem Statut wurde unter anderem bestimmt, daß die Kirche weiterhin unter der Schirmherrschaft der Prinzessin Wilhelm von Baden bleibt, daß der Kirchenälteste aus der heimischen russischen Gemeinde zu wählen ist, und daß die Innendekoration der Kirche unverändert bleiben soll. Im Jahre 1893 wurden die Eigentumsverhältnisse gegenüber der Stadt bereinigt: Gegen 10 000 Mark Entschädigung bekam die Schirmherrin die uneingeschränkten Eigentumsrechte, die dann der Verwaltung des Kirchensinods in Rußland anvertraut wurden.

Im ersten Jahrzehnt der Kirchenbestehung sind 8 Trauungen, 6 Taufen und 24 Bestattungen in die Matrikelbücher eingetragen worden. Unter den letzten selbst die Namen von Priester Ismailow und der Kirchenältesten: Barbara Gagarin. Die hochgebildete Aristokratin war durch ihre lange Abwesenheit aus dem Heimatland besonders patriotisch veranlagt und blieb mit Rußland eng verbunden. Ihre verzweigten Kontakte in der Oberschicht des Zarenreiches kamen auch der Wahlheimat zugute. Durch ihre offene Freundlichkeit und ihr praktisches Denken ist sie die Seele des Bauvorhabens gewesen, und trotz zunehmender Gebrechen auch darüber hinaus Vertreterin der Kirchengemeinde geliebt.

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, am 16. Februar 1914, wurde die Schirmherrin der Kirche in der Gruft beigesetzt. Zu



diesem Anlaß war die Krypta mit einer Mosaikwand dekoriert, die bei dem Maler, Architekten, Gartengestalter und Keramiker Max Laeuger (1864—1951) bestellt wurde. Nach sechs Jahren wurde dann Tatjana Gagarin ebenfalls hier beigesetzt, die am 24. März 1920 in ihrem Haus am Augustaplatz 1 starb, wo sie bereits ein halbes Jahrhundert weilte. Sie war die letzte Vertreterin dieses vornehmen russischen Gesellschaftskreises, der den klassischen Begriff Baden-Badens von Anfang an mitprägte. Daß ihre sterblichen Reste „vorläufig“ ebenfalls in der russischen Kirche beigesetzt wurden „um später in die Familiengruft des fürstlichen Hauses in Rußland überführt zu werden“, weist bereits auf die an der Wurzel veränderten Zeiten und an die noch weitschweifenden, aber vergeblich gewordenen Hoffnungen hin: Tatjana Gagarin ruht auch heute noch in derselben Kirchengruft in Baden-Baden.

Die russische Gemeinde bekam in diesen Jahren einen bemerkenswerten Zulauf. Aber statt mit gelassener Muße, sammelten sich jetzt in der Kirche, bis 250 Gläubige, mit einer exaltierten Miene: Der im Jahre 1921 bestellte neue Priester, zunächst ein abkommandierter Kriegsgefangener, hatte „um die Befreiung der Heimat von den Gottlosen“ zu beten und seinen Schafen „Funken der Hoffnung schimmern lassen, daß es ihnen einst doch wieder vergönnt sein möge, in glücklicher Zukunft die Heimat wiederzusehen“. Da aber diese Zukunft auf sich warten ließ, während die Inflation tobte, schmolz die Zahl der hier anstehenden Emigranten wieder bedeutend ab. Der Priester blieb jedoch: Knapp 58 Jahre diente er Gott unter dem Dach dieser Kirche, und prägte weiter die Atmosphäre der sonst kaum noch wahrnehmbaren russischen Tradition in der Stadt. Michael Stefirtza (1883—1979) war eigentlich ein in Bessarabien geborener Rumäne, die Priesterweihe erhielt er um 1909 in Odessa, und im Jahre 1923 wurde er dann als Priester der Russischen Kirche in Baden-Baden bestätigt. Gleichzeitig war er Verwal-

ter der russisch-orthodoxen Kirche für die Länder Baden und Württemberg. Im Jahre 1926 wurde er zum Priester auch der griechisch-rumänischen Kirche, der Stourtzakapelle berufen, die er bis zur Pensionierung um 1968 betreute. Zum Probst wurde er im Jahre 1928 ernannt. Der seelisch bis in die letzten Tage lebendig und mit seinen bunten Erinnerungen originell wirkende Greis ist schon zu Lebenszeit eine Baden-Badener Lebende geworden und lebt noch immer intensiv weiter im Gedenken — nicht nur seiner Kirchengemeinde.

Durch Vakantwerden des über ein halbes Jahrhundert zurückgreifenden Priesteramtes entfesselten sich die Gespinste der Weltgeschichte um diese Kirche: Die weiland Schirmherrin hatte nämlich ihr Eigentumsrecht im Jahre 1905 an den zaristisch-russischen Staat übertragen, dessen Rechte nun als Nachfolger die Sowjetunion beanspruchte — in Konkurrenz mit der seit 1922 als eigentumsfähigem Verein organisierten Baden-Badener russischen Kirchengemeinde. Dem Streit setzte dann eine kräftige „Regelung“ des Nazistaates ein Ende: Im Jahre 1938 wurden sämtliche russisch-orthodoxen Kirchenbesitze einfach enteignet, um sie der „Russisch-orthodoxen Diözese des orthodoxen Bischofs von Berlin und Deutschland“ zu übertragen. Diese gehörte jedoch der, noch monarchistisch veranlaßten, sogenannten „Russisch-orthodoxen Auslandskirche“ an, die weder vom Patriarchen von Moskau noch vom orthodox-ökumenischen Patriarchen zu Konstantinopel bis heute anerkannt wurde. Nach Ableben des Probstes Stefirtza meldete nun die „Auslandskirche“, als grundbuchmäßiger Eigentümer, ihren Anspruch gegenüber dem Nutznießer an, dem satzungsgemäß zum Moskauer Patriarchen sich bekennenden russischen Kirchengemeindeverein von Baden-Baden, der sich zum eher bürgerlich eingestellten russisch-orthodoxen Bischof in Paris anordnet.

Wie immer der Rechtsstreit ausgehen wird, man kann nur wünschen daß diese, eine

mannigfache europäische Jahrhundertgeschichte widerspiegelnde russisch-orthodoxe Kirche dieselbe Funktion in der Zukunft erfüllen darf, welche ihr schon zum fünfzigjährigen Jubiläum zuerkannt wurde: Eine größere Mission als zur Zeit wo sie von Wenigen für Wenige gebaut wurde.

---

*Verwendete Literatur und Quellen:*

— „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler“ (Leipzig 1911–36), über Broggi, Gagarin, Salviati, Schwarzmann und Strom, mit Literaturangaben.  
— „A Pallas nagy lexikona“ (Budapest 1894), über Gagarins.  
— Belzer von Albertis, Kurt: „Zeitgeschichtliches Tabellarium zu den Personen des Ehepaars Johann Baptist Belzer — Viktoria Gestner“ (Privatstudie, Baden-Baden 1976), über Bernhard Belzer.  
— Djurdje, Bošković: „Arhitektura srednjeg veka“ (Belgrad 1957), mit Überschau der mittelalterlichen Architektur Rußlands.  
— „Bolschaja sowetskaja enciklopedija“ (Moskau 1971), über Gagarin, mit Literaturangaben.  
— „Brockhaus Enzyklopädie“ (Wiesbaden 1968), über Iwan Sergejewitsch Gagarin, mit Literaturangaben.

— Edschmied, Kasimir — Wilfried, Hans: „Spiel in Baden-Baden“ (B.-B. 1957).  
— „Geschichte der russischen Kunst“ (Dresden 1970).  
— Günther, Werner Dr.: „Die russisch-orthodoxe Kirche in der BRD“ (Privatstudie, Sigmaringen 1980).  
— Haebler, Rolf Gustav: „Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden“ (B.-B. 1969), besonders Seite II/108.  
— „Historie du développement culturel et scientifique de l'humanité — Le XIX<sup>e</sup> siècle“ (Unesco, Paris 1969), über Russisches Reich, orthodoxe Kirche, Glaubensgefühl und -denken.  
— Kedrow, M. A.: „Prawoslawnaja russkaja cerkew w Baden-Badeny“ (St. Petersburg 1893), Monographie der russisch-orthodoxen Kirche in Baden-Baden.  
— Könnecke, Walter: „Azurblaue Kuppel und Doppelkreuz über die Russische Kirche in Baden-Baden“ (Tribüne 22/1966).  
— Köppler, Rudolf Dr.: „Die russische und die englische Kirche in Baden-Baden“ (Tribüne 3/1973).  
— Schäfer, Alfons: „Deutsch-russische Begegnung in Baden“ (Oberrheinische Studien II, Bretten 1973).  
— Kessler-Slotta, Elisabeth: Dissertation über Max Laeuger, zur Zeit in Vorbereitung an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken.  
— Archivunterlagen aus dem Bauordnungsamt, Städtischen Archiv und Badischen Landesarchiv. Das Kirchenarchiv war wegen Rechtsstreits nicht zugänglich.



# Der Brand von Elzach im Jahre 1583

Fritz Gysler, Elzach (29. 3. 1879—4. 5. 1952)

Nachdem ich seit Jahren Material aus dem Städt. Archiv und dem Landesarchiv in Karlsruhe zusammengesucht habe, will ich nun bekannt geben, was ich über den Brand von Elzach im Jahre 1583 weiß. Bevor ich aber damit beginne, ist es notwendig, daß ich eine Beschreibung gebe, wie die Stadt nach meinem Dafürhalten damals ausgesehen haben muß.

Was die Einwohnerzahl anbelangt, so dürfte diese damals nicht über 400 betragen haben, denn zwei Jahrzehnte früher hatte die Pest gewütet und ihr sind eine große Zahl der Einwohner zum Opfer gefallen. Die Ringmauer war von 3 Türmen flankiert. Der größte, der Stadtturm, diente als Gefängnis und befand sich da, wo heute das frühere Mesnerhaus steht. Den Schluß der Ringmauer bildeten das untere und das obere Tor. Das erstere stand auf der Straße zwischen der Bäckerei Allgeier und Buchbindelei Joos, das letztere vor dem heutigen Rathaus.

Innerhalb der Mauern befanden sich etwa 38 Häuser und ebensoviele Scheuern, ferner die Kirche, das Pfarrhaus, die Kaplanei, das Schloß des damaligen Pfandherren von Elzach, des Freiherrn von Reischach (wohnte im alten Schloß), genannt die Scheerburg und das Kippenheimische Schloß der Pfandherren von Yach, des Freiherren von Kippenheim. Ersteres ging von der Bäckerei Allgeier bis zum heutigen „Ochsen“, ferner noch das Amtshaus der Herrschaft. Dieses ist heute das Gyslerische Wohnhaus und die Apotheke.

Innerhalb der Ringmauer unterhalb der Kirche befand sich das *alte Schloß*, doch scheint dasselbe damals kein Adelssitz mehr gewesen zu sein.

An das obere Tor schloß sich die Vorstadt an mit der St. Wendelinkapelle und zwei bis drei Häusern und an das untere Tor die untere Vorstadt mit der Neunlindenkapelle, dem Spital und zwei bis drei Bürgerhäusern. Auf der Ostseite außerhalb der Mauern befand sich nur die Bannmühle, heutige Stadtmühle. Die Häuser der Stadt waren noch zum Teil, die Scheuern fast ganz mit Stroh bedeckt.

Es war um die Mittagszeit des 26. Sept. 1583, drei Tage vor Michaeli. Ein sturmartiger Wind fegte über die Dächer des Städtleins. Vor dem Gasthaus „Zum Ochsen“ (heute „Bären“) waren gerade die Fuhrleute: Brüder Marti von Blybach damit beschäftigt, eine Fuhre Wein, die sie dem Ochsenwirt aus dem Brysgau geholt hatten, in den Keller abzulassen.

Am mittleren Brunnen standen mit ihren Wasserzubern des Löwenwirts Allgeuers Magd und die Magd des Stadtschreibers Kammerer in eifrigem Disput wegen des an der Kirchweih stattfindenden Tanzes, als der Küfer Häberlin, der von der Scheerburg kam, wo er der Freifrau v. Reischach ihren Herbst trottete, zu ihnen trat. Gerade als er einen Magd helfen wollte, den Zuber auf den Kopf zu lupfen, fing der Metzger Elias, der soeben aus der Tür seiner Metzsig getreten war, laut an, Fürio zu schreien. Vor Schrecken ließ die Magd den Zuber fallen und der Inhalt ergoß sich über den Küfer.

Auf das Geschrei des Metzgers eilten die Brüder Marti aus dem Keller und aus der Wirtschaft der Schmied Schock und der Bauer Tränkle aus Yach, die gerade ein Spielchen machten, herbei. Aus den Taglöchern und Ziegeln der Häuser des Schmieds Schock und des Glasers Seegmüller quoll



starker Rauch und der Küfer Häberlin, der sich inzwischen von dem Guß wieder erholt hatte, faßte den andern vollen Zuber und eilte damit auf den Speicher des Schockschen Hauses, fand aber nur Rauch und kein Feuer. Er ging nun wieder zurück in das nächste Haus und hier schlugen ihm, als er eine Kammertüre auf dem Speicher öffnete, die Flammen entgegen.

Die anderen waren inzwischen auch herbeigeeilt und von den zusammengelaufenen Leuten wurde Zuber auf Zuber die Stiege heraufgetragen, doch war es nicht mehr möglich, das Feuer zu dämmen. Nach einigen Minuten schon mußten sich die Männer zurückziehen vor dem starken Rauch und auf eine andere Art war dem Feuer nicht beizukommen, da es damals noch keine Feuerspritze gab.

Vergeblich versuchten die Bürgermeister Pfeiffer und Volkh, die Leute zusammenzuhalten und mit Feuerhaken die brennenden Dachstühle einzureißen, doch war bereits die eine der hinter den Häusern befindlichen Scheuern in Brand geraten. Der Sturm wirbelte die brennenden Strohfetzen hoch in die Luft und diese fielen zum Teil auf die Strohdächer der Scheuern auf der Ostseite. Im Augenblick standen auch diese in Flammen und nun gab es kein Halt mehr. Es entstand eine heillose Verwirrung, kein Mensch dachte mehr ans Löschen und jeder war nur darauf bedacht, von seinem Eigentum noch zu retten, was zu retten war.

Die Glocken auf dem Kirchturm läuteten Sturm, das Glöcklein auf dem oberen Tor wimmerte und inzwischen schrien und jammerten die Leute, die mit ihren Habseligkeiten zu den beiden Toren hinauseilten. Aber auch dieses hatte bald ein Ende, da das obere Tor auch schon Feuer gefangen hatte. In Zeit von 25 Minuten nach Ausbruch des Brandes war Elzach nur noch ein großes Feuermeer. Der Aufenthalt innerhalb der Mauern war infolge der Hitze nicht mehr möglich und in Scharen lagerten die Einwohner auf dem Ladhof und auf dem Platz bei

der Neunlindenkapelle. Nur wenig war gerettet, denn das Feuer griff so schnell um sich, daß es den meisten nicht mehr möglich war, zweimal in ihr Haus zurückzukehren. Die gesamte Ernte war verbrannt, dagegen wenig Vieh, da solches während des Brandes auf der Weide war.

Als nach ein bis zwei Stunden Hilfe von auswärts eintraf, war das Städtchen nur noch ein großer Gluthaufen. Abgebrannt waren 41 Häuser, zwei Türme und 43 Scheuern, während innerhalb der Ringmauer die Kirche, die beiden Schlösser, der Pfarrhof und das Amtshaus sowie das alte Schloß stehen geblieben sind. Die Bürgerhäuser in der Vorstadt verbrannten auch, dagegen drang das Feuer nicht bis zum untern Tor. Wie die Chronik sagt, wurden die Einwohner und das Vieh zum großen Teil von den Bauern der umliegenden Ortschaften aufgenommen, ein kleiner Teil fand in den drei Schlössern Unterkunft.

Jedenfalls ist das Elend groß gewesen, denn der damalige Landvogt Kanzler Holz schreibt von Ensisheim:

„So künden wir auf das so kläglich und flehendlich anbringen der zu uns abgesandten Burgermeister und Rath des Städtleins Elzach, des Hauses Östreich eigenthumb und weyland des vesten Hans Raphael v. Reichschach, gewester Obervogt von Schwarzenberg nachgelassener Wittib und Erben, in unsrer Regimentsverwaltung gelegen, gehorsamst mit Verhalt, daß solch Städtlein Elzach, Freitags vor Michaeli nochhin und also nach allen eingebrachten Früchten und Feldnutzungen, dermasen in große Füersnot durch ungestümen Wind geraten, daß bei der sechsundachtzig Fürst bis auf den Grund darnider gebrunnen, daher dann ein solch großer Schaden, jammer und elend gerade zur vorstehenden winterlichen Zeit den also abgebrunnenen armen Leuthen begegnet, daß sie noch vor Angst und Not in kleinnütigkeit kommen, mit Weib und Kinder teils albereit in das elend der Armut gezogen, teils



noch beieinander jämmerlich und erbärmlich geblieben, auch grossen Hunger und Not litten und ihren unerzogenen Kindern wegen gebrunnenen Früchten und Heu, an Milch und anderer Nahrung ebenmäßig abgangen, Jammer, Angst und Not und großen Hunger erfahren müssten.

Wie es auch glaublich fürkommt, so ist daselben ein so kläglich jammern wesen, so ein steinern Herz bewegen und erbarmen möchte.“

Der vorbenannte Kanzler Holz hat dann auch sofort die Ämter Schwarzenberg und Kastellberg angewiesen, mit dem Rat der Stadt Elzach zu beraten, wie den Einwohnern zu helfen und das Städtlein wieder zu erbauen wäre.

Diese Herrschaften haben dann der Regierung folgenden Vorschlag überreicht:

Als erstes sollen der Stadt etliche Patente und Brandstürbrief zur Einsammlung von Geld für den bevorstehenden Bau ausgefertigt werden.

Zum andern sollen ihnen ihre Privilegien und Freyheiten ohne Kosten wieder bestätigt werden. Zum dritten soll ihnen ein Zollsteigerung gegunt und zugelassen werden. Zum vierten soll ihnen die erbetene Nachlassung des Ravenapfennigs und der Schatzung auf zehn Jahre gewährt und zum fünften möge der hochbemehte und gnädige Herr seine angeborene Mildigkeit betätigen und den Leuten mit 400 Goldgulden und 200 Viertel Früchten, Brandstür aufwarten.

Diese fünf Punkte wurden auch genehmigt. Dem Bericht lag noch ein Grundriß bei, wie das Städtlein in guter Ordnung wieder aufgebaut und mit Kreuzgassen versehen werden soll, damit bei künftiger Feuersnot besser und gelegener Rettung angeschafft werden kann. Eine Copie dieses Grundrisses liegt bei den Akten der Stadt.

Von dem Erzherzog Ferdinand von Östreich wurden noch 300 St. Holz bewilligt aus des Ulrich Klausmanns Wald (Bolzberg), da, wie es heißt, in der ganzen Umgebung sonst kein schlagbarer Wald sei.

Die Sammlung im ganzen Land ergab etwa 4000 Gulden und von der Stadt Waldkirch gingen noch 300 Gulden ein. Der Brandschaden wurde auf 25000 Gulden, für die damalige Zeit ein Heidengeld, geschätzt.

Sehr langsam ging der Wiederaufbau vorstatten. So waren nach 10 Jahren erst die Hälfte der abgebrannten Häuser und Scheuern wieder errichtet und die Regierung mußte noch öfters helfend einspringen.

Daß die Elzacher aber dies Unglück bald wieder vergessen und überhaupt etwas leichtsinniger Natur waren, beweist eine Klageschrift, die der damalige Stadtschreiber Kammerer 11 Jahre nach dem Brand an die Regierung richtete.

Er schreibt unter anderem:

Wahr ist es, daß ich das gesammelte Geld den Bürgermeistern, die es schon angegriffen und Wein daraus gezechet hatten, wieder aus den Händen genommen und solches in das Gewölbe der Kirche eingeschlossen habe.

Wahr ist es, daß das bürgerlich Regiment zur Zeit unordentlich beschaffen ist, weshalb das Städtlein in Armut geraten. Daß Schultheiß und Burgermeister das Umgeld, Schatzung, Gefäll und Zins liederlich einziehen und der Stadt keine Rechnung geben, auch lassen sie ganze Exstanzen ausstehen.

Der Zoll wird übergangen durch Nebenwege und Schlupfwinkel und wenn solches den Burgermeistern angezeigt wird, so lassen sie es ungestraft.

Die Frevler werden nicht gestraft, sondern von den Bürgermeistern übersehen. Alles wird von einem Burgermeister auf den andern verschoben und der letzte ist der unfleißigste. Die Burgermeister erscheinen nicht mehr bei den Fronnern, weshalb das Werk schlecht ausgeführt oder verdorben wird.

Wahr ist, daß der geringste Burger den Burgermeistern nicht mehr die Zit bietet und wenn diese von einem angefilzt werden, so müssen sie es schweigend annehmen. Schultheiß und Burgermeister sind in Verrichtung

der Stadt-Geschäfte stets aufeinander neidig, nur wenn es zum saufen geht, dann wird nichts versäumt.

Wahr ist, daß durch die fürgesetzte Unordnung die ganze Burgerschaft in ein ungehorsam widerspenstige Palliererei geraten, ihre Fürgesetzten nit mehr achten und mit Worten verkleinern.

Wahr ist, daß jährlich 100 Kronen aus gemeinsam Gut in Unnutzen vertrinken nicht genugsam ist. Wenn man das für die Elzacher so unnütz Weinsaufen abschaffen und sie die 100 Kronen zur Ablösung ihrer Schuldenlasten verwenden würden, so könnten sie in einigen Jahren die Stadt wieder erbauen und sich von den Schulden ledigen.

Wahr ist, wenn die Burger in solchem unfleiß, rohlosigkeit, fressen und saufen, Verschlemmung des gemeinen Guts verharren, sie nit allein ins Verderben geraten, Weib und Kinder ins Elend ziehen, die Stadtmauern, Thurm und Thor und Brucken niederfallen, ihre eigenen Güter unter die Nachbarn zerstreut und die Stadt zu einem offenen Flecken werden muß.

Es ist auch zu besorgen, daß der liebe Gott sie mit seiner väterlichen Rute heimsuchen, an Seel, Leib und Gut strafen werde, wie dann zu vernehmen sei, daß vor zwei Jahren sie ernstlich und väterlich gewarnt worden, dergestalt, daß ein schröckliches Wetter sich urplötzlich über dem Städtlein erhebet, zwei Dunterstreich ins Städtlein in eine Scheuer getan, drinnen das Fier schon angangen, aber gottlob durch das zulaufen vor Bürgern und Frömde, weil an einem Samstag, wiederum gedämet worden.

Möge hohe Obrikeit sich dieser armen, liederlichen Leuten erbarmen, sich ihrer mit Ernst annehmen, etwas fleissiger ob dem Gottesdienst und dem gemeinen Nutzen zu halten und zu betrachten, wie ihnen mit fleißigem Gottesfürchtigem Fürstehen zu helfen, damit sie vor Verderben verhüt und wieder in ein ehrbar gottselig Leben zurückgebracht werden können.

Es ist diese Klageschrift ein schlechtes Zeugnis für unsere Vorfahren. Daß aber das Schreiben nicht gelogen hat, beweist, daß nach einer längeren Untersuchung die beiden Burgermeister und der Schultheiß abgesetzt und der Schreiber der Klageschrift, Stadtschreiber Kammerer, zum Amtmann und Schultheiß eingesetzt wurde. Es scheint auch, daß dieser wieder Zucht und Ordnung in die Stadt gebracht habe wie die Akten beweisen.

51 Jahre später, im Dreißigjährigen Krieg, ist dann Elzach zum zweitenmal abgebrannt, und zwar wurde es am 9. März 1634 von den Württembergern unter Obrist Wilding geplündert und nachher angezündet. Bei diesem Brand gingen auch die drei Schlösser in Flammen auf, während die Kirche, das Amtshaus, die zwei Kapellen und zwei Bürgerhäuser stehen blieben.

Leider sind über diesen Brand keine Akten vorhanden aus denen man Näheres entnehmen könnte, auch sind damals sämtliche Akten mitverbrannt. Jedenfalls war dieser Brand noch viel schlimmer, da die Einwohnerschaft in die Wälder flüchten mußte. Im Jahre 1712 brannten dann noch 8 Scheuern nieder. Dies war der letzte größere Brand, der das Städtlein betroffen hatte.



Vom 10. auf den 11. Juni 1940

## Die Stunde Null für die Grenzstadt Neuenburg am Rhein

*Winfried Studer, Neuenburg am Rhein*

Mit der Überschreitung der polnischen Grenze durch die deutschen Truppen in den frühen Morgenstunden des 1. September 1939 und der Kriegserklärung durch England und Frankreich an Deutschland am 3. September war das Todesurteil für die Grenzstadt Neuenburg am Rhein zum drittenmal im Verlaufe ihrer tragischen Geschichte gesprochen. Neuenburg am Rhein war die erste deutsche Stadt, die der Zerstörung in dieser wohl furchtbarsten Katastrophe der bisherigen deutschen Geschichte anheimfiel.

Bereits am Abend des 3. September mußten die Frauen mit ihren Kindern und die alten und gebrechlichen Leute die kriegsbedrohte Stadt am Rhein verlassen, da man stündlich einen Feuerüberfall der Franzosen erwartete. Mit Sonderzügen wurden sie zunächst nach Konstanz und später nach Bayern verbracht. Die Front blieb jedoch ruhig, abgesehen von gelegentlichem Maschinengewehrfeuer am Rhein. Am 7. Oktober, frühmorgens, erschreckte eine starke Detonation die in Neuenburg zurückgebliebene Bevölkerung. Die Franzosen hatten die Eisenbahnbrücke über den Rhein gesprengt. Die Sprengung der Brücke verursachte in der Stadt wider Erwarten keinen Schaden. Ende Dezember durften die Evakuierten in ihre Heimatstadt zurückkehren.

Wie ein Vorbote kommender Ereignisse richtete am 14. März 1940 ein schweres Unwetter binnen kurzer Zeit in der Stadt großen Schaden an. Auch an der Front wurde es lebhafter. „23. März 1940, stundenlang knat-

terten die Maschinengewehre. Leuchtkugeln erhellten das Rheinvorland. Ein Brand bei den Franzosen ließ den Himmel feuerrot erscheinen. Wir hatten zum erstenmal seit Kriegsbeginn den Eindruck, daß ernste Kampfhandlungen im Gange sind“, berichtet das im Stadtarchiv verwahrte Kriegstagebuch.

Während der deutschen Westoffensive erfolgte am Nachmittag des 26. Mai ein Artillerieüberfall der Franzosen auf die Stadt. „Plötzlich ein dumpfer Knall, ein Sausen durch die Luft, ein fürchterliches Krachen, über der Stadt platzte die erste französische Granate. Es folgen Schuß auf Schuß. Der Feuerüberfall setzte um 16.30 Uhr ein und dauerte etwa 30 bis 40 Minuten. In dieser Zeit sind ungefähr 40 Schrapnells über Neuenburg krepirt“, vermerkt das Tagebuch. Um 18 Uhr kam der Befehl, die Stadt bis Montagmittag erneut zu räumen.

Zum drittenmal innerhalb von weniger als 300 Jahren wiederholte sich das gleiche Schicksal für die Stadt.

Wie ihre Vorfahren 1675 und 1704 mußten die Neuenburger ihre Heimat verlassen. In den Nachmittagstunden des 27. Mai zogen sie, die nötigsten Habseligkeiten auf den Wagen verstaute, in einem langen Zug zur Stadt hinaus. Es war ein hartes Abschiednehmen. Die Nachbargemeinden Sulzburg, Laufen, St. Ilgen, Sitzenkirch, Britzingen, Muggart, Dattingen erwarteten die mutlosen Flüchtlinge. Bürgermeister Eduard Linsnboll blieb ungeachtet der drohenden Gefahren mit 15 Bürgern zum Schutz und zur Si-



*Neuenburg am Rhein, Zerstörung vom 10. auf den 11. Juni 1940*

cherung in der verlassenen Stadt zurück. Während der gesamten Beschießung harrten sie dort aus. Die meisten Neuenburger fanden in den Evakuierungsorten gute Quartiere. „Es ist anerkennenswert, wie für uns gesorgt wurde. Jedermann hatte Unterkunft und reichliche Verpflegung“, notierte die Ratsschreiberin Rosa Weidner, die von Sulzburg aus die Amtsgeschäfte führte.

Am 6. Juni 1940 schossen die Franzosen mit Granaten jeden Kalibers in die Stadt, bei der Attrappen von Geschützstellungen und Kriegsmaterial aufgebaut waren, um die französische Luftaufklärung über die Absichten der deutschen Heeresführung zu täuschen. Die Stadt Neuenburg am Rhein wurde das Opfer. Am 9. Juni wurde die große Beschießung eingeleitet. Die vollstän-

dige Zerstörung der Stadt kam in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni. Neuenburg am Rhein ging in einem totalen Chaos unter. Über 3000 Granaten bis zum 28-cm-Kaliber, darunter viele Brandgranaten, wurden in die Stadt geschossen. Es brannte an allen Ecken und Enden. Weithin leuchtete das verheerende Feuer am Nachthimmel. „Machtlos sahen die schwergeprüften Neuenburger von den Anhöhen der Rebberge hinüber zum Rhein, wo ihre Heimat einer sinnlosen Zerstörung anheimgefallen ist.“

Am Mittwoch, dem 12. Juni begann gegen 17 Uhr die Maria-Himmelfahrt-Kirche zu brennen. Der Glockenturm leuchtete wie eine riesige Fackel weit hinaus in das Land. Die unter großen Opfern errichtete Kirche brannte vollständig aus. Gegen 20 Uhr blieb



die Turmuhr stehen. Die große Hitze ließ die Glocken schmelzen. Sie stürzten in Klumpen vom Turm. Unter ihnen auch die im Jahre 1200 gegossene Glockenpatriarchin vom Oberrhein, die älteste Glocke Badens und eine der ältesten Glocken Deutschlands. Tage und Nächte brannte die Stadt. Am 17. Juni wurde der letzte Brand verzeichnet. Neuenburg am Rhein lag erneut am Boden. Der 15. Juni brachte den Waffenstillstand mit Frankreich. Schon tags darauf kehrten die ersten Bürger in die zerstörte Stadt zurück. Es erwartete sie ein trauriges Bild sinnloser Zerstörung und Verwüstung. Verschüttete Straßen, rauchende Trümmerhaufen, zerbombte Häuser. Sofort begann der „Arbeitsdienst“ mit den Aufräumarbeiten. Für die Obdachlosen wurden drei Baracken-

lager erstellt, zwei am Altrhein und eines am Sägeweg. Die Heimkehrer erwartete viel Arbeit. Am 3. Juli kamen die deutschen Truppen über die von Pionieren errichtete „Schwabenbrücke“ zurück in die Heimat. Immer mehr Neuenburger kehrten in die Stadt zurück. Jede Familie, deren Anwesen noch bewohnbar war, nahm obdachlose Familien auf. Nach einer Bauzeit von 12 Wochen konnten am 15. September die Barackensiedlungen übergeben werden. Die letzten Rückwanderer fanden so wieder eine Heimstätte. Der Rhein wurde von den gesprengten Brückenteilen geräumt und die Hebung und Instandsetzung der Eisenbahnbrücke über den Rhein in Angriff genommen. — Am 11. November wurde mit den Totalaufräumarbeiten der Ruinen Neu-

*Neuenburg am Rhein, Zerstörung vom 10. auf den 11. Juni 1940. Im Hintergrund die ausgebrannte Maria-Himmelfahrt-Kirche*





*Die Ruine der im Zweiten Weltkrieg ausgebrannten Maria-Himmelfahrt-Kirche in Neuenburg am Rhein*

enburgs begonnen. Zu dieser Aufgabe wurden Hunderte von Arbeitern eingesetzt. Große Schwierigkeiten bereitete die Beseitigung der Kirchentrümmer und des Kirchturms, der am 19. Dezember 1940 gesprengt wurde. Am 6. Januar 1941 lag der 1886 gelegte Grundstein vollständig frei. Schaulustige von überall her kamen, um die eingäscherte Stadt zu besichtigen. Bereits am 19. August 1941 konnte die Eisenbahnbrücke wieder dem Verkehr übergeben werden. Mühsam begann sich die Stadt aus ihrer Erstarrung zu lösen. Nach dem Abbruch und der Beseitigung der Ruinen wurde unverzüglich mit dem Wiederaufbau begonnen. Neuenburg am Rhein sollte „von Grund auf“ neu aufgebaut werden.

Der Wiederaufbau nach dem neuen Plan war schon weit vorangeschritten, als die Stadt

wiederm bedroht wurde. Mit der Invasion am 11. Juni 1944 überfiel die Bevölkerung Neuenburgs die Angst, die Heimat erneut verlassen zu müssen. Die Front kam immer näher. Der 8. September 1944 brachte am späten Nachmittag Fliegerangriffe auf die Stadt Neuenburg am Rhein. Die Situation spitzte sich zu, als am 22. November ein Kugel- und Granatregen über Neuenburg niederging. Die Bevölkerung konnte sich nur noch in Kellern und Bunkern aufhalten. Während die deutschen Truppen auf ihrem Rückzug die Eisenbahnbrücke passierten, mußte die Stadt am 26. und 27. November 1944 zum drittenmal geräumt werden. Auch dieses Mal blieb Bürgermeister Eduard Linsensboll in der unter Tiefflieger- und Artilleriebeschuß liegenden Stadt zurück. Stadtpfarrer Johannes Schmid, der am 15. April 1942 in die Stadt kam, bemühte sich von seinem Evakuierungsort aus unablässig um die heimgesuchte Bevölkerung.

Was die Beschießung im Juni 1940 verschont hatte und nahezu alles, was in der Zwischenzeit aufgebaut war, wurde wieder ein Opfer der Zerstörung.

Bürgermeister Linsensboll mußte die Ruinenstadt am Sonntag, dem 22. April 1945 den französischen Panzerverbänden übergeben. Bald begann die Rückkehr der Einwohner. Sie standen erneut vor dem völligen Nichts. Ein einziger Trümmerhaufen erwartete sie. Bei Kriegsende waren 61% aller Gebäude total zerstört, 35% schwer und 4% leicht beschädigt.

„Fast wie ein Wunder mutet es an, daß in all diesen Kriegswirren, beim Herausholen der Habseligkeiten, bei den Fliegerangriffen und bei den Bränden kein Einwohner ums Leben kam. So ruhte sichtbar der Schutz des Göttlichen über der Einwohnerschaft der aus ungezählten Wunden blutenden Stadt“, vermerkt der Chronist.

Die Stadt Neuenburg am Rhein stand auch nach dieser verheerenden Heimsuchung auf. Die Bürger, die wie viele Generationen vor ihnen um ihre Heimatstadt gebangt und ge-





*Neuenburg am Rhein, Zerstörung vom 10. auf den 11. Juni 1940*

litten hatten, kehrten in die Ruinen der gemordeten Stadt zurück. Sie suchten Steine und Bretter zusammen, um sich notdürftig Unterkunft zu schaffen, sie hausten in Baracken, Kellern, Schuppen und Ställen. Sie hielten aber ihrer Heimatstadt die Treue und gestalteten aus den Trümmern neu ihre Heimat. „Heimat nicht nur als Geschenk und

Schicksal, sondern Heimat als Aufgabe“, wie der frühere Bundeskanzler Kiesinger einmal formulierte. Die Liebe zur Heimat gab ihnen die Kraft, die auf sie wartenden harten Lebensbedingungen auf sich zu nehmen, die Ärmel hochzukrempeln und den Schutt und die Trümmer wegzuräumen — viel blieb zu tun.

## *Straßburg*

*Dies ist die Königin des obern Rheines.  
Sie trägt im Angesicht der Mutter Züge,  
der Mutter Liebe, Schmerz, das Lob, die Rüge —  
sie sah und litt so vieles, Groß und Kleines.*

*Und mächtig reckt das Münster sich, Gefüge  
des Meisters Erwin, Hochgesang des Steines;  
des Menschenherzens Edles und Gemeines  
ward Melodie hier, Rausch und Höhenflüge.*

*Vom Turme sah ich meiner Heimat Auen.  
Die Heimat können keine Grenzen teilen:  
dies ist mein Land, wo weit die Augen schauen.*

*Ob dort und hier auch Haß und Neid jetzt geilen,  
ich will auf einen bessern Tag vertrauen,  
an dem wir brüderlich in Eintracht weilen.*

*Max Barth*



# Der Judenfriedhof bei Waldshut

*Konrad Sutter, Waldshut*

Nur wenig oberhalb der Rheinbrücke Waldshut-Koblenz/Schweiz umspült der Rhein eine mit Buschwerk bewachsene kleine Insel. Judeninsel wird sie heute von den Waldshutern allgemein genannt. Sie gehört zum Schweizer Hoheitsgebiet und heißt in Wirklichkeit Mühlegrien, vermutlich weil sich am nahen Stromufer einst das Wasserrad der Koblenzer Getreidemühle drehte. Die eigentliche Judeninsel lag wenig weiter stromaufwärts, etwa in Höhe des Portals der heutigen Lonza-Werke und zählte zur Gemarkung der Stadt Waldshut. Das hier wilde Wasser des Rheines hat ständig an ihr genagt und sie immer kleiner werden lassen. Man sah sich daher um 1850 genötigt, zum Schutze der ganzen Uferlandschaft den die Insel umfließenden rechtsseitigen Rheinarm durch die Errichtung einer Sperrmauer stillzulegen. Die Insel wurde so mit dem Festland vereinigt und war bald nicht mehr als solche zu erkennen.

Ihre besondere kulturgeschichtliche Bedeutung erlangte diese Insel aber dadurch, daß sie im 17. und 18. Jahrhundert den Juden aus der angrenzenden Grafschaft Baden im Aargau/Schweiz als Friedhof diente. Die etwas ungewöhnlichen Umstände, die zur Schaffung des Friedhofes für Schweizer Juden auf Waldshuter Boden führten, stehen mit dem an Tragik auch nicht mangelnden Schicksal der Juden in der Schweiz im Zusammenhang.

Seit dem 13. Jahrhundert lassen sich Juden in Schweizer Städten nachweisen. Ihre rechtliche und politische Stellung hatte sich mit dem wachsenden Einfluß der Kirche auf Staat und öffentliches Leben ständig verschlechtert. Man verbot ihnen Besitz zu erwerben und Zunftordnungen verwehrten ih-

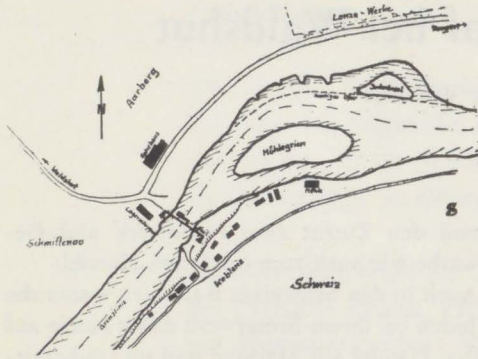
nen den Zutritt zum Handwerk und Gewerbe wie auch zum ortsfesten Handel.

Auch in den Schweizer Kantonen waren die Juden bei ihrem Broterwerb daher einzig auf den Handel auf Märkten und im Umherziehen sowie auf den Geldverleih angewiesen. Zustatten kam ihnen hierbei, daß den Christen das Geldverleihen verboten war. Guter Geschäftssinn und Zusammenhalt untereinander ließen die Juden allorts schnell zu einem gewissen Wohlstand kommen, was ihnen wiederum vielseitigen Haß eintrug.

## Grausame Judenverbrennungen

Bereits im 14. Jahrhundert setzte eine Judenverfolgung ein. Vielfach wurden sie vertrieben, so 1384 in Luzern, 1428 in Fribourg/Schweiz und 1490 in Genf. Unter der Beschuldigung der Brunnenvergiftung verbrannte man schließlich 1348/49 die gesamten Juden in Bern, Solothurn, Basel, Zürich, St. Gallen, Schaffhausen und in weiteren Orten. 1401 erfolgte eine erneute Judenverbrennung in Schaffhausen und Winterthur, wobei in Schaffhausen nochmals 30 Juden den Feuertod erlitten.

Obwohl 1348 auch in der Stadt Baden/Schweiz die Juden den grausamen Feuertod erlitten, war die Grafschaft Baden eine der ersten Herrschaften, die Juden in ihr Gebiet wieder zuwandern ließ. Der hier nun einsetzende starke Zuzug konzentrierte sich auf die beiden Surbtalorte Lengnau und Oberendingen, wo jeweils eine geschlossene Judensiedlung mit eigener Verwaltung entstand. Doch auch hier genossen die Juden noch lange nicht die gleichen Rechte wie die Schweizer Bürger, vielmehr wurden ihnen Beschränkungen auferlegt, die einem heute



Rheinverlauf mit Inseln u. Fähre bei Waldshut nach einem Plan aus dem Jahre 1849 Zeichnung: K. Sutter

als unverständliche Schikanen erscheinen. Zunächst gewährte man ihnen nur gegen hohe Zahlungen einen „Schutz- und Schirmbrief“, der ihnen das Aufenthaltsrecht lediglich für 16 Jahre zusicherte, jedoch die Möglichkeit, sie jederzeit fortweisen zu können, einschloß.

Während die zugewanderten Juden sich anfänglich in der ganzen Grafschaft Baden niederlassen konnten, wurde später ihr Aufenthalt auf die Orte Lengnau und Oberendingen beschränkt. Zu den diskriminierenden Vorschriften, denen sie sich zu unterwerfen hatten, gehörte auch, daß sie an ihren Häusern zwei Eingangstüren nebeneinander einzubauen hatten. Eine mußten sie als Judentür kennzeichnen, und Juden durften das Haus nur durch diese betreten. Die zweite war den Christen vorbehalten. Noch heute sind in Endingen alte Judenhäuser mit zwei nebeneinanderliegenden Haustüren zu finden.

Vor allem aber blieb es den Juden versagt, ihre Toten auf dem heimatlichen schweizerischen Gebiet beizusetzen. In ihrer Not wandten sich die so in den Ghettos der beiden Orte Lengnau und Endingen eingezwängten Juden an die Stadt Waldshut und baten um Überlassung eines Stückchen Landes zum Bestatten ihrer Verstorbenen.

## Schweizer Juden erhalten von Waldshut eine Insel

Dem vorderösterreichischen Waldshut, das nach Landesvorschriften selbst nur katholische Bürger in seinen Mauern beherbergen durfte und durch laufende Kriegszüge und Kriegslasten in ständiger Geldnot stand, dürfte es sicher willkommen gewesen sein, auf diese Art aus der alljährlich vom Hochwasser geschädigten und zu wenig tauglichen Au-Insel Nutzen ziehen zu können. Gegen einen jährlichen Zins von anfänglich vier und zuletzt zwölf Gulden wurde den Juden die Insel nun zur Anlegung eines Friedhofes überlassen. So entstand um 1603 (nicht belegte und belegbare Jahresangabe in Birkenmayer/Baumhauer, Geschichte der Stadt Waldshut, Waldshut 1927, S. 169) bei Waldshut ein Judenfriedhof, in früheren Schriften stets als „Juden-Äule“ (Äule = kleine Aue) bezeichnet.

Während über die erste Verpachtung keine schriftliche Kunde vorhanden ist, liegt der zwischen der Stadt Waldshut und „der in der Grafschaft Baden im Aargau sich befindlichen Judenschaft“ geschlossene Vertrag vom 27. Juli 1689 in Originalausfertigung im Stadtarchiv Waldshut. Als Unterhändler der Juden zeichnete Marm Guggenheim und Simon Mauss. In jenem Jahr war Waldshut nach einer Plünderung durch die Truppen Ludwigs XIV. und Bezahlung größerer Geldsummen zur Abwendung eines ange drohten Niederbrennens der Stadt, wie es in vielen Städten geschah, in große Not gekommen. Man hatte namentlich in der Schweiz gegen hohe Zinsen Geld aufnehmen müssen. Dies veranlaßte die Stadtväter von den Juden statt des jährlichen Zinses, die Bezahlung einer einmaligen Summe von 300 Gulden zu verlangen. Der Stadt Waldshut wurde eingeräumt, bei Wiedererstattung des Geldes die Insel zurücknehmen zu können.

1709 bekundete die Stadt die Absicht, die Insel gegen Erstattung der 300 Gulden wieder an sich zu ziehen. Die Juden jedoch wollten den Friedhof nicht nur weiter nutzen, son-



dern ihn noch erweitern. So kam es zum Vertrag vom 5. August 1709, den auf seiten der Juden Jakob Guggenheim und Marx Treyfuß, beide von Lengnau, unterzeichneten. Die Juden konnten den Friedhof weiter benutzen, er wurde dazu um 630 Schuh (18,90 Meter) verlängert. Dafür hatten die Pächter von nun an zehn Gulden an jährlichem Zins zu bezahlen.

Zwischenzeitlich dürfte den Juden der Friedhof erneut zu klein geworden sein. Jetzt traten sie mit der Bitte an die Stadt heran, ihnen die ganze Insel in Pacht zu geben. Mit Vertrag vom 6. April 1747 erfolgte dies. Die Juden hatten eine nochmalige Summe von 300 Gulden bei weiterlaufendem Jahreszins von 10 Gulden zu entrichten. Den jetzigen Vertrag signierten für die Juden Moyses Guggenheim von Lengnau und Samuel Bekharth von Endingen.

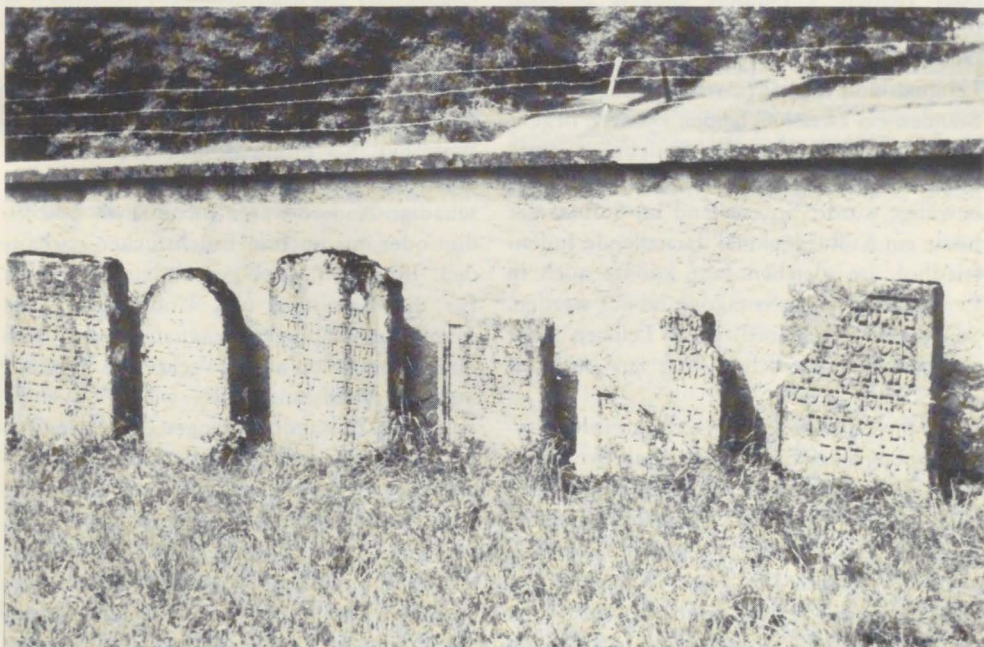
Es ließ sich nun feststellen, daß die Juden die 300 Gulden direkt an das Spital der Stadt Baden/Aargau bezahlten. Dort hatte die Stadt Waldshut das 1688 für die Bezahlung der Kontributionen an die Franzosen geliehene Geld noch nicht zurückbezahlt. Es waren die gleichzeitig in die Schweiz in Sicherheit gebrachten Kirchenglocken dafür verpfändet worden. Mit dem Geld der Juden und noch weiterem bei Waldshuter Bürgern geliehenem konnten die Schulden in Baden bezahlt und die verpfändeten Glocken 1748 zurückgeholt werden.

### Die Juden dürfen einen Friedhof in der Schweiz errichten

Immer wieder bedrohte das Hochwasser des Rheines den Bestand des Inselfriedhofes

*Grabsteine auf dem Judenfriedhof zwischen Lengnau und Endingen im Aargau vom einstigen Judenfriedhof bei Waldshut*

Foto: K. Sutter





Synagoge in Lengnau/Schweiz aus dem Jahre 1848

Foto: K. Sutter

oder richtete zumindest einigen Schaden durch Überschwemmungen an. Dies veranlaßte 1750 die Juden der beiden Dörfer Lengnau und Endingen von den regierenden Ständen ein zwischen beiden Dörfern liegendes Grundstück für die Errichtung eines neuen Friedhofes zu erbitten, was ihnen auch bewilligt wurde. So entstand im Surbtal der heute ein Kulturdenkmal darstellende Judenfriedhof. Im gleichen Jahr konnte auch in Lengnau die erste Synagoge erbaut werden. Seit dieser Zeit kamen keine Leichen mehr auf dem beschwerlichen Weg zur Insel auf dem Rhein.

Die Schweizer Juden zeigten sich ihren verstorbenen Vorfahren aber noch weiterhin verbunden. Sie kamen regelmäßig zu Besuchen auf die Rheininsel. 1806 stellten sie jedoch die Zahlung des Pachtzinses ein. Gerichtliche Klagen der Stadt Waldshut und Verhandlungen führten dazu, daß die Juden die Insel für eine Summe von 145 Gulden

und Entrichtung des rückständigen Zinses von 80 Gulden kaufen konnten. Der Vertrag wurde am 29. November 1813 geschlossen. Für die Juden unterzeichneten Samuel Weil von Lengnau und Michel Dreyfuß von Endingen.

Obwohl die Juden in der Schweiz durch Bundesbeschluß vom 21. März 1876 die volle Gleichberechtigung erhielten, verließen immer mehr Bürger die beiden Dörfer Lengnau und Endingen. Der Hauptgrund lag wohl darin, daß sie sich Berufen zuwandten, die in der ländlichen Gegend wenig Ausübungsmöglichkeiten boten. Heute lebt in den beiden Dörfern nur noch ein jüdischer Bürger. Die Judeninsel war zwischenzeitlich mit dem Land vereinigt und die Grabsteine mehr und mehr mit Schilf und Gestrüpp überwuchert. So geriet der Friedhof in Vergessenheit. Darin liegt wohl auch die Ursache dafür, daß er einer Schändung während der Zeit des Dritten Reiches entging.

### Exhumierung und Überführung

Nach dem letzten Kriege stieß nun Florence Guggenheim-Grünberg bei ihren historischen Forschungen zur Geschichte der Juden in der Schweiz auf den einstigen Friedhof bei Waldshut. Bei ihrem Besuch 1953 fand sie noch einen einzigen Stein aufrecht und unbeschädigt. Andere waren umgefallen, beschädigt oder nur noch in Bruchstücken vorhanden. Innerhalb eines gegründeten „Vereins für die Erhaltung und Unterhaltung des Friedhofes Endingen-Lengnau“ wurde nun eine Kommission zum Zwecke, den Friedhof auf der Waldshuter Insel wieder in einen würdigen Zustand zu bringen, ins Leben gerufen. Als man jedoch erfuhr, daß die Hafenanlagen der geplanten Rheinschiffahrt das betreffende Gelände beanspruchen würden, entschloß man sich, die noch vorhandenen Grabsteine mit den möglicherweise erhaltenen Gebeinen auf den Judenfriedhof Lengnau-Endingen zu überführen.





*Altes Judenhaus in Oberremdingen/Schw. mit einer Eingangstür für Juden und einer für Christen*

Foto: K. Sutter

Die Arbeiten begannen nach der vom Regierungspräsidium Süd-Baden am 10. November 1954 erteilten Genehmigung. Wider Erwarten konnten noch 85 einstige Gräber festgestellt werden. Grabsteine ließen sich nur sieben, teilweise beschädigt, aus der Zeit von 1674 bis 1748 zutage fördern. Behindert durch anhaltendes Hochwasser konnte die

Exhumierung erst 1955 abgeschlossen werden. Die Beisetzung der gefundenen Gebeine auf dem Surbtaler Friedhof fand im Rahmen einer Feierstunde statt, wobei eine große Zahl von Nachfahren der Verstorbenen anwesend war. Die Grabsteine wurden über den neu bestatteten Gebeinen an der westlichen Umfassungsmauer des heute unter Denkmalschutz gestellten Judenfriedhofes im Surbtal wieder aufgerichtet.

---

#### *Quellen und Literatur*

Die Verträge vom 27. Juli 1689, 5. August 1709, 6. April 1747 und 29. November 1813 befinden sich in Originalausführung wie auch etliche Aktenstücke von 1813 im Stadtarchiv Waldshut. Belege für den eingegangenen Pachtzins und andere von den Juden geleistete Zahlungen sind in den ab 1719 vollständig vorhandenen Stadtrechnungen zu finden. Über die Gesuche um Erweiterung des Friedhofes 1746 befinden sich auch Eintragungen in den Ratsprotokollen.

Florence Guggenheim-Grünberg, Der Friedhof auf der Judeninsel im Rhein bei Koblenz, Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz, Heft 5, Zürich 1956, 35 S.

Florence Guggenheim-Grünberg, Die Juden in der Schweiz, wie oben, Heft 7, Zürich 1961, 48 S.

Karl Schib, Die Geschichte der Stadt und Landschaft Schaffhausen, Schaffhausen 1972, Seiten 148–152.

## *Basel*

*Am Rheinknie liegt patrizischer Geschlechter  
in Bürgerfreiheit stolze Stadt gespreitet;  
hoch überm Flusse, wo der Blick sich weitet,  
steht schlicht und ernst das Münster wie ein Wächter.*

*Ich trete aus des Kreuzgangs schattiger Kühle  
zur Mauer überm steilen Felsenhange.  
Es stockt das Herz mir unterm Überschwange  
der sturzbachjäh bestürmenden Gefühle.*

*Dort unten liegt die Heimat hingegossen  
vom Schwarzwald zu den dunkelnden Vogesen,  
geliebtes Land, vom schnellen Rhein durchflossen.*

*In jedem seiner Züge steht zu lesen:  
Dies ist dein Land, denn hier bist du entsprossen  
und unser Antlitz ist dein Bild und Wesen.*

*Max Barth*



# Vorfahren Dr. Albert Schweitzers im mittleren Schwarzwald

Von Julius Hauth, Schiltach

Der bekannte Urwald doktor in Lambarene, Dr. Albert Schweitzer, verbrachte oft einen Teil seines Urlaubs in Königsfeld im Schwarzwald. So auch anfangs der zwanziger Jahre. Damals erlebte ich ihn bei einem Orgelkonzert in der Klosterkirche Alpirsbach. Bei der Fahrt von Königsfeld nach Alpirsbach kam er durch Hornberg und Schiltach. Er wußte nicht, daß ein Teil seiner Vorfahren aus den genannten drei Städtchen stammten. Es heißt, daß er nur geringes Interesse an seinen Vorfahren über die Urgroßeltern hinaus hatte.

Der „Cercle généalogique d'Alsace“ in Straßburg begann vor einigen Jahren eine Ahnenliste Dr. Albert Schweitzers aufzustellen. Ich wurde um Erforschung der Vorfahren im mittleren Schwarzwald gebeten. Anhand der grundlegenden Angaben begann ich die Nachforschung in Hornberg. Der Weg führte mich dann über Schiltach nach Alpirsbach.

Ein Vorfahr im Namensstamm war Johann Schweitzer, Freyknecht 1634, Schiffer 1663 in Frankfurt. Ein Sohn aus dessen 2. Ehe (20. 6. 1625 in Frankfurt) mit Maria Andress studierte in Straßburg Theologie und blieb als Pfarrer im Elsaß.

Die folgende Ahnenliste bringt die Vorfahren aus dem Raum der drei genannten Städtchen. Die Glieder der Familien Speidel, Feikelmann und Rimmelin werden nur bis zur X. Generation aufgeführt, weil sie aus dem gegebenen Raum fallen.

Die gesamte Ahnenliste wurde vom „Cercle généalogique d'Alsace“ unter dem Titel „Les ancêtres d'Albert Schweitzer“ veröffentlicht.

Die Veröffentlichung enthält 8 Familienzweige, 7 Karten, 1 Wappenverzeichnis und Bilder.

(Abkürzungen:

H = Hornberg, Sch = Schiltach)

- VI. 33 Speidel, Maria Marg., \* 20. 2. 1722 H., † 30. 3. 1761 H., verh. 26. 10. 1746 Boofzheim/Elsaß mit Joh. Jakob Schweitzer (32), Schulmeister in Boofzheim, \* 16. 8. 1713 Altenheim, † 31. 12. 1785 Boofzheim.
- VII. 66 Speidel, Joh. Jakob, Barbier, Chirurg, Ratsverwandter in H., \* 17. 11. 1692 H., † 28. 10. 1753 H., verh. 21. 11. 1719 in H.
- 67 Scherer (Scheerer), Maria Cleoppe, \* 9. 7. 1699 H., † 27. 4. 1737 H.
- VIII. 132 Speidel, Joh. Wilhelm, Oberamtl. Scribent, Amtspfleger in H., Führer unter Obristltts. Wiederhold Regiment, \* 17. 6. 1660 Uhingen/Fils, † 22. 2. 1728 H., verh. 19. 10. 1686 H.
- 133 Kahle, Anna Marg., get. 8. 3. 1667 H., begr. 13. 7. 1731 H.
- 134 Scherer, Hans Caspar, Barbier, Chirurg, Amtsbürgermeister in H., get. 16. 9. 1662 Sch., begr. 7. 3. 1729 H., verh. 22. 1. 1684 H.
- 135 Aberle, Anna Maria, \* 12. 10. 1662 H., begr. 17. 11. 1737 H.

- IX 264 Speidel, Joh. Wilhelm, reisiger Schultheiß in Uhingen/Fils 1660/62, Pfleger in Rottenacker f. d. Kloster Blaubeuren 1663/67, Verwalter d. Klosters Maulbronn 1667/71, Schaffner in Klosterreichenbach 1667/92, Verwalter d. Klosters Hirsau in Eberdingen und Nußdorf 1692/94, get. ca. 1631 Sch., † 21. 5. 1695 Eberdingen, verh. 24. 7. 1659 Sch.
- 265 Feickelmann, Anna Barbara (Witwe des Amtsschreibers Philipp Hegel in Pfullingen), \* 28. 12. 1628 Ebingen, † 2. 12. 1669 Maulbronn
- 266 Kahle, Hannß Wilhelm, Gerber, des Gerichts, Amtsbürgermeister in H., get. 28. 1. 1644 H., begr. 15. 10. 1726 H., verh. 17. 9. 1666 H.
- 267 Zimmermann, Anna Maria, \* 23. 4. 1643 H., begr. 14. 4. 1718 H.
- 268 Scherer, Joh. Ludwig, Bruchschneider, Chirurg, Bürgermeister in Sch., \* 9. 12. 1630, begr. 9. 3. 1713 Sch., Alter 82 J. 3 Mon., verh. vor 1658 Sch.
- 269 Trautwein, Maria Cleophe, get. 30. 3. 1640 Sch., begr. 1. 5. 1709
- 270 Aberle, Sebastian, Bäcker in H., \* (1624) H., begr. 4. 11. 1704 H., 80 J. 2 Mon. 15 Tge., verh. II. 19. 11. 1661 H.
- 271 Schuhmacher, Catharina, get. 3. 8. 1644 H., † . . .
- X. 528 Speidel, Joh. Sebastian, Hauptzoller u. Bürgermeister in Sch., get. 24. 1. 1603 Stuttgart, begr. 14. 4. 1670 Sch., verh. 16. 11. 1630
- 529 Gruber, Anna Maria (Witwe des Zollers David Wehrlin), get. 21. 12. 1600 Sch., † 8. 4. 1677 Sch.
- 530 Feickelmann, Ludwig, Magister, Diakon in Nagold 1611, Pfarrer in Alpirsbach 1617, in Ebingen 1618/59. \* 1584 Neuffen, † 14. 5. 1659 Ebingen, verh. I. 9. 7. 1612 Nürtingen, Stadel, Gertraud, T. v. Gabriel St. II. 2. 12. 1622 Ebingen
- 531 Rimmelin, Anna, \* 1598 Ebingen, † 18. 1. 1681, ca. 83 J.
- 532 Kahle, Steffan, Gerber, des Gerichts, \* (1595) H., begr. 8. 4. 1684, 89 J. H., verh. 10. 5. 1635 H.
- 533 Kopp, Anna, \* (1619) H., begr. 10. 5. 1687, 78 J.
- 534 Zimmermann, Jakob, Gastgeber, Metzger, Gerichtsverwandter, \* (1611), begr. 13. 2. 1656 H., 45 J. (4mal verh.), verh. IV. 4. 2. 1639 H.
- 535 Höl (Hölenius), Anna Maria, \* (1623), begr. Biberach 27. 8. 1693, 70 J. als Witwe des Michael Guthmann, Fourir, Gastgeber, verh. II. 21. 10. 1653, sie ist im Lager zu Biberach/Baden gest.
- 536 Scherer, Elias, Bruchschneider, Wund- und Schnittarzt in Sch., get. 30. 4. 1593 Sch., begr. 9. 12. 1665 Sch., verh. 21. 8. 1615
- 537 Braun, Anna Maria, von Sulz a.N., \* . . . , † . . .
- 538 Trautwein, Caspar, Wirt zum „Weißen Rößle“, consul, Bürgermeister, Lieutenant (der Landmiliz?), \* (1609) Tennenbronn (üb. St. Georgen?), † 13. 9. 1678, 69<sup>1</sup>/<sub>2</sub> J. (verh. I. 8. 6. 1629 Sch., Gruber, Susanne, get. 3. 6. 1609 Sch., † 22. 10. 1635 Pest, Sch. (Schwester von Nr. 529), II. 1. 3. 1636 Sch.
- 539 Burger, Agnesa, \* 25. 12. 1616 Alpirsbach, begr. 9. 11. 1686 Sch.



- 540 Aberle, Friedrich, Bäcker, \* (1588) H., † 25. 12. 1656, 68 J., verh.
- 541 NN, † vor 1651 H.
- 542 Schuhmacher, Johann, Reichenbacher Pfleger, Wirt zum „Roten Löwen“, des Gerichts, \* (1610) H., † 22. 11. 1667 H., 57 J., verh. 19. 7. 1635 H.
- 543 Wälde, Lucia, \* (1605) H., † 11. 7. 1673 H., 68 J.
- XI. 1058 Gruber, Paul, Gastgeber, Holzmeister, Bürgermeister in Sch., \* um 1575 Radstadt/Bistum Salzburg, † nach 1634 Sch., verh. 15. 9. 1595 Sch.
- 1059 Reuter, Anna Maria, \* 22. 2. 1578, † . . .
- 1066 Kopp, Theiß (Mattäus), † vor 1635 H.
- 1070 Höl (Hölenius), Johann, immatr. Gießen vor 1610, Pfarrer in Sulzfeld 1611, in Endingen/Kaiserstuhl 1627, H. 1638/48, \* in Vöhl/Itter (Hessen), † 21. 9. 1648 H., verh. . . .
- 1071 NN, Margaretha, . . .
- 1072 Scherer, Bartlin, Wundarzt, verh. . . .
- 1073 NN, Agatha, . . .
- 1074 Braun, Anthoni, Sulz a. N.
- 1076 Trautwein, Ernestus (Ernst), Schmied in Tennenbronn (?), \* 4. 12. 1580 Sch., † 1629/33 Sch. (?), verh. . . .
- 1077 NN, \* (1560 Tennenbronn), † 21. 11. 1635 Pest, Sch., 75 J.
- 1078 Burger, Friedrich, Forstverw. Knapp, Vogt seit 1628, Amtspfleger 166 in Alpirsbach, verh. 31. 10. 1614 Alpirsbach
- 1079 Sum(m), Cleophe, \* 25. 8. 1595 Sch., † . . .
- 1084 Schuhmacher, Hans, † vor 1635
- 1086 Welde (Wälde), Laux (Lukas), \* (1588), † 27. 11. 1655 H., 67 J., Bürgermeister und Kirchenpfleger in H.
- XII. 2116 Gruber, Michel, Einwohner zu Radstadt/Bistum Salzburg
- 2118 Reuter, Sebastian, in Sch.
- 2152 Trautwein, Caspar, Schmied, des Gerichts, Bürgermeister in Sch., † 1588/89 Sch. (verh. I. Gißler Anna, \* 1575 Sch.), II. 22. 8. 1575 Sch.
- 2153 Kopf, Agnes, von Winzeln b. Rottweil (verh. II. 8. 11. 1597 Nef, Martin)
- 2156 Burger, Michael, Forstverw. bis ca. 1612, Wirt zur „Krone“, Wirt auf d. Rathaus 1618, \* (1569), † 29. 9. 1629 Alpirsbach, 60 J., verh. ca. 1590
- 2157 NN., Margaretha (verh. II. 16. 11. 1630 Alpirsbach, Sum, Hans, Handelsmann in Sch., s. Nr. 2158)
- 2158 Sum(m), Hans, Handelsmann, Krämer in Sch., \* daselbst, † erschossen von Soldaten 1633 zwischen Schiltach und Schenkenzell (verh. II. 16. 11. 1630 Alpirsbach, NN., Margaretha, † 13. 7. 1639 Sch., Witwe v. Nr. 2156), verh. I. 14. 11. 1592 Sch.
- 2159 Legeler, Agnes, get. 26. 12. 1569 Sch.
- XIII. 4306 Kopf, Jakob, in Winzeln b. Rottweil
- 4318 Legeler, Jörg, Wirt, Bürgermeister in Sch., † zw. 25. 1. und 9. 5. 1598 Sch., verh. . . .
- 4319 Legeler, Cleophe, † nach 30. 3. 1610 (?)
- XIV. 8638 Legeler, Hans, Bürgermeister, Sch. (Herkunft unbekannt)
- 8639 NN, Ursula, . . .

Vom Zweig „Schweitzer“<sup>1)</sup> läßt sich eine Querverbindung zum Zweig „Kessel“<sup>2)</sup> herstellen, die vielleicht interessant ist.

Maria Cleophe Trautwein (Zweig Schweitzer, s. Nr. 269), hatte einen Bruder, Johann Casparus, Rotgerber (get. 6. 1. 1649 Sch., begr. 28. 11. 1725). Dieser heiratete am 16. 5. 1652 in Markgröningen Anna Maria Albrecht (get. 3. 3. 1652 Markgröningen, begr. 11. 10. 1724 Sch.). Die Eltern von ihr waren: Albrecht, Bernhard, Rotgerber (\* 30. 6. 1626 Heilbronn, † 24. 3. 1656 Markgr.), verh. 2. 7. 1650 mit Heller, Anna Margaretha (get. 1. 5. 1629 Markgr., † 9. 10. 1693 daselbst). Ein direkter Vorfahr dieser A. M. Heller war Conrad Heller, u.a. Vogt in Cannstatt (\* ca. 1473, Kirchentellinsfurt, † ca. 1544 Stuttgart). Er heiratete um 1499 Theodora Voland, geb. ca. 1480. Die Eltern der Theodora V. finden wir nun im Zweig „Kessel“ der Ahnenliste Schweitzers, S. 60 Nr. 29240: Vol-

land, Heinrich, Vogt v. Hornberg, Verw. des Amtes Groß-Sachsenheim, Besitzer des Stammheimer Hofes, geb. ca. 1435 Markgr., † 16. 6. 1482 Markgr., verh. 3. 3. 1464 Markgr., Lyher, Elisabeth, \* vor 1443 Stuttgart (?), † ca. 1490 Markgr. Diese Linie führt nun weiter über Herzog Eberhard IV. von Württemberg zu verschiedenen deutschen Adels- und Fürstenhäusern ins französische Königshaus und in italienische Adelshäuser. Les ancêtres d'Albert Schweitzer, Hrsg. Cercle généalogique d'Alsace, 5 rue Fischart, F-6700 Strasbourg.

---

#### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> siehe „Les ancêtres d'Albert Schweitzer“ S. 19  
<sup>2)</sup> ebd. S. 47 ff.



# Buchbesprechungen

**Assion, Peter** (Hrsg.): 650 Jahre Wallfahrt Walldürn. Mit Beiträgen von Friedhelm Jürgensmeier, August Gramlich, Theodor Wick und Peter Assion. Karlsruhe, Badenia Verlag 1980. 132 S., DM 26,—

Rechtzeitig zum Jubiläum der Walldürner Wallfahrt erschien ein gut aufgemachter, sehr informativer Band über die bedeutendste Wallfahrt der Erzdiözese Freiburg. Immerhin besuchen allein während der vier Wallfahrtswochen im Frühsommer weit über 100 000 Pilger die Gnadenstätte im Odenwald, viele weitere während der übrigen Zeit des Jahres. Dieses Phänomen verdient Beachtung, zumal das Wallfahrten neuerdings gerade bei jüngeren Leuten wieder beliebt wird. Dazu besitzt Walldürn ein bedeutendes historisches Erbe, wie 1981 auch durch die Ausstellung „Barock in Baden-Württemberg“ im Bruchsaler Schloß dokumentiert wurde. Dem Buch dürfte also ein größerer Interessentenkreis sicher sein.

Die beiden wichtigsten Beiträge lieferte zweifellos der Herausgeber, Peter Assion, selbst, der sich mit der Geschichte der Wallfahrt und ihren heutigen Erscheinungsformen auseinandersetzt. Die Ursprünge der Wallfahrt liegen im dunkeln, doch ist ihre Entstehung im späten Mittelalter gesichert. Es gab Zeiten der Blüte und des Niederganges. Nach den Rückschlägen des Bauernkrieges folgte in der Barockzeit ein bedeutender Aufschwung. Wichtig war hierfür der Neubau der Wallfahrtskirche zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Dieser war veranlaßt durch den Erzbischof von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, Lothar Franz von Schönborn. Ihm, der ja nicht nur geistlicher Führer, sondern gleichzeitig regierender Landesherr war, ist ein interessantes Kapitel des Buches gewidmet, das der Mainzer Kirchenhistoriker Friedhelm Jürgensmeier geschrieben hat. Im 18. Jahrhundert bildete sich eine Wallfahrtslandschaft heraus, die in ihren Grundzügen bis heute erhalten blieb. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch ein Exkurs über die Heilig-Blut-Verehrung in Polen. Die kritische Haltung der Aufklärer ließ die Wallfahrt wieder zurückgehen, doch brachte die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ein erneutes Aufblühen. Das heutige Bild der Walldürner Wallfahrt ist nicht einheitlich. Neben den barock anmutenden Fußwallfahrten, die immer noch sehr zahlreich sind, stehen solche, die sich moderner Verkehrsmittel bedienen und oft auch ein anderes Glaubensver-

ständnis voraussetzen. Interessant ist aber, daß die Fußwallfahrten — die weitesten kommen aus dem Kölner und Fuldaer Gebiet — in den letzten zehn Jahren ihre Teilnehmerzahlen verdoppeln konnten, nachdem sie zuvor lange rückläufig gewesen waren. Peter Assion geht den Ursachen hierfür, den Motivationen zur Teilnahme, den Formen und der Organisation der Wallfahrt in der Gegenwart gründlich nach.

August Gramlich beschäftigt sich mit den Walldürner Pfarrern und Wallfahrtsseelsorgern vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Neben deren biographischen Daten sind jeweils auch die Verdienste der einzelnen Persönlichkeiten um die Wallfahrt aufgeführt.

Theodor Wick steuert einen interessanten Bericht über das Wallfahrtsjubiläum von 1930 bei, der teilweise auf eigenen Jugenderinnerungen beruht.

Eine Fülle gut ausgewählter Dokumentarfotos ergänzen die Texte und bereichern den gelungenen Band.

Dr. Heinz Schmitt

**Greif & Zarenadler** — Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen — Hans Leopold Zollner, Badenia Verlag Karlsruhe 1981, 57 Illustrationen, DM 28,—

Der deutsche Michel, den schon Grimmshausen in der Gestalt seines Simplicissimus auch nach Moskau reisen läßt, und sein Nachbar im Osten, der Russe, sind sich nicht fremd geblieben. Dynastische und wirtschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Interessen verbanden sie. Die Krönung dynastischer Beziehungen war es, als Zar Alexander I. von Rußland am 28. 9. 1773 in St. Petersburg die badische Prinzessin Luise ehelichte, die dann als Zarin Elisabeth im Konzert der großen und kleinen Mächte ihrer fernen Heimat von Nutzen sein konnte: „Alexander — unser bester Verwandter“, so der Solgan von damals, hielt seine Hand über das badische Ländchen.

Diese Verbindung war wohl die markanteste aus „zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen“, die ihr Autor Hans Leopold Zollner, der im vergangenen Jahr seinen 65. Geburtstag feiern konnte, an uns vorüberrollen läßt. Als Kenner sowohl der badischen als auch der russischen und darüber hinaus der gesamteuropäischen Ge-



schichte war der Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften, darunter auch der unseren, der Verfasser landesgeschichtlicher Darstellungen, Biographien und Essays für diese Zusammenschau bestens geeignet. Mit kurzen, treffenden Strichen zeichnet er Persönlichkeiten, Situationen, Probleme, kurz das Wider- und Zusammenspiel der Mächte, das zu der fesselnden Begegnung zwischen einem großen und einem kleinen Staat führte — symbolisiert durch den doppelköpfigen Zarenadler und den gekrönten Greif, der das badische Wappen hält.

Niemand hätte vermutet, daß sich zwischen dem großen und mächtigen Rußland und dem kleinen Land Baden so viele Fäden spannen, wenn sie jetzt nicht zu einem farbigen Bild gegenseitigen Befruchtens, aber auch zeitweiser Disharmonien verwoben wären. Ein Sammelpunkt solcher Begegnungen war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Baden-Baden mit seiner stets zahlreichen russischen Kolonie. Neben dem Adel des Blutes und des Geldes waren es vor allem die Künstler, die in der Stadt an der Oos die große Welt, Heilung und Zerstreuung suchten: Schukowskij, Turgenjew, Dostojewskij, um nur die bedeutendsten zu nennen. Aber auch die rauhere Welt der Arbeit verband die beiden Länder. Badener siedelten zusammen mit Württembergern im Süden des großen russischen Reiches und machten ihm die neu gewonnenen Gebiete urbar. Der Schwarzwälder Martin Blessing lud sich die Krätze voll mit Uhren und kam damit bis nach Odessa. Kaufleute und Gelehrte bewährten sich im Gastland und kamen dort meist zu Reichtum und Ansehen. Nicht immer war die Hinwendung zu dem Staat im Osten freiwillig: eine badische Brigade mußte mit der Armee Napoleons nach Rußland ziehen — dafür gab es auf russischer Seite einen Badener als Kosaken-Kommandeur.

Auch auf anderem Gebiet gab es Berührungspunkte. Das Poem Lermontows „Der Dämon“ wurde aus Zensurgründen zum ersten Mal in Karlsruhe gedruckt und zwar in russischer Sprache. An ihren deutschen Studienorten, vornehmlich in Heidelberg, begann sich die „Intelligenzia“ zu regen, bewacht und beobachtet von der russischen Geheimpolizei, die doch nicht verhindern konnte, daß eines Tages ein gewisser Wladimir Iljitsch Uljanow durch das badische Ländchen fuhr, um als Lenin in seiner Heimat der Fürstenherrlichkeit und so nebenbei auch den russisch-badischen Beziehungen dieser Ära ein Ende zu machen. Zu den Haupt- und Staatsaktionen, zu den Geschichte gewordenen Beziehungen auf wirtschaftlichem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet kam auch manches Private, Zufällige, Kuriose, das den ost-westlichen Wechselwirkungen

eine pikante Note verlieh. Wen amüsiert es nicht, daß ein russischer Kaiser einmal in Karlsruhe im Badekabinett übernachteten mußte, weil sonst kein Platz war. Wem war es bekannt, daß das Gefängnis in der ehemaligen badischen Residenz nach russischem Vorbild erbaut wurde?

Auch in neuerer Zeit gingen die Fäden noch herüber und hinüber. Zollner erinnert an das Wirken des aus Podolien stammenden Malers Wladimir Zabotin in Karlsruhe und an die Übertragungen russischer Lyrik durch den in Kiew geborenen Professor Rudolf Plank, der ebenfalls in der ehemaligen Landeshauptstadt lebte und arbeitete. Ein in die Zukunft weisender Vers des Dichters Pasternak schließt die gehaltvolle Arbeit ab, deren Gebrauch ein Namensregister und ein reichhaltiges Literaturverzeichnis erleichtern und die der Karlsruher Verlag Badenia in einer geschmackvollen und reich illustrierten Ausgabe darbietet.

Josef Müller

#### **Käthe Zimmermann-Ebert: Sinsheim a. d. Elsenz, ein Kapitel Heimatgeschichte in Bildern**

Frau Zimmermann legte mit diesem Band ein Buch besonderer Art vor. Wenn es auch heute nicht mehr selten ist, daß Stadtgeschichten in Bilddokumenten verfaßt werden, so ist dieses Werk doch überdurchschnittlich gut gelungen und interessant. Das liegt an der Verwachsenheit der Verfasserin mit ihrer Heimatstadt, an ihren intimen Kenntnissen ihrer Geschichte, an ihrer Verbundenheit mit ihren Menschen und Institutionen einst und heute. Dadurch erhält das Buch eine eigene, den Leser gefangennehmende Atmosphäre.

Nach einem instruktiven, gerafften Abriss der reichen Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt Sinsheim beginnt der Gang durch die Stadt. Wir begegnen bedeutenden Persönlichkeiten wie Dekan Wilhelmi, dem Revolutionär Franz Sigel und aus der Reihe der Bürgermeister Karl Sidler, Bürgermeister der Stadt von 1913—1930. Es folgen die staatlichen Gebäude, Schulen, Spital, Rathaus und alter Markt, Gartenstadt, die traditionsreichen Gasthäuser, Wasserversorgung, Mühlen, Feuerwehr und die Vereine. Dazwischen, und das macht den hohen Reiz des Buches aus, finden sich viele Ansichten alter Bürgerhäuser, die z. T. längst nicht mehr stehen, und der winkligen Gassen, die einst zu einem Landstädtchen gehörten. Es ist ganz erstaunlich, was Frau Zimmermann in vielen Jahren des Sammelns zusammengetragen hat. Man legt das liebenswerte Buch nachdenklich aus der Hand. Nostalgie? Kaum, aber das Wissen um das, was al-



les verloren ging, bedrückt doch, auch wenn man weiß, daß jede Zeit ihren Tribut von der vergangenem fordert.

Käthe Zimmermann-Ebert: „Sinsheim a.d. Elsenz, ein Kapitel Heimatgeschichte in Bildern“. Verlag Gronenberg, Gummersbach 1981

Ludwig Vögely

**Herbert Falk, Freude am Wandern**, 60 schöne Rundwanderungen im Schwarzwald. Zeichnungen von Sepp Wurster, Karlsruhe, G. Braun, 1982, DM 18,—

Der Braun-Verlag Karlsruhe hat den Wanderbüchern des Schwarzwaldes ein neues hinzugefügt. Durch den Schwarzwald, ganz sicher eines der beliebtesten Wandergebiete Deutschlands, führen viele Wege, große Routen und kleine, zu herrlichen und allseits bekannten Zielen. Hier liegt nun ein Wanderführer vor, der in 60 Wanderungen — von Ebersteinburg bis Rötteln — über 850 Wanderkilometer führt, die abseits der allgemeinen „Heerstraßen“ liegen. Dabei entdeckt der Leser manche Wanderkostbarkeit, die ihm bisher unbekannt war, wie überhaupt das Buch zum Schnüren der Wanderschuhe reizt. Alle Wanderungen sind exakt beschrieben, die jedem Vorschlag beigegebenen Skizzen orientieren hinreichend. Natürlich fehlen die Angaben über Parkmöglichkeiten und empfehlenswerte, erprobte Gaststätten ebenso wenig wie die des geeigneten Kartenmaterials. Dem Text merkt man sofort an, daß der Verfasser ein passionierter Wanderer ist, der alle Wandervorschläge im Laufe der Zeit selbst abgegangen ist. Nur die persönlichen Erfahrungen können zu einer derart detaillierten, gründlichen und interessanten Streckenbeschreibung führen. Ein Genuß sind die vielen Zeichnungen von Sepp Wurster, sie allein besitzen einen hohen Aufforderungscharakter.

Ludwig Vögely

#### **Matthaeus Merian: Bodensee-Ansichten und Beschreibungen.**

Aus der Topographie ausgewählt und in die Sprache unserer Zeit übertragen von Helmut Bender. Gestaltung: Erich Hofmann, Konstanz. Verlag Friedrich Stadler, Konstanz. 79 Seiten, großformatig, im Schubert.

Das bibliophil aufgemachte großformatige Werk mit **BODENSEEANSICHTEN UND BESCHREIBUNGEN**, wie sie Dr. Helmut Bender ausgewählt und behutsam in die Sprache unserer

Zeit übertragen hat, ist, auf gutem Papier gedruckt, graphisch geschmackvoll eingerichtet und im Schubert, schon äußerlich eine reizvolle Aquisition zumal für Liebhaber der Werke des unerschöpflichen Kupferstechers. Aus den Topographien Schwabens und der Schweiz mußte sich der Herausgeber diese Bodenseeansichten aussuchen, denn: „Merian hielt sich bei seiner Bandenteilung streng an die damals gültige Reichskreiseinteilung, was in unserem Fall zur Folge hat, daß das Gros der von ihm wiedergegebenen und aufgeführten Bodenseeorde (hier freilich in geographisch weiterem, demnach erweiterten Sinn verstanden) in seiner Schwaben-Topographie zu finden ist.“ In seiner Einführung wurde diese Auswahl erläutert. Dr. Bender hat Merians Leben geschildert (1593—1650), hat Auskunft gegeben über das Gesamtwerk, die Mitarbeiter, die Familie, die Erben des überwältigenden Nachlasses, die Forschungsergebnisse unserer Zeit.

Matthäus Merian hat mitten im Dreißigjährigen Krieg und nach dessen Greueln und Verwüstungen gewissermaßen eine Bestandsaufnahme des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewagt vorzulegen. Und diesem optimistischen und weitsichtigen Entschluß haben wir Nachfahren überaus viel zu danken; es ist nicht verwunderlich, daß sich so viele Interpreten der vielfältigen Merianschen Werke finden. Zum vorliegenden: Bodensee und Bodenseehinterland sind ja nur kleine Ausschnitte, aber für uns wichtige. „Wir dürfen uns“, sagt Bender, „dabei in gleicher Weise des Lokalhistorischen wie auch des Symptomatischen Merianscher Graphik erfreuen.“ Einst dem „Großgünstig-geneigten Leser und Liebhaber der Deutschen Sachen“ angeboten, danken auch die von heute dem Herausgeber, daß sie sich noch einmal „viel ummauerte, und mit schönen lustigen, herrlichen und gewaltigen Gebäuden zugerichtete Städte“ mit ihren Festungen, Schlössern, Klöstern, Dörfern und Weilern, mit ihren Schulhäusern, Spitätern, ihren Armenhäusern und Palästen, den stattlichen Kaufhäusern und Märkten, dazu Mühlen, Bädern, Wirtshäusern und „Kunst-Kammern“, den lustigen und nützlichen Gärten vorstellen dürfen, die Merian mit so grandiosem Ausgareichtum für sie erhalten hat, — kurz, bevor viele von dem Konterfeiten verwüstet worden ist.

Ingeborg Hecht

**Frauenfeld, Karl Heinz: Rohrbach — im Wandel der Zeit.** Eine Ortsgeschichte aus der Kurpfalz. Heidelberg 1981: Gebhard. 131 Seiten quer-8° (Herausgeber: Volksbank Kurpfalz eG, Heidelberg)



Der 1. Vorsitzende des Stadtteilvereins Rohrbach, Angehöriger der Universitätsbibliothek Heidelberg, Karl Heinz Frauenfeld, den Lesern der „Badischen Heimat“ durch seine verschiedenen Beiträge kein Unbekannter, legt eine umfassende Geschichte des Heidelberger Stadtteils Rohrbach vor. Die sorgfältig ausgearbeitete Veröffentlichung verdient Beachtung.

Die das Buch einleitende „Chronik“ gibt auf 31 Seiten einen kurzgefaßten Überblick über das oft erschütternde Geschehen um den bis 1927 selbständigen Ort, an dem — eng verbunden mit den Herrschergeschlechtern der Kurpfalz — der Lauf der geschichtlichen Entwicklung nicht spurlos vorüberging. Die Ausführungen in der Chronik reichen von den ersten Funden aus der jüngeren Steinzeit bis in unsere Tage. Ein gut belegter und trotz der Kürze erstaunlich tiefgreifender Überblick.

Wer sich über die Menge der bereits darin angesprochenen Einzelheiten näher orientieren will, dem bieten die folgenden Kapitel vertieftere, ausführlichere Schilderungen. Er findet dort z. B. Ausführungen über die wechselvolle Geschichte des 200 Jahre alten Rohrbacher Schloßchens, über die Geschicke der Rohrbacher Freihöfe (Thann'scher und Menzinger Hof) und auch der des Bierhelder Hofes.

Fesselnd und amüsant zu lesen sind die Schilderungen über Entwurf und Bauausführung des Rohrbacher Rathauses. Hier werden an Hand der Akten Einblicke frei in Verkettungen und bürokratische Schwierigkeiten, die einem mehr als einmal bestätigen, daß „es nichts Neues unter der Sonne gibt“.

Was einem dabei manchmal zu etwas Schmunzeln verleitet, wird allerdings bitterer Ernst beim Lesen der Ausführungen über die mit viel Einsatz entworfene und zur teilweisen Ausführung gebrachte Quellwasserleitung des Johann Andreas von Traitteur. Der Autor verstand es, die nach langem Aktenstudium erworbenen Fakten eindrucksvoll zu schildern und die über 25 Jahre sich erstreckenden Bemühungen eines tüchtigen Mannes lebensnah vor Augen zu führen, Bemühungen, die dann letztlich an den Hofintriquen, später an den veränderten Zeitläuften scheiterten und Mannheim um das frische Bergwasser Rohrbacher Quellen brachte.

In einem Heimatbuch über Rohrbach darf natürlich nicht die Eichendorff-Romanze fehlen. In schlichten Worten wird diese Geschichte erzählt, streng nach den belegten Überlieferungen, um die sich ja schon mancher Autor bemühte.

Auch der Genealogen ist gedacht, die dem Kapitel „Auswanderung Rohrbacher Bürger im 18. und 19. Jahrhundert“ ihr besonderes Augenmerk

schenken werden. Stoff und Anregungen für weitere Arbeiten auf dem längst noch nicht abgeschlossenen Forschungsgebiet finden sich sicher darin.

Den neuen Geist der Zeit erfaßten die zu selbständigen Bürgern herangewachsenen Rohrbacher Bauern und Winzer bald, indem sie sich mutig — wie ausführlich auf S. 97—100 beschrieben — in der jüngsten Zeit ihrer Geschichte gegen manches Diktat „von oben“ einmütig auflehnten und so bei der geplanten Beschlagnahme wertvollen Ackerlandes und Baugrundes die Geschicke mit Erfolg in ihrem Sinne zu lenken unternahmen. Ein wehrhafter, bodenständiger Menschenschlag, in den sich auch die ab 1945 zugewiesenen Neubürger eingliederten.

Vor der aufschlußreichen „Zeittafel“, die übersichtlich die in der „Chronik“ und den Einzeldarstellungen erwähnten Jahresangaben aufführt und damit nochmals die enge Verzahnung der Geschicke des Ortes mit denen der Herrschergeschlechter der Pfalz und die Einflüsse des großen Weltgeschehens (Dreißigjähriger Krieg, Französische Revolution, Pfälzischer Erbfolgekrieg etc.) deutlich werden lassen, wird auch auf das im ehemaligen Rathaus eingerichtete Heimatmuseum hingewiesen, in dem anschaulich die Belegstücke in Form von Originalen, Kopien und Bildern zur Darstellung kommen und auch ein Bild ehemaligen Dorflebens vermitteln wollen.

Mit einem ausführlichen, sachlich gegliederten Quellen- und Literaturverzeichnis, das die Hand des kundigen Bibliothekars verrät, schließt die umfangreiche, alle Fakten und belegten Forschungsergebnisse der letzten Jahre endlich in einem Band vereineude Veröffentlichung.

Das Buch ist reich bebildert. Daß die Aufnahmen von Ludwig Pomi und des Bildarchives des Heimatmuseums im Zuge der geforderten Kostendämpfung nicht auf Kunstdruckpapier wiedergegeben werden konnten, sondern im laufenden Text eingefügt wurden, ist allzu verständlich. Es trösten aber den Beschauer die ausgezeichnete Papierqualität und ein in Vierfarbendruck wiedergegebenes Titelbild von August Lucas (im Besitz des Kurpfälzischen Museums Heidelberg), das das Rohrbacher Schloßchen von 1845 im typischen Genre der Zeit darstellt.

Die ganze Darstellung zeugt von einer gründlichen, sich über Jahre erstreckenden Auseinandersetzung mit dem Stoff. Der Wunsch des Autors, den „richtigen Ton“ bei der Darstellung und der Auswahl des vielschichtigen Stoffes zu finden, kann als voll gelungen bezeichnet werden. Man kann dem Verfasser nur dankbar sein für die Mühe, die er — trotz erheblicher beruflicher Belastung — für die vorliegende Arbeit aufwandte.



Dankbar begrüßt muß aber auch das große Entgegenkommen der Volksbank Kurpfalz eG Heidelberg werden, die durch ihre finanzielle Unterstützung die Herausgabe der Veröffentlichung ermöglichte. Zuversichtlich mag es auch die in Heimatgeschichte Beflissenen stimmen, aus dem Munde des amtierenden Direktors der Volksbank Kurpfalz Heidelberg, Herrn Udo Ehrbar, zu hören, daß das vorgelegte Buch der Anfang einer Reihe von Heimatbüchern über Stadtteile und Gemeinden, in der die Volksbank Kurpfalz vertreten ist, bilden soll.\*) Ein verheißungsvoller Ansatz und Ansporn zugleich für die in Heimatforschung Tätigen und um Heimatverbundenheit Bemühten. Dem schnell vergriffenen, nur über die Volksbank Kurpfalz eG Heidelberg, Schwetzinger Str. 54, zu erhaltenden Buch, dessen 2. Auflage geplant ist, ist eine weite Verbreitung zu wünschen. Vor allem möge es die Lehrkräfte der betr. Schulen erreichen und zur Vorlage für den heimatkundlichen Unterricht dienen und zu weiterführenden Studien anregen.

Dr. H. Haas, Heidelberg

\*) Vgl. hierzu die Besprechung in: Rhein-Neckar-Zeitung (HDer Ausg.) Nr. 110, S. 4 v. 14. 5. 82 (h.)

### **Der Schwarzwald für den, der mehr erfahren möchte**

Über den Schwarzwald ist schon sehr viel geschrieben worden, doch wer „mehr erfahren möchte“ — so verspricht es der Titel zu Recht —, greife getrost zur 47. Veröffentlichung des verdienstvollen Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. Der von Ekkehard Liehl und Wolf Dieter Sick nach jahrelangen und mühevollen Vorarbeiten herausgegebene nahezu 600 Seiten umfassende Ganzleinenband stellt in seiner Art den ersten landeskundlichen Überblick über dieses Gebirge dar, das mit seiner unverwechselbaren Individualität, seinem eigenständigen Charakter, aber auch mit seinen Bewohnern, deren Brauchtum und Vergangenheit zu den markantesten und berühmtesten deutschen Landschaften zählt. Zahlreiche kompetente und namhafte Sachkenner aus vielen Fachbereichen der Natur- und Kulturwissenschaften haben sich in folgenden 22 Einzelbeiträgen erfolgreich bemüht, der Vielfalt des Schwarzwaldes aus der Sicht unterschiedlicher Disziplinen und Fragestellungen gerecht zu werden: Der Schwarzwald in der letzten Eiszeit — Die ältere Vereisung des Schwarzwaldes und der angrenzenden Gebiete — Das Klima im Schwarzwald — Wald, Wasser und Gewässer — Geschichtlich bedingte Züge in der

heutigen Vegetation des Schwarzwaldes — Die Entwicklung der Wälder des Schwarzwaldes durch die Nutzung vergangener Jahrhunderte und ihre heutige Bedeutung — Zur Territorialgeschichte des Schwarzwaldes — Zur Kirchengeschichte des Schwarzwaldes, besonders zur Geschichte der Schwarzwaldpfarreien — Zur Tal-, Dorf- und Stadtverfassung des Schwarzwaldes — Zu den Ortsnamen — Mundarten — Singen und Sagen im Schwarzwald — Hausformen des Schwarzwaldes — Schwarzwälder Haus-, Handwerks- und Handelskunst — Der Schwarzwald, seine wirtschaftliche Entwicklung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert — Der Schwarzwald als Agrarlandschaft — Industrie im Schwarzwald — Aspekte regionaler und sektoraler Entwicklungen, Strukturen und Probleme — Einige Aspekte des Fremdenverkehrs im mittleren und südlichen Schwarzwald — Die Nutzung des Waldes als Erholungsraum — Natur- und Landschaftsschutz im Schwarzwald — Die Zukunft des Schwarzwaldes als Problem der Landes- und Regionalplanung — Der Schwarzwald, ein landeskundlicher Überblick. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß jeder einzelnen Darstellung ein ausführliches Schriftumsverzeichnis angegliedert ist, das ein weiteres vertiefendes Studium zum angesprochenen Thema, zu aufgeworfenen Fragen ermöglicht. Durch ein umfassendes Geographisches, Namens- und Sachregister wird die landeskundliche Monographie als hervorragendes Arbeitsbuch und Nachschlagewerk herausgestellt. Viele Aufnahmen, Tabellen, Übersichten und graphische Darstellungen lockern das Gesamtwerk auf, veranschaulichen die Fülle der Informationen und verdeutlichen die Hintergründe und Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen. Als respektable Leistung hat der Kondordia-Verlag Bühl/Baden mit dem Buch „Der Schwarzwald — für den, der mehr erfahren möchte“ (Preis 52,- DM) seine Tradition als Hort wertvollen Heimatschrifttums in gelungener Form erneut unter Beweis gestellt und durch diese moderne zusammenfassende Darstellung von seiten der Wissenschaft eine Lücke geschlossen

Kurt Klein

### **Auf zwei Rädern durch die Ortenau Ein wertvoller Wegbegleiter für den Radwanderer ist erschienen**

In zunehmendem Maße erfreut sich das Radwandern — wenn möglich abseits der lärmgefüllten und gefährlichen Landstraßen — größerer Beliebtheit. Die Freude an der Natur und die Vorteile der sportlich-körperlichen Betätigung ließ die Freunde des Zweirades sprunghaft ansteigen und aus den



RadSportvereinen unserer Väter eine Volksbewegung erwachsen. Verständlich, daß dadurch der Wunsch nach geeigneten regionalen Unterlagen, Karten und Wanderführern immer lauter geworden ist. Diesem berechtigten Anliegen ist nun der Morstadt-Verlag Kehl mit der Herausgabe einer sehr handlichen Broschüre mit dem beziehungsreichen Titel „Radwanderwege Ortenau“ von Gabriele Schneider nachgekommen, nachdem vor einiger Zeit bereits eine Radwanderkarte für den Ortenaukreis erschienen ist. Das nahezu 150 Seiten umfassende Büchlein (Preis 9 DM) besticht durch Inhalt, Form und Aufbau und ist zudem durch eine Anzahl reizvoller Aufnahmen aufgelockert. Nach einem kulturhistorischen Überblick über das Paradies Ortenau des bekannten Landschaftszeichners Heinz Bischof stellt die Autorin eine Anzahl von Radwanderungen zwischen dem Taubergießen und dem Vogtsbauernhof, dem Streitberg und dem rebbedeckten Hügelland am Fuße der Hornisgrinde vor. Die Hinweise beschränken sich aber nicht nur auf die Wegbeschreibung, sondern lassen die Sehenswürdigkeiten und das Bemerkenswerte links und rechts der Fahrstrecke aufleben, so daß der Leser an die gern angenommenen Wanderbücher von Kurt Klein erinnert wird. Neben den übersichtlichen Wegskizzen von Horst Kölblle erfährt der Radfahrer als wichtige Information auch die Auskunft über „Fahrzeit“, „Entfernung“ und „Schwierigkeitsgrad“ der Wandervorschläge durch das Ried, das Hanauerland, die rebbegrenzte Vorbergzone und die malerischen Schwarzwaldtäler mit ihren verbindenden aussichtsreichen Paßstraßen. Je ein Geographisches-, Sach- und Personenregister ermöglichen ein rasches Orientieren und Zurechtfinden in dieser gelungenen Broschüre, die es dem Radfahrer ermöglicht, mit seinem „Drahtesel“ mit die schönsten Gebiete Mittelbadens mit offenen Sinnen für deren Kultur, Geschichte und landschaftlichen Reize zu erleben, wobei die angeführten Einkehrmöglichkeiten zur Stärkung und gemüthlichem Verweilen bestimmt nicht übersehen werden. Kurt Klein

### **Kennen Sie Hansjakob?**

#### **Eine Neuerscheinung will wertvolle Hilfe geben**

Hermann Eimann „Kennen Sie Hansjakob?“ Leben — Werke — Bibliographie, 148 Seiten, Ganzleinen, 18,80 DM — Morstadt Verlag Kehl/Rhein.

Fast könnte man glauben, daß 1981 ein „Hansjakobjahr“ gewesen sei, denn nicht weniger als sechs Neuerscheinungen von und über den nach wie vor aktuellen Volksschriftsteller sind in diesen zwölf

Monaten auf dem Büchermarkt erschienen. So folgt nun nach dem „Steinernen Mann von Hasle“, „Im Paradies“ als Neuauflagen und den Schriften „Hansjakob und der badische Kulturkampf“, „Der Hansjakobweg — ein Wanderführer“ sowie den „Anekdoten um Hansjakob“ als sechste im Bunde das sehr gefällig aufgemachte Buch „Kennen Sie Hansjakob?“ Ja, man darf sich diese Frage ruhig einmal stellen, nachdem in den letzten Jahrzehnten bereits dreizehn Volksbücher des markanten Schwarzwälders neu aufgelegt wurden und verhältnismäßig viel Schrifttum erneut über den unbeugsamen Recken erschienen ist.

Dies darf als eindeutiges Zeichen der Überzeitlichkeit des literarischen Schaffens Hansjakobs als dem Rufer, Mahner, Erzieher, Unterhalter, aber auch den sozial engagierten Streiter und Politiker gewertet werden. Die mit viel Fleiß, Sachkenntnis und Liebe zum Detail von Hermann Eimann zusammengestellte Schrift gewährt einen umfassenden Einblick in das Gesamtwerk Hansjakobs, das den Leser, selbst den Kenner erstaunen läßt ob der Vielfalt des verpflichtenden Erbes, das der größte Sohn Haslachs der Nachwelt hinterlassen hat: Die wissenschaftlichen Schriften, politische Schriften und Flugschriften, Reiseerinnerungen, Erzählungen aus dem Volksleben, Familiengeschichte, Historische Erzählungen, Autobiographien, poetische Erzählungen, Tagebücher, Predigtwerke und letzte Schriften. In kurzen, markanten Hinweisen geht Eimann auf den Inhalt der jeweiligen Veröffentlichung ein und weitet dadurch den Blick auf das Lebenswerk des schreibgewandten Pfarrdichters, der schon vom Umfang her eine ungeheure, schier nicht faßbare, aber doch durchgegeistigte Leistung vollbracht hat. Auf engem Raum führt der begeisterte Hansjakobforscher auch die breitgestreute Resonanz auf, die das Leben und Wirken des „Grobschmids von Hasle“ bis in unsere Tage entfachte und die ein Garant für das Unvergängliche und Zeitlose im Schaffen des Volksschriftstellers darstellt. Der Pädagoge und pensionierte Rektor Eimann aus Münster in Westfalen gehört zu jenen Persönlichkeiten, die weitab von den Wirkungsstätten Hansjakobs, dem Schwarzwald im Bannkreis zwischen See und badischer Residenz, in jungen Jahren mit dem Schrifttum des Kinzigtälers in Verbindung kamen, seiner Faszination erlagen, immer tiefer in die einschlägige Literatur eindringen, um dann die Nachwelt, die Gegenwart fern jeglicher lokalpatriotischer Färbung auf die unveräußerlichen Werte des Volksschriftstellers aufmerksam zu machen. Mit diesem reichbebilderten Buch, fast möchte man sagen, „der ganze Hansjakob in Kurzfassung“ hat sich nicht nur der Autor ein bleibendes Verdienst um die Sache des immer wieder angefochtenen „Tintenlöwen“ aus



dem Schwarzwald erworben, vielmehr stellte der Morstadt Verlag in Kehl durch diese ansprechende Herausgabe erneut unter Beweis, daß er sich immer mehr dem Nachlaß Hansjakobs verpflichtet fühlt.

Kurt Klein

### **Emil Müller-Ettikon: Der Schwarzmichel. Aus dem Leben eines Salpeterers**

Am 13. Februar 1970 sagte der ehemalige Bundespräsident Gustav Heinemann bei der Schaffer-Mahlzeit in Bremen: „Kennzeichnend für unser mangelndes Geschichtsbewußtsein scheint mir, daß auch Einwohner des Südschwarzwaldes so gut wie nichts von den Kämpfen der Salpeterer wissen, obwohl sie sich praktisch vor ihren Hoftüren abgespielt haben und in manchen Fällen die eigenen Urahren daran beteiligt gewesen sind...“ Und in der Tat, das Wissen um die Salpeterer, von ihrem Kampf um das alte Recht, die alte Freiheit, ihrer Not, Verbannung und Tod ist auch außerhalb des Hotzenwaldes gering. Und es war Zeit, daß Heinemann jenes kritische Wort gesprochen hat. Die Literatur über die Salpeterer, der „freien, keiner Obrigkeit untertanen Leut auf dem Hotzenwald“, ist nicht sehr umfangreich. Da gibt es die verdienstvollen Untersuchungen Günther Haseliers (seine Dissertation 1940 über die Streitigkeiten der Hauensteiner mit ihren Obrigkeiten und seine Geschichte des Hotzenwaldes 1973). Jakob Ebner schrieb eine Geschichte der Salpeterer, Thomas Lehner gab die „Salpeterer“ heraus, ein Büchlein, welches half, die Diskussion um die Salpeterer-Freiheitshelden oder kriminelle Rebellen in Gang zu bringen. Fritz Schächtelin hat über die Salpeterer gearbeitet. Aus deren Heimat aber sind es vor allem der junge Historiker Hubert Matt-Willmatt und Dr. Müller-Ettikon, welche den unerhört interessanten Vorgängen — besonders im 18. und 19. Jahrhundert — nachgingen. Besonders sorgfältige Studien und Auswerten der Akten des Generallandesarchivs in Karlsruhe wurden zur Grundlage der Veröffentlichungen Dr. Müller-Ettikons. Seine Aufsätze und Vorträge haben großen Anteil daran, daß der Kampf der Salpeterer um ihre alten Rechte wieder aktualisiert und verlebendigt wurde.

Was bei der Geschichte der Salpeterer fasziniert und so ungemein beeindruckt, ist ihre Beharrlichkeit und die Einigkeit ihres Willens, das Vermächtnis (1396) des Grafen Hans von Habsburg, den Leuten auf dem Schwarzwald „ihre alten Rechte“ zu lassen, zu bewahren und über einen Zeitraum von 700 Jahren besonders gegen das Kloster St. Blasien, aber auch letztlich gegen das

Großherzogtum Baden, zu verteidigen. Der Freiheitskampf der Hotzen um ihr „frühdemokratisches Selbstverfassungs- und Verwaltungssystem auf bäuerlich-genossenschaftlicher Grundlage“ (Vorwort Kuhlmann), gegen Leibeigenschaft und Beschneidung ihrer Rechte, war unerbitlich. Es ging auch um viel. Für ihre Rechte setzten die Salpeterer Hab und Gut aufs Spiel, gingen in den Kerker, in Verbannung und schließlich in den Tod.

Emil Müller-Ettikon greift in dem vorliegenden Buch ein Einzelschicksal heraus, nämlich das des „SchwarzMichels“ Michael Tröndle aus Bergaligen. An ihm werden die komplexen Ereignisse um die Mitte des 18. Jh.s deutlich in ihrer Auswirkung auf ein menschliches Dasein, eines unter vielen. Denn das war schon immer so, daß hohe Politik und besonders Machtpolitik, sich in den Hütten der Armen am verheerendsten ausgewirkt haben. Müller-Ettikon ist es gelungen, den Leser nachdenklich zu machen, und er hat allen jenen einen Dienst erwiesen, denen die Salpetererbewegung ein wichtiges Stück heimatlicher Geschichte ist.

Emil Müller-Ettikon: „Der Schwarzmichel. Aus dem Leben eines Salpeterers.“ Freiburg, Rombach, 1980. 88 Seiten, mit einem Vorwort von Wolfgang Kuhlmann, sechs Abbildungen nach Holzschnitten von Alban Spitz und einer Kartenskizze von E. H. Cordier, brosch. 9,— DM. Ludwig Vögely

### **Schwarzwald-Klimafibel Ein Ratgeber für Kur und Erholung**

Der Fremdenverkehrsverband Schwarzwald (Freiburg) gab in Zusammenarbeit mit dem Heilbäderverband Baden-Württemberg (Freiburg) unter Mitwirkung von Prof. Dr. Schmidt-Kessen (Institut für Balneologie der Universität Freiburg) und der Medizinmeteorologen Dipl.-Met. Trenkle und Dr. Harlfinger (ZMMF Freiburg) eine Klimafibel für den Schwarzwald heraus.

Dieses Falblatt verfolgt den Zweck gesundheitsbewußte Urlauber und Menschen, die im Urlaub, während einer Kur und in der Rehabilitation das Klima als Heilmittel einsetzen wollen, über die typischen Eigenheiten des Schwarzwaldklimas und seinen Einfluß auf den gesunden und kranken Organismus zu informieren.

Unter Berücksichtigung der Höhenlage, typischer geographischer und topographischer Merkmale sowie wesentlicher Klimafaktoren wie Temperatur, Luftfeuchte, Strahlung, Bewölkung, Nebelhäufigkeit, Windstärke, Niederschlagsmenge und -häufigkeit wurde in Anlehnung an die von Prof. Dr. F. Becker u. Dr. M. Wagner im Jahre 1970 im



Geographischen Taschenbuch veröffentlichte Bioklimakarte für die Bundesrepublik Deutschland für den Schwarzwald und die Randgebiete eine Bioklimakarte ausgearbeitet, aus der die räumliche Verteilung der vier wesentlichen Bioklimazonen ersichtlich ist. Sie bietet dem Urlauber und Kurgast die Möglichkeit jene Bioklimazone auszuwählen, die seiner eigenen Reaktionslage am dienlichsten ist. Da sich im Jahresverlauf die einzelnen Klimatelemente in den verschiedenen Höhenlagen hinsichtlich ihrer Wirkung auf den menschlichen Organismus unterschiedlich auswirken, wurde in einer Graphik anhand eines Klimaindex, der aus den wesentlichen Klimatelementen berechnet wurde, für die vier Bioklimazonen und für die einzelnen Monate eine Aussage über die Klimagüte gemacht. Diese Darstellung, die in den Legenden textlich untermauert wird, zeigt, daß fast in allen Monaten in einer der 4 Klimazonen günstige Bedingungen erwartet werden können. Auf den Textseiten werden die Eigenschaften der Klimazonen besprochen und vom Mediziner Mittel und Wege aufgezeigt das Klima des Schwarzwaldes und die von ihm ausgehenden heilsamen Umweltreize zu nutzen. Dabei wurde besonders auf die günstige Wirkung des Aufenthalts im Freien hingewiesen, der unter Nutzung der natürlichen Umweltreize die Leistungsfähigkeit und die Abwehrvorgänge gegen Krankheiten steigert, zur Regulation des hormonalen- und des Nervensystems beiträgt, Kreislauf und Stoffwechsel stabilisiert und schließlich auch durch Akklimatisation und Training die Überempfindlichkeit gegen Witterungseinwirkungen abbaut oder vermindert.

Dipl.-Meteorologe Hermann Trenkle

**Ingeborg Hecht, Begegnungen mit Bacchus.** Süffiges und Pfißiges um Winzer und Wein von einer Hanseatin in Baden. Morstadt-Verlag, Kehl 1982. 144 S., 18,80 DM.

„Harmlose Weingeschichten? So ganz ohne ‚Anliegen‘, ‚Aussagen‘, ‚Denkanstöße‘ — nur so zur Unterhaltung?“ „Aber ja!“ Aber nein; ganz so „harmlos“, wie Autorin und Verleger sich dieses kleine Buch (das mit ihrem hier zitierten Gespräch beginnt) gedacht hatten, ist es dann doch nicht geworden. Ganz gewiß unterhält es seinen Leser, und zwar gut, aber es belehrt ihn zugleich, indem es beschreibt, wie die Autorin, als „Hamburgerin im Breisgau“ einst entsprechend ahnungslos in Sachen Wein, selber belehrt wurde. Einen Teil der Geschichten hat sie somit erlebt, einen anderen bei ihrer Arbeit an den badischen Ortschroniken aufgefunden, durch die sie bekannt geworden ist, so

daß — um im Rahmen des Themas zu bleiben — dieses Buch eigentlich als eine Nach- oder besser Spätlese zu bezeichnen wäre. Übrigens geht es in ihm nicht nur „um Winzer und Wein“, sondern ausführlich auch um Brenner und Brantwein, also Schnaps, und um manches mehr — immer aber um ein ganz besonderes, heiteres Kapitel badischer Kulturgeschichte. („Und ich darf auch mal abschweifen? Thema mit Assoziationen?“ „Aber ja.“) Das Buch ist, versehen mit hübschen Illustrationen von Doris Keune-Wagner, im Morstadt-Verlag erschienen, der sich mit seinem Programm neuerdings sehr deutlich profiliert. Dr. J. Werner

**Kurt Klein: Geheimnisvoller Schwarzwald.** Morstadt-Verlag Kehl, Straßburg, Basel. 200 Seiten. Photos. 1982. Ln. DM 18,80.

**Albrecht Wolfinger: Unterwegs — Geschichten von gestern und heute.** Morstadt-Verlag Kehl, Straßburg, Basel. 172 Seiten. Zeichnungen von Bruno Kröll. 1982. Ln. DM 18,80.

„Und doch gibt es in seinen (des Schwarzwaldes) Tälern, auf seinen Höhen noch Dinge . . ., die auf ihre Entdeckung warten oder über die der laute Alltag hinwegfegt“, steht in „einem Wort zuvor“ zum „Geheimnisvollen Schwarzwald“. In dieser kleinen Sammlung versucht Kurt Klein, manches aus diesem „lauten Alltag“ hinüberzuretten ins Bewußtsein derer, die Geschichte und Geschichten lieben. Auf den Spuren des heiligen Gallus und seines legendären Bären, dem als „Talheiligen“ des Hamersbachtals das erste Kapitel gewidmet ist, stellt er Land und Leute um Hamersbach- und Kinzigtal vor. Den Nordracher „Uhrenkönig“, selbst ein „lebendiges Geschichts- und Heimatbuch“, läßt er zwischen seiner tickelnden Uhrenpracht erzählen; er führt uns mit dem amüsanten Porträt des alten „Postpaschas“ aus Zell in die Zeit der Thurn- und-Taxischen Post zurück. An Bildstöcken liest er Vergangenes ab, wobei er auch alte Chroniktexte zitiert: eine Flutkatastrophe an der Gutach, einen Eifersuchtsmord in Hauserbach. Er gibt eine kleine Forellen-Angellehre; er erzählt von Schäfern und Heiligen, von Trachten und Festen, von bauerlichen und adeligen Schicksalen oder von erheiternden Bräuchen, wie etwa dem der „Säcklestrecker“: Da wurden einst auf reichen Bauernhöfen an Schlachttagen mit anonymen ulkig gereimten Briefen ein Sack voll Fleischernem gefordert; die Schreiber durften sich beim Abholen



des großzügig gefüllten Sackes nicht erwischen lassen — andernfalls wurde unterhaltsames Spektakel mit ihnen getrieben; Vergnügungen einer fernsehlosen Zeit . . . Bei diesen Geschichten, früher hätte man gesagt: am Kamin zu lesen oder am Spinnrad — ist oft des Autors großes Vorbild zugegen und kommt auch selbst zu Wort: der Doktor Hansjakob.

\*

Die zweiundzwanzig Geschichten von Albrecht Wolfinger, weiland Professor am Freiburger Bertoldgymnasium, sind selbst erlebt. Sie spielen sich

ab in Dörfern und kleinen Städten unserer Umgebung. Da ist etwa eine Jungverheiratete, die heimlich Schulden macht und in Schwierigkeiten gerät. Oder ein junger Bauernsohn, der den Hof nicht übernehmen möchte und heimlich auszieht, um die Freiheit zu suchen; was er findet, ist eher tragisch. Oder ein Städter zieht aufs Land und prozessiert um einen frühmorgendlichen Hahenschrei. Kuriose Kinder und Erwachsene werden geschildert in diesen Geschichten, die der Autor „unterwegs“ aufgelesen und die Bruno Kröll hübsch illustriert hat. Sie sind nicht „dramatisch“, sie sind einfach „Schmunzellektüre mit Hintergrund“.

Ingeborg Hecht

## Anschriften der Autoren dieses Heftes

*Prof. Dr. Peter Assion*

Universität, Institut f. Europäische Ethnologie  
Bahnhofstr. 5 a, 3550 Marburg/Lahn

*Dr. Lili Fehrle-Burger*

Werrgasse 7, 6900 Heidelberg

*Dr. Rudolf Futterer*

Söternstr. 22, 7522 Philippsburg

*Karl Gysler*

Hauptstr. 40, 7807 Elzach

*J. Hauth*

Hauptstr. 19, 7622 Schiltach

*Edmund Kiehnle*

Kleinheinsstr. 24, 7519 Eppingen

*Zoltan Magyar*

Weserstr. 15, 7550 Rastatt

*Ludwig Merz*

Quinckestr. 18, 6900 Heidelberg

*Konrad Sutter*

Waldeckstr. 3, 7890 Waldshut

*Prof. Dr. Jacob Steiner*

Im Leimen 5, 7560 Gaggenau-Oberweier

*Winfried Studer*

Rathausplatz 1, 7844 Neuenburg/Rh.

*Ludwig Vögely*

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe 41



## ANTIQUARIATSKATALOG BADEN-WÜRTTEMBERG

erschienen.

Zusendung auf Anforderung.



Wilfried Melchior  
Antiquariat & Verlag  
Telefon 07042/77226  
Schloß Riet  
7143 Vaihingen/Enz

Laufend Ankauf von alten  
Büchern, ganzen Sammlungen,  
Bibliotheken und Nachlässen.  
Diskrete Abwicklung.

H 957



Mit freundlicher Genehmigung des AT-Verlags in Aarau, Schweiz-GOK

**Das Land mit den unternehmungsfreudigen Erfindern hat auch eine unternehmungsfreudige Bank.** Das Fahrrad wurde in Baden-Württemberg erfunden. Und auch das Motorrad und das Motorboot. Hier wurden die ersten fahrtüchtigen Autos gebaut und der Volkswagen entwickelt, fuhr erstmals ein Taxi, kam der Teddybär zur Welt und die Dauerwelle in Mode. Baden-württembergischem Erfindergeist verdanken wir den Zeppelin und die Zündkerze. Den Benzinmotor und die Rechenmaschine. Wie auch die Kuckucksuhr und den Alleskleber. Ja, die Baden-Württemberger haben - in des Wortes doppelter Bedeutung - das Pulver erfunden. Kaum verwunderlich, daß in einem so erfindungsreichen Land auch eine Bank ganz schön erfindungsreich und unternehmungsfreudig ist.



# Die Baden-Württembergische Bank.



